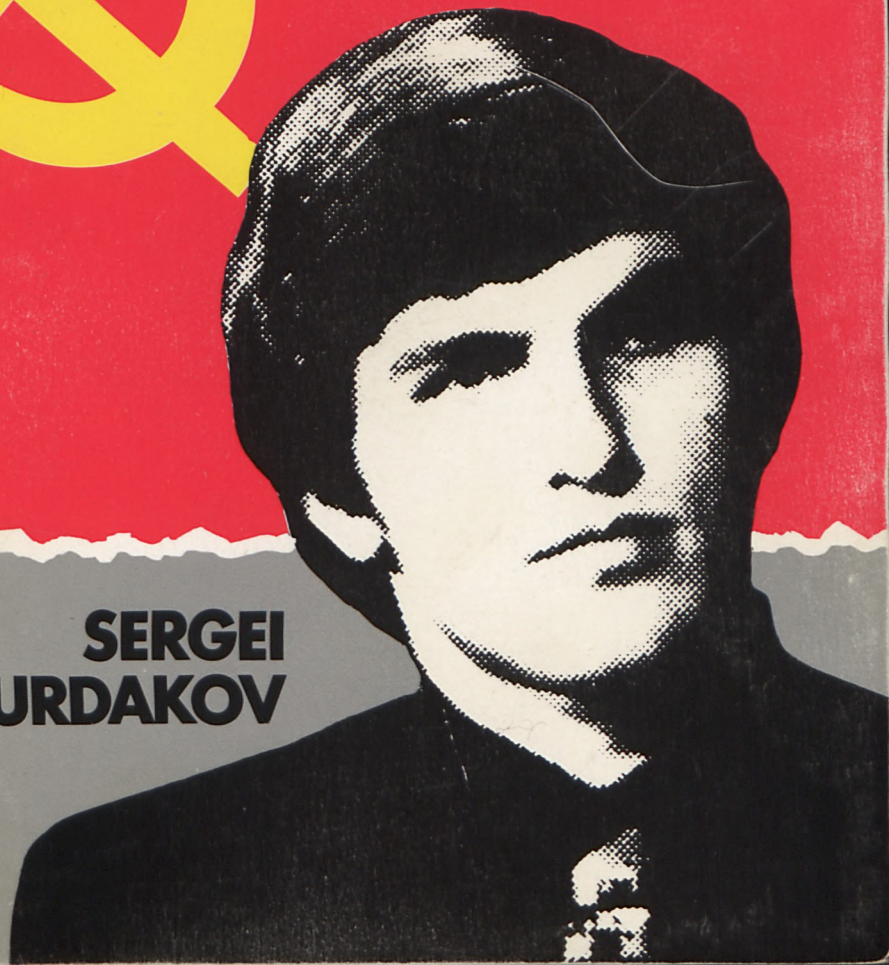


# Vergib mir Natascha



**SERGEI  
KOURDAKOV**



**Sergei Kourdakov**

**Vergib  
mir  
Natascha**

**Felsenverlag GmbH**

ISBN 3-924661-03-0

© Underground Evangelism 1973

© der deutschsprachigen Ausgabe

Herausgegeben von Felsen-Verlag GmbH

Otto Hahn-Straße 10 - 14

6382 Friedrichsdorf 2

1. + 2. Auflage 1976

3. + 4. Auflage 1977

5. Auflage 1978

6. Auflage 1980

7. Auflage 1982

8. Auflage 1983

9. Auflage 1985

10. Auflage 1987

11. Auflage 1989

Gesamtauflage 140.000

Deutsche Übersetzung: Barbara Fietz

Umschlaggestaltung: Fritz Freis, 5521 Dudeldorf

Druck: Interdruck, Nürnberg



# Vorwort

„Es gibt keinen Gott, ihr Narren. Wißt ihr das denn immer noch nicht? Wo ist denn euer Gott jetzt? Holt ihn doch zu Hilfe!“ Und dann wurden Gläubige mit Gummiknüppeln geschlagen. So handelt der militante, unterdrückende und schmähende Atheismus, der in der Hälfte Europas und in anderen Teilen der Welt zur Staatsdoktrin erhoben wird und der schon viele Millionen Christen physisch vernichtet und Hunderte Millionen aller Rechte beraubt hat.

„Wenn Gott existiert, soll er Dir helfen!“ Wie lebendig erinnert dies an die schmähenden Worte „Er hat auf Gott vertraut, der soll ihn jetzt retten“ (Mat. 27-43)!

Es gab schon so viele Menschen, die diese Geschichte der Umkehr erlebten – den Weg von Verfolgung des Glaubens oder von der völligen Gleichgültigkeit gegenüber dem Glauben (was nach meinen Erfahrungen vielleicht noch schlimmer ist) zu der erlösenden, wunderbaren alten Botschaft vom Sohn Gottes, dessen Liebe für uns die größte aller Hoffnungen bedeutet.

Ich wage jedoch zu behaupten, daß seit Saulus-Paulus Zeiten kaum je eine fesselndere, dramatischere Lebensgeschichte dieses tiefen Wandels als diese so kurze und gerade deshalb so bewegende Geschichte eines Weges zur Wahrheit aufgezeichnet worden ist.

Sergei Kourdakov hat als unreifer und verdorbener Junge „die Gläubigen in Rußland geschlagen und getötet... Bibeln verbrannt.“ Aber gerade Begegnungen mit den letzten Parias, mit den geschmähten, rechtlosen, am Rande der sozialen Existenz lebenden Gläubigen hat diesen unreifen, fanatischen Marxisten zuerst zur Besinnung und dann zum Sprung in den eisigen Ozean, zum Sprung in die Freiheit getrieben.

Ist es ein Zufall, daß ein militanter Marxist den Weg zum Glauben findet? Nein, gerade in der Gegenwart erleben wir das „größte Wunder des Jahrhunderts“, bei dem im Ostblock die geistige Kraft der marxistischen Ideologie jeden Augenblick mehr schwindet und die Erinnerung des christlichen Glaubens beginnt. Viele früher begeisterte Marxisten erleben das eigene Wunder ihrer Seele. Die atheistische Ersatzreligion ihres früheren Lebens erweist sich als Betrug, als eine

**teufliche Lehre, die Menschenleben vernichtet und menschliche Seelen verkrümmt.**

**Es genügt oft, nur sich selbst die Frage nach der höheren Wahrheit unserer menschlichen Existenz zu stellen - und Gott erweist den Menschen die Gnade des Glaubens, die bei ihm so großen Vorrang hat vor der Macht der strafenden Gerechtigkeit.**

**Sergei Kourdakov kann uns seine Geschichte nicht weiter erzählen. Im Alter von nur 22 Jahren kam er ums Leben. Die Todesumstände konnten bis heute nicht geklärt werden. Dieses Buch kann jedoch zum Glück von uns allen sein Zeugnis weiter verbreiten. Öffnen wir ihm unsere Herzen.**

**Ludek Pachman, Schachgroßmeister**

Hugo von Hofmannstahl läßt in seinem Stück „Der Tor und der Tod“ den Tod als Spielmann auftreten, der dem Tor die Menschen herspielt, die er verraten und verkannt hat. Auch in dem vor uns liegenden Buch erscheinen dem Erzähler Sergei Kourdakov solche Menschen. Er hat sie verraten, gequält und völlig verkannt.

Nun aber stehen sie ihm lebendig vor Augen. Sie treten hervor, nicht um ihn zu verdammen, sondern um die Gnade Gottes in seinem Leben bedeutsam zu machen. Bedeutsam für einen Menschen, der eine Kehrtwendung machte von einer den ganzen Menschen in seinem Denken, Fühlen und Wollen beanspruchten Ideologie hin zu der herrlichen Freiheit eines Gotteskindes, das Gott mehr gehorcht als den Menschen.

Eine Kehrtwendung aus der Welt des Kommunismus, die ihn zugleich begeisterte und gefangen hielt, die einerseits seinen Ehrgeiz beflügelte und dennoch sein Gewissen nie ganz ertötete, die als Obrigkeit blinden Gehorsam forderte und dennoch die Stimme Gottes nicht zum Schweigen bringen konnte. Dies - und hierin spricht der Autor für Millionen Menschen - wird in einem fast apokalyptischen (offenbarenden) Realismus geschildert und als ein Holocaust (Brandopfer) eigener Art signalisiert.

Der westliche Leser fühlt sich in den Alltag eines Bürgers der sozialistischen Welt hineinversetzt. Er erlebt das Verhalten von Linientreuen und Abweichlern in einem marxistischen Staat. Auch die Konsequenzen, die solche Haltungen mit sich bringen, werden überzeugend dargelegt.

Dies Buch fordert zum Mitdenken, Nachempfinden und zur persönlichen Entscheidung im geistigen Ringen unserer Zeit auf.

Dies Buch ist eine Herausforderung mit verschiedenen Aspekten: Gedenket der Gebundenen und Bedrängten in ihrer Trübsal! Betet für sie und lindert durch Hilfsmaßnahmen ihre Situation! Unterscheidet zwischen Ideologie und dem einzelnen Menschen! Auch hier bestätigt es sich: Gott kann durch ein klares, furchtloses Bekenntnis Glauben wecken. Ein schwaches Zeugnis kann Großes bewirken. So möge dieses Buch vielen zum Segen werden; denn nicht um zu hassen, sondern um zu lieben wurde es geschrieben.

Pfarrer Horst Fuhrmeister, Berlin.

# Inhalt

Sturm im Pazifik .....	7
Kampf auf Leben und Tod .....	14
Die fehlende Familie .....	23
Eine Straßenwaise .....	30
Abenteuer und Terror in Verkh-Irmen .....	40
Kalter Krieg in Barysewo .....	51
König von Barysewo .....	65
Schulung zur Kriminalität .....	75
Mein Leben beim Militär .....	85
Auf der Marineakademie in Kamtschatka .....	106
Ein Auftrag von der Geheimpolizei .....	115
Die erste Razzia: Eine Katastrophe! .....	133
Überraschender Tod in Elisowo .....	142
Jagd auf das Wort Gottes .....	160
Großer Stolz und tiefe Enttäuschung .....	168
Natascha .....	176
Polizeiaktionen .....	190
Worte, die mich nicht mehr losließen .....	206
Die letzte Razzia .....	212
Suche nach einem neuen Leben .....	224

## STURM IM PAZIFIK

Schon mehrere Tage und Nächte lang kämpfte unser Schiff sich mühsam seinen Weg durch den wild aufgewühlten Pazifischen Ozean. Der Sturm hatte plötzlich eingesetzt, als die kalten Winde aus dem Norden mit den warmen Wirbelstürmen von Japan kommend kollidierten. Die Luftmassen explodierten geradezu in einen Orkan von Wind und Wasser, und wir steckten mitten darin, vor der Küste von Kanada. Obwohl unser Schiff, der russische Trawler „Elagin“, groß und stabil genug gebaut war, den wildesten Stürmen zu trotzen, so war er doch in den letzten sechzig Stunden nur so auf den Wellenbergen herumgehüpft, als wäre er nicht mehr als nur ein winziger Fischerkahn.

Viele von unseren erfahrensten, mit allen Wassern der Welt gewaschenen Seeleuten waren von den ungewöhnlich drehenden Sturmbewegungen krank geworden, die gegen die Küstengebirge prallten und dann mit ungebrochener Kraft wieder auf das Meer zurückrollten. Nach tagelangem Kampf waren das Schiff wie auch die Mannschaft müde. Es ächzte und stöhnte, zitterte und tuckerte langsam voran. Selbst im Funkraum, der mit einer besonderen lärmdämpfenden Isolierung ausgestattet war, konnte ich das mechanische Pulsieren des Bootes fühlen, wie jedes einzelne Teilchen der Maschine gegen die Gewalt des Sturmes zu kämpfen schien.

Ich hatte in den letzten Tagen nur sehr wenig Schlaf bekommen. In meiner Tätigkeit als Funker mußte ich bestimmte Daten an unseren Flottenstützpunkt in der Sowjetunion durchgeben, und durch das ungewöhnliche Wetter hatte ich fast ununterbrochen Dienst gehabt. Der Sturm um mich herum allerdings trug längst nicht so zu meinem Mißbehagen bei wie der Sturm von Gefühlen in mir selbst. Nach Monaten sorgfältiger Planung und Vorbereitung stand ich dicht vor meiner Flucht in die Freiheit.

Innerhalb von Kanadas Küstengewässern, die zu befahren wir wegen des Unwetters Erlaubnis erhalten hatten, war ich meinem Ziel sehr nahe gekommen. Mit ängstlicher Ungeduld erwartete ich die Gelegenheit zur Flucht.

Der Bug des Schiffes tauchte unter die riesigen Wassermassen, dann hob er sich wieder langsam in die Höhe und immer höher. Das ganze Schiff bebte unter der Gewalt der Wellen. Die Nacht, normaler-

weise dunkelblau, war durch die schweren Sturmwolken tiefschwarz. Seefahrer sprechen von solchen Nächten mit Furcht. Es war der Abend des 3. September 1971. Zehn sowjetische Schiffe hatten ebenso wie wir um Erlaubnis gebeten, in den Küstengewässern vor Queen Charlotte Island eine Wetterberuhigung abzuwarten.

Kurz vor halb neun an diesem Abend, der Zeit, zu der ich mich wieder zum Dienst melden mußte, verließ ich meine Koje. Ich wurde fast von der Gewalt des Sturmes über Bord geworfen, und nur mit aller Kraft gelang es mir, meinen Weg über das glatte Deck zu bahnen. Schließlich erreichte ich die Brücke, riß die Tür auf und stolperte hinein.

„Wie weit sind wir von der Küste entfernt?“ fragte ich meinen Freund Boris, der das Steuer bediente. Er warf einen Blick auf seine Instrumente und dann auf die Karte.

„Ungefähr eine halbe Meile“, erwiderte er.

„Wie weit ist es bis zu dem Ort da?“ fragte ich und zeigte auf die Lichter in einiger Entfernung, kaum sichtbar durch den strömenden Regen und Wind.

„Ungefähr dreieinhalb Meilen.“

„Vielen Dank“, murmelte ich und stapfte in den Funkraum, gleich hinter der Brücke. Seitdem wir innerhalb von Kanadas Gewässern lagen, brauchten wir unseren Standort nicht durchzugeben; meine Aufgabe bestand lediglich darin, mit unseren anderen Schiffen in Verbindung zu stehen. Das würde nicht viel Zeit in Anspruch nehmen. Und ich war mehr als froh darüber.

Ein Blick auf meine Uhr zeigte mir, daß es genau halb neun war. Ich sagte mir: „Sergei, in ein paar Stunden bist du entweder in Freiheit oder ertrunken. Oder, was noch schlimmer ist, wieder aus dem Wasser gezogen, um als Deserteur in ein sibirisches Arbeitslager gebracht und später erschossen zu werden.“

Es waren Augenblicke, wo jedem anderen an meiner Stelle zweifelnde Gedanken gekommen wären.

Hier war ich nun, Sergei Kourdakov, Offiziersanwärter in der russischen Marine, ein mit Auszeichnungen versehener kommunistischer Jugendführer, in jeder Schule, die ich seit meinem achten Lebensjahr besucht hatte, zum Führer der kommunistischen Jugendorganisation gewählt und zuletzt auserkoren, 1200 sowjetische Offiziersanwärter im Kommunismus zu unterweisen.

In fünf Tagen wurde ich in unserem Flottenstützpunkt zurückerwartet, wo ich als vollwertiges Mitglied in die kommunistische Partei aufgenommen werden sollte und wo ein guter Posten bei der russischen Polizei auf mich wartete. Vom praktischen Standpunkt aus ge-

sehen hatte ich allen Grund, wieder nach Rußland zurückzugehen. Aber es war nicht genug. Was immer es war, das ich suchte, ich wußte, daß ich es nicht im kommunistischen System finden würde, von dem ich so viel gesehen hatte.

*Dreieinhalb Meilen*, dachte ich sinnend und überschlug im stillen meine Chancen. Erst im Ort selbst würde ich sicher sein. Wenn ich nur eine halbe Meile davon entfernt das Land erreichen würde, konnte ein Suchtrupp kommen und mich aufgreifen. Erst der Ort mit seinen Menschen bot mir Sicherheit. Das bedeutete aber auch, daß ich ungefähr eine Stunde brauchte, um den Ort zu erreichen. Ich hatte bereits die Wassertemperatur kontrolliert. Sie betrug 40 Grad Fahrenheit. In diesen nördlichen Breitengraden ist die Frage der Zeit, die man im Wasser verbringt, eine Frage auf Leben und Tod. Ich schätzte, daß ich höchstens vier Stunden im Wasser überleben konnte. Ich war in ausgezeichneter physischer Verfassung aufgrund von regelmäßigem Training in allgemeiner Körperertüchtigung und im Gewichtheben. „Jetzt oder nie“, sagte ich mir. In meinem Herzen wußte ich, daß es jetzt sein mußte.

Der Funkraum lag zwischen dem Steuerhaus, am vorderen Teil der Brücke und dem Navigationsraum des Kapitäns. Da wir uns so dicht vor der Küste aufhielten, beobachtete er ständig unsere Position, um zu verhindern, daß wir auf eins der zahlreichen felsigen Riffe aufliefen.

Ich stellte drei der Radargeräte ein, einen für militärische und zwei für navigatorische Zwecke und wartete darauf, daß sie warmgelaufen waren. Ich hoffte, daß nichts Unvorhergesehenes passierte, was über die allgemeine Routine hinausging.

Doch gerade in diesem Augenblick steckte der Kapitän seinen Kopf aus dem Navigationsraum und rief mir zu: „Hee, Kourdakov, wie wär's mit 'ner Partie Schach?“ Während wir auf See waren, hatten wir oft gespielt. Ich wollte keineswegs durch eine Absage seinen Argwohn erregen, aber andererseits konnte ich es mir auch nicht leisten, noch mehr Zeit zu verlieren. Nur die dunkelsten Nachtstunden boten Sicherheit, und ich mußte das Ufer erreicht haben, bevor die Dämmerung einbrach. Außerdem befürchtete ich, daß ich, wenn ich zu lange zögerte, in meinem Entschluß doch noch wankelmütig werden würde.

„Genosse Kapitän“, sagte ich daher, „ich bin so müde von den vielen durchwachten Stunden der letzten Nächte. Ich denke, es ist besser, wenn ich früh zu Bett gehe. Ich bin einfach zu müde.“

Der Kapitän machte einen Witz daraus und rief: „Hat einer so was schon gehört! Hört euch mal den jungen Seehund hier an!“ Er lachte.

„Drei Tage Sturm, und schon ist er zu müde!“

Innerlich seufzte ich erleichtert auf. Dann begann ich mit den abschließenden Vorbereitungen, die ich schon so oft in Gedanken durchgegangen war. Zuerst schaltete ich den Radiosender ab und ließ lediglich den Empfänger auf Notfrequenz eingeschaltet, für den Fall, daß andere Schiffe in Seenot uns zu erreichen suchten. Ich stellte den Lautsprecher auf der Brücke an, so daß eingehende Meldungen vorn von Boris gehört werden konnten.

Sorgfältig schaute ich mich im Funkraum um, um sicherzugehen, daß alles in Ordnung war. Dann stahl ich mich hinaus, schloß die Tür hinter mir zu und machte mich auf den Rückweg zu meinem Quartier. Ich mußte wieder durch das Steuerhaus auf der Brücke, das jetzt bereits völlig im Dunkeln lag, nur die roten, gelben und blauen Kontrolllampen auf dem Instrumententisch brannten. Der Regen prasselte gegen die Fenster des Führerhauses und nahm jegliche Sicht. Boris stand angespannt in dem dämmrigen Licht der Kontrolllampen und ließ den Instrumententisch nicht aus den Augen, um einen eventuellen Maschinenschaden sofort lokalisieren und unter Kontrolle bringen zu können. Wir zwei hatten viele gemeinsame Stunden während der letzten beiden Wochen im Dienst zusammen verbracht. Ich blieb ein paar Sekunden bei ihm stehen und machte einige belanglose Bemerkungen, wobei ich mir alle Mühe gab, so natürlich wie immer zu erscheinen, dann zog ich mich mit der Entschuldigung, todmüde zu sein, in meine Koje zurück. „Boris“, sagte ich noch, bevor ich das Steuerhaus verließ, „bitte stör mich doch in den nächsten Stunden nicht, wenn uns jemand rufen sollte — es sei denn, es wäre eine Notlage, ja?“

„Klar, Sergei“, sagte er und lachte. „Denk an mich, wenn du in deinem gemütlichen, warmen Bett liegst!“

„Mach' ich“, versprach ich, verließ darauf die Brücke und begab mich aufs Deck — in den Sturm.

Mit aller Kraft mußte ich mich an der Reling festhalten. Der peitschende Wind und der Regen trieben mich wiederholt fast über Bord. Gegen Wind und Gischt ankämpfend erreichte ich endlich meine Koje. Ich öffnete die Tür, trat ein und schloß hinter mir zu. Ein Überraschungsbesuch jetzt würde katastrophal sein und das Ende jeder Fluchtmöglichkeit bedeuten.

Unruhig warf ich wieder einen Blick auf meine Uhr. Es war jetzt 9.45 Uhr. Mir blieben noch höchstens fünfzehn Minuten für meine letzten Vorbereitungen. Das beiläufige Gespräch auf der Brücke hatte einige kostbare Sekunden gekostet. Jetzt mußte ich mich beeilen, um die verbleibenden Minuten auszunutzen, die das Deck noch leer war.



Sowie der Sturm an Heftigkeit nachlassen würde, würde das ganze Deck von Mannschaften wimmeln, um eventuelle Schäden zu finden.

Da wir uns hoch im Norden befanden, trug ich meine Winteruniform — meine schweren Militärstiefel, eine leichtere Wolljacke und darüber einen dicken Rollkragenpullover. Das Gewicht und die Unbeweglichkeit durch diese Kleidung würden mir sicherlich sehr zu schaffen machen, wenn ich erst im Wasser war und schwimmen mußte. Aber ich hatte es mir in den Kopf gesetzt, völlig angezogen den Ort zu erreichen, mit meinen Stiefeln an. Doch jetzt blieb mir einfach keine Zeit mehr, über dieses eigentlich wichtige Problem nachzudenken. Im Moment gab es für mich andere Dinge, die mir wesentlich wichtiger erschienen.

Ich griff unter meine Matratze und zog etwas hervor, an dem ich seit einiger Zeit gearbeitet hatte — es war ein großer, wasserdichter, taschenähnlicher Gürtel. Außen war er aus schwerem Gummi und innen aus wasserfestem Plastik. Aus meinem Schrankkasten nahm ich dann die wenigen Dinge heraus, die mir am teuersten waren: ein paar Fotos von Freunden, Kameraden und altvertrauten Plätzen in Rußland, von denen ich nichts und niemanden wiedersehen würde.

Das war alles, was ich mitnehmen würde aus meinem alten Leben in ein neues — nicht zu sprechen von den Wundmalen an mir selbst — körperlichen und geistigen — und vielen Erinnerungen.

*Das ist alles, was ich von meinem Leben vorzuweisen habe*, dachte ich, während ich das kleine Häufchen Papier betrachtete. *Keine Mutter, keinen Vater. Dieses kleine Häufchen ist mein Leben.*

Einige der Sachen würden bedeutungslos werden — meine Mitgliedskarte des Komsomol, meine Marinepapiere. Andere dagegen, wie meine Geburtsurkunde, würde ich immer brauchen. Falls ich diese Nacht überlebte, brauchte ich diese Dokumente, um meine Identität zu beweisen. Überlebte ich sie nicht, so hätte man wenigstens einen Namen, den man auf den Grabstein schreiben konnte, falls man meinen Körper überhaupt finden würde.

Ich stopfte die Papiere und Fotos hastig in den Gummigürtel und zog ihn fest zusammen, damit kein Wasser eindringen konnte. Ich schnallte ihn sicher um die Hüfte und holte einen weiteren Gegenstand aus dem Schrank, der mir in den kommenden Stunden ebenfalls sehr wichtig sein sollte: ein Sporttauchermesser, das ich an Bord geschmuggelt und sorgsam versteckt hatte. Ich band das Messer an meinem Handgelenk fest und zog den Pulloverärmel darüber, so daß es nicht weiter auffiel. Falls mir noch irgend jemand an Deck begegnen sollte, mußte ich allen unnützen Fragen aus dem Wege gehen. Das Messer in der Hand würde nur schwer zu erklären sein, aber später

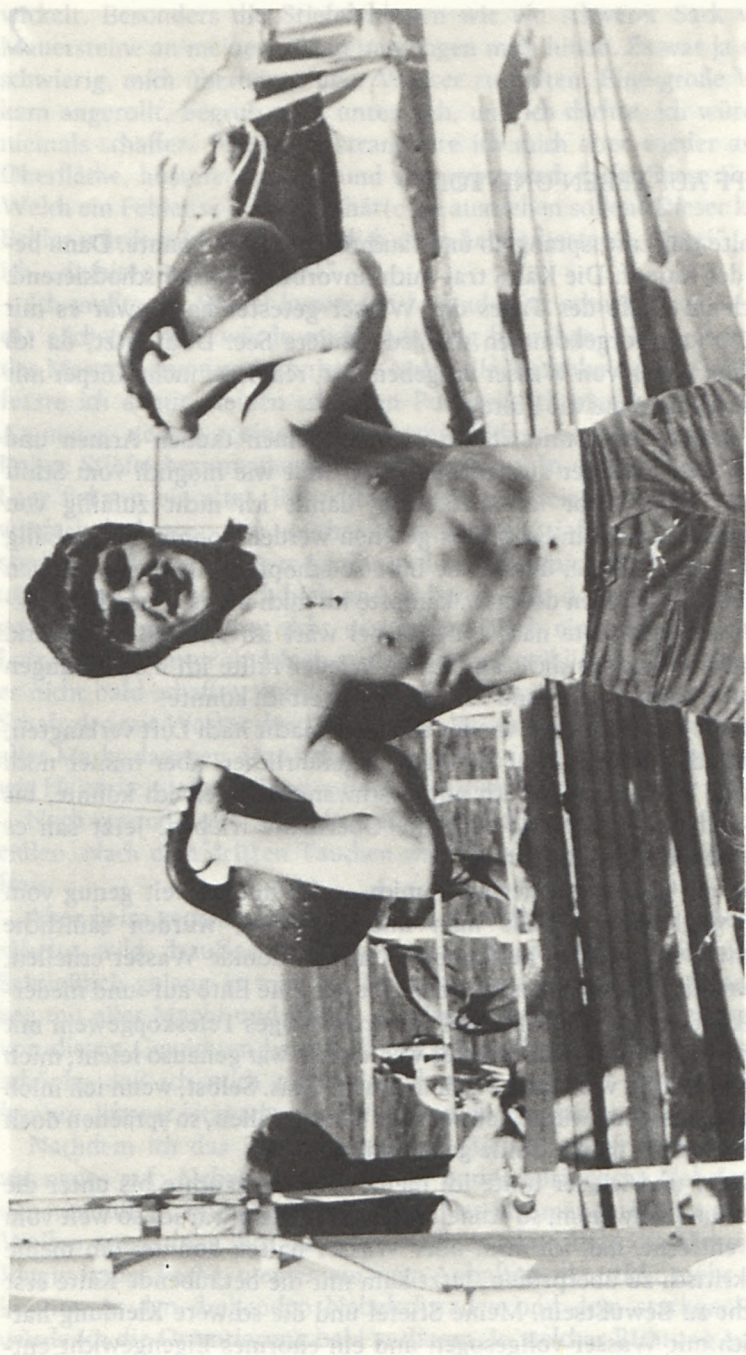
konnte es lebensnotwendig für mich werden.

So, dachte ich bei mir, *damit wäre ich wohl fertig. Das Messer ist versteckt, der Gürtel fest um die Taille geschnürt.* Meine Uhr zeigte jetzt 9.55 Uhr. Es wurde Zeit zu gehen. Der Sturm hatte ein wenig an Heftigkeit zugenommen. Das würde mich wenigstens davor bewahren, leicht gesehen zu werden. Vorsichtig öffnete ich meine Kabinentür, trat hinaus und wurde von einer Ladung eisiger Gischt empfangen. Selbst hier, im teilweise geschützten Gang, war der Sturm von ungeheurer Wucht. Ich drückte mit meinem Gewicht gegen den Wind und kletterte die Leiter hinunter, wobei ich mich krampfhaft am Geländer festhielt, um nicht zu fallen. Auf dem Hauptdeck angelangt, schaute ich mich noch einmal um, ob mich jemand gesehen hatte. Doch das Deck lag völlig verlassen da. So weit war alles glatt gegangen. Ich war ziemlich sicher, daß alle unter Deck waren, um vor dem Unwetter geschützt zu sein.

Langsam kämpfte ich mich bis zur Mitte des Schiffes vor, an den Punkt, den ich vor einigen Tagen als günstigsten Absprungplatz ausgemacht hatte. Es war nur ein schmaler Raum, unterhalb des riesigen Schornsteins, der einzige Platz auf dem Schiff, der fast von keinem Ort übersehen werden konnte. Ich stolperte nun auf diesen Platz zu, brauchte aber doch verschiedene Minuten dafür. Ein Blick auf das wild aufgepeitschte Meer unter mir ließ mich bis ins Innerste erschauern. Besser, ich sehe gar nicht hinunter, dachte ich bei mir, oder ich würde die ganze Idee doch noch aufgeben, bevor ich überhaupt ins Wasser getaucht war.

Doch plötzlich, direkt mir gegenüber, wurde eine Tür geöffnet, und das herausfallende Licht fiel direkt auf meine Gestalt. Ich duckte mich schnell und erstarrte. Wer auch immer die Tür aufgemacht hatte, stand einen Augenblick auf der Schwelle, warf einen schnellen Blick hinaus und zog sich wieder zurück. Die Tür wurde wieder geschlossen. Was immer dieser Kamerad auch vorgehabt hatte, der Sturm hatte seine Meinung darüber geändert.

Doch jetzt galt es, schnell zu handeln. Das Schiff wurde von einer riesigen Welle hochgeworfen, und einen Augenblick befand ich mich wohl so hoch über dem Wasser wie ein zweistöckiges Haus. Ich plante, abzuwarten, bis wir uns tief unten im Wellental befanden. Ich wartete, bis der letzte Brecher über das Schiff hinweggerollt war. Dann kletterte ich über die Reling. Einen Augenblick lang hatte ich Mühe, mein Gleichgewicht zu halten. Dann machte ich mich bereit, um kopfüber in die wütende, schwarze See zu tauchen.



An Bord der Elagin, nicht weit entfernt von der kanadischen Küste, setzt Sergei sein rigoroses Training fort, um möglichst viel Kraft für seinen Fluchtversuch aufzubauen.

## KAMPF AUF LEBEN UND TOD

Ich holte tief Luft, sprang ab und tauchte, so tief ich konnte. Dann begann der Kampf. Die Kälte traf mich unvorbereitet und schockierend. Als ich im Laufe des Tages das Wasser getestet hatte, war es mir genauso kalt vorgekommen wie jede andere See. Doch jetzt, da ich von allen Seiten von Wasser umgeben war, reagierte mein Körper mit Benommenheit auf die Kälte.

So kräftig ich konnte, holte ich mit meinen tauben Armen und Beinen unter Wasser aus. Ich mußte so weit wie möglich vom Schiff entfernt sein, bevor ich auftauchte, damit ich nicht zufällig von einem Matrosen vom Schiff aus gesehen werden konnte, der zufällig das Bullauge öffnete, um frische Luft zu schöpfen. Als meine Lungen schließlich zu bersten drohten, kämpfte ich mich mühsam an die Oberfläche und schnappte nach Luft. Dabei warf ich einen Blick zurück. Ich war noch viel zu dicht am Schiff! Wieder füllte ich meine Lungen mit Luft, tauchte unter und schwamm, soweit ich konnte.

Erst als meine Lungen wieder mit aller Macht nach Luft verlangten, tauchte ich auf. Jetzt war es schon ungefährlicher, aber immer noch zu dicht. Wieder tauchte ich unter, schwamm, soweit ich konnte, bis mich meine Lungen wieder an die Oberfläche trieben. Jetzt sah es schon viel besser für mich aus.

Nur ein Gedanke beherrschte mich — ich mußte weit genug vom Schiff wegkommen. Falls man mich erspähte, würden sämtliche Scheinwerfer am Schiff aufflammen und das dunkle Wasser erhellen, auf dem ich selbst bei diesem Unwetter wie eine Ente auf- und niederschaukeln würde. Ich wußte, daß ein erstklassiges Teleskopgewehr mit Zielfernrohr an Bord des Schiffes war, und es war genauso leicht, mich damit zu treffen wie einen Fisch in einem Glas. Selbst, wenn ich mich damit herausreden würde, ich sei über Bord gefallen, so sprächen doch die Papiere um meine Taille gegen mich.

Wieder und wieder füllte ich meine Lungen, tauchte bis unter die Wellen und schwamm, so schnell ich konnte. Bald war ich so weit vom Schiff entfernt, daß ich mich über Wasser halten konnte, um meine Lage kritisch zu überprüfen. Jetzt kam mir die betäubende Kälte erst so recht zu Bewußtsein. Meine Stiefel und die schwere Kleidung hatten sich mit Wasser vollgesogen und ein enormes Eigengewicht ent-

wickelt. Besonders die Stiefel hingen wie ein schwerer Sack voller Mauersteine an meinen Füßen und zogen mich hinab. Es war ja schon schwierig, mich überhaupt über Wasser zu halten. Eine große Welle kam angerollt, begrub mich unter sich, und ich dachte, ich würde es niemals schaffen. Irgendwie strampelte ich mich aber wieder an die Oberfläche, hustete, spuckte und schnappte nach Luft. Diese Stiefel! Welch ein Fehler von mir! Ich hätte sie ausziehen sollen! Dieser kleine Fehler würde mich wahrscheinlich mein Leben kosten. „Sergei“, sagte ich, „du bist ein toter Mann!“

Ich mußte die Stiefel loswerden — und zwar schnellstens —, oder die nächste Welle würde mich endgültig begraben. Hastig holte ich das Messer hervor und schnitt als erstes die Hosenbeine ab. Dann zersetzte ich damit meinen schweren Pullover. Ich machte einen tiefen Atemzug, steckte meinen Kopf unter Wasser und begann, an dem linken Stiefel herumzuhacken und zu säbeln. In dieser verzweifelten Lage fiel mir ein altes, lächerliches Sprichwort ein, das ich oft genug wiederholt hatte: „Ich möchte mit meinen Stiefeln an den Füßen sterben.“ Aber ich hatte nie daran gedacht, daß mich die Stiefel einmal umbringen könnten! Ich hieb und schlitzte, aber das mit Wasser vollgesogene Leder wollte nicht nachgeben. Noch einmal holte ich tief Luft, tauchte unter und hieb und hackte wie wild drauflos. Wenn ich es nicht bald schaffte, würde ich es nie. Ich steckte das Messer in den Schaft des mit Wasser durchdrungenen linken Stiefels und drückte mit aller Macht dagegen. Das Leder gab endlich nach. Ich fühlte fast etwas wie Heiterkeit, als das Messer das Leder durchtrennte.

Noch einmal holte ich Luft, um dann endlich meine Arbeit zu beenden. Nach dem dritten Tauchen war ich von dem linken Schuh befreit.

Aber beim rechten Stiefel wollte und wollte es nicht klappen. Ich säbelte wild drauflos und traf statt dessen meinen Fußknöchel. Schließlich gelang es mir, das Messer genau richtig anzusetzen. Ich zog mit aller Macht und fühlte, wie das Leder zerriß. Endlich war ich von diesen Gewichten befreit. Diese Aktion hatte mich jedoch so erschöpft, daß ich mich nicht einmal mehr so recht darüber freuen konnte. Ich war jetzt schon fast eine Stunde im Wasser.

Nachdem ich das Problem mit den Stiefeln gelöst hatte, tauchte ein neues auf: Nebel! Große, dichte, undurchdringliche Nebelschwaden umhüllten mich und das Schiff. Der strömende Regen und die Wellen trugen das ihre dazu bei, daß ich schon bald die Lichter der Elagin in der Ferne, meinen einzigen Anhaltspunkt, nicht mehr sehen konnte. In den drehenden Nebelschwaden und dem starken Regen würde ich die Orientierung bald verlieren. In welcher Richtung lag das

Land? Wohin mußte ich schwimmen? Ich wurde immer verwirrter und unsicherer. Schwere, klatschende Regentropfen schlugen mir ins Gesicht. Alles ging schief!

Ohne Kompaß und ohne Sicht hatte ich keine Hoffnung, meinen Weg an Land und in die Sicherheit zu finden. Ich konnte höchstens zwei Meter weit sehen. Immerhin war ich jetzt schon zwei lange, zermürende Stunden im Wasser. Der Kampf mit den Stiefeln hatte mich viel kostbare Kraft gekostet. Ich hatte Unmengen Salzwasser geschluckt. Die Kälte begann jetzt, mir zuzusetzen. Ich konnte fühlen, wie meine Glieder taub wurden. Ich gab mir höchstens noch zwei Stunden. Wenn ich dann das Ufer nicht erreicht hatte, würde ich es nie. Ich schwamm in die Richtung, in der meiner Meinung nach das Land lag und holte mit aller Kraft aus. Ich lernte, die Bewegungen der Wellen auszunutzen, was mir beim Schwimmen sehr half. Wenn nur die Kälte nicht wäre! Neben dem Nebel war sie mein ärgster Feind. Sie verzehrte all meine Kraftreserven und ließ mich während des Schwimmens heftig zittern. Aber ich kam voran. So schwamm ich eine Welle hinauf, an der anderen Seite wieder hinunter und die nächste wieder hinauf.

Ich schwamm und schwamm, bis ich nach einem Blick auf das beleuchtete Zifferblatt meiner Armbanduhr feststellte, daß jetzt bereits fast drei Stunden vergangen waren, seitdem ich ins Wasser gesprungen war. Ich mußte nahe am Ufer sein! Bei dem Gedanken daran machte mein Herz ein paar schnellere Schläge.

Ein heftiger Windstoß zerriß in diesem Augenblick die Nebelschwaden. Angestrengt hielt ich Ausschau nach einem Zipfelchen Land. Und plötzlich sah ich es, kaum erkennbar durch die Dunkelheit, den Nebel und den Regen — ein großer schwarzer Zacken hob sich aus dem Wasser hervor. Land! Ein Felsen! Ich hatte es geschafft! Mein Herz schlug schneller vor Aufregung. Ich hatte es geschafft. Herrlich! dachte ich. Einfach herrlich! Kein Bild in meinem Leben erschien mir so wunderbar wie dieser steile Felsen. „*Du hast es geschafft, Sergei! Du hast es geschafft!*“ Ich gratulierte mir selber. Ich schwamm auf den Felsen zu und verbrauchte rücksichtslos meine letzten Reserven. Ich brauchte sie jetzt nicht mehr. Dann teilte sich der Nebel erneut für ein paar Sekunden. In ungläubigem Entsetzen starrte ich geradeaus.

„Oh, nein!“ schrie ich voller Verzweiflung. „Nein, das darf nicht wahr sein!“ Aber es war. Der „Felsen“ war die *Elagin!* Drei Stunden in quälender Kälte, meine ganze Kraft verpufft, und hier war ich wieder, am gleichen Fleck, von dem ich losgeschwommen war!

Jetzt befand ich mich in einer Situation, die ich absolut nicht eingeplant hatte. Was sollte ich machen? Das helle Licht, das durch die

Bullaugen fiel, sah so einladend und warm aus. Vielleicht sollte ich meinen Gummibeutel abschneiden und angeben, ich sei über Bord gefallen. Da das Schiff wild auf- und niedertanzte, würde meine Geschichte eventuell überzeugend klingen. Sie würden mich hinaufziehen, mir heißes Essen geben und mich in warme Decken wickeln. Und damit würde dieser Alptraum für mich zu Ende sein.

Doch war es wirklich so einfach? Die unerträglichen Umstände, vor denen ich davonlief, würden mich für den Rest meines Lebens zermürben.

Was blieb mir also übrig? Noch einmal versuchen, an Land zu schwimmen? Es schien jetzt so unmöglich. Ich war völlig verausgabt, und meine Nerven waren überreizt. Wie lange konnte ich es noch in dem kalten Wasser aushalten? Ich hatte mir höchstens vier Stunden gegeben. Und jetzt hatte ich schon drei Stunden im Wasser zugebracht.

Benommen von der Kälte, überdachte ich meine Lage, soweit ich dazu überhaupt imstande war. Ich beschloß, lieber zu sterben bei dem Versuch, wahres Leben zu finden, als mein bisheriges Leben fortzusetzen. Ich würde nicht — ich konnte nicht in mein vergangenes Leben zurückkehren. Selbst wenn ich ertrinken müßte, ich würde mich nicht zwingen lassen, in mein altes Leben zurückzukehren.

Mit geringer Hoffnung begann ich wieder, von der Elagin wegzuschwimmen. Ich dachte an die Papiere um meine Taille. Würde sie wohl jemand finden? Würde irgend jemand wissen, wer ich war? Würde jemals ein Mensch die Geschichte erfahren, die dahinter steckte? Meine Gedanken rasten wirr in meinem Kopf herum. Mein Leben lang — von meinem sechsten Lebensjahr an — war ich allein. Ohne Mutter und ohne Vater. Mußte ich jetzt auch allein sterben? Verloren im riesigen Ozean?

Ich versuchte, die Richtung zu halten. Wo war das Ufer? In dieser Richtung? In jener? Wie sollte ich das wissen, wenn ich nur ein paar Meter weit sehen konnte? Ich hörte mit den Vorwärtsbewegungen auf. Ich schwamm im Kreise und versuchte, mich verzweifelt für eine Richtung zu entscheiden. Ich erkannte, daß ich verloren war, absolut und endgültig verloren.

„Sergei“, sagte ich, „du bist erledigt. Du wirst sterben. Niemand weiß davon. Niemand kümmert’s. Keine Menschenseele.“

Ich war mit Marx, Engels und Lenin großgezogen worden. Sie waren meine Götter. Dreimal hatte ich vor dem leblosen Körper von Lenin in Moskau gekniet und inbrünstig zu ihm gebetet. Er war mein Gott und mein Lehrer. Doch jetzt, in meinen letzten Minuten, wandte sich mein Geist an den Gott, den ich nicht kannte. Fast instinktiv

betete ich: „O Gott, ich bin niemals glücklich auf dieser Erde gewesen. Und wenn ich jetzt sterbe, dann nimm meine Seele bitte in dein Paradies auf. Vielleicht hast du dort ein bißchen Glück für mich, o Gott. Ich bitte dich nicht darum, meinen Körper zu erretten. Doch wenn er jetzt auf den Grund des Meeres sinkt, dann nimm bitte meine Seele zu dir in den Himmel, bitte Gott!“ Ich schloß meine Augen und glaubte fest, daß dies das Ende sei. „Jetzt bin ich fertig“, sagte ich mir, „jetzt kann ich schlafen.“ Ich entspannte mich und gab meine Schwimmbewegungen auf. Mein Kampf war vorüber.

Langsam, ganz langsam aber fühlte ich jetzt etwas Seltsames mit mir geschehen. Obwohl ich jedes Quentchen Energie verbraucht hatte, fühlte ich neue Kräfte in meine müden Arme steigen. Ich fühlte die starken und liebenden Arme des lebendigen Gottes wie eine himmlische Boje! Ich war kein Gläubiger. Ich hatte niemals zuvor zu Gott gebetet. Aber in diesem Augenblick fühlte ich deutlich neue Kraftreserven in meinem schlaffen, kalten und nassen Körper. Ich konnte wieder schwimmen! Meine Arme, die noch vor wenigen Minuten schwer wie Blei gewesen waren, fühlten sich wieder stark genug, mich bis ans Ufer zu bringen! Ich war jetzt seit fast viereinhalb Stunden im Wasser.

Das Merkwürdigste allerdings war, daß ich auf einmal wußte, welche Richtung ich einschlagen mußte! Selbst wenn mich die Wellen hierhin und dorthin warfen, so war ich mir stets der Richtung bewußt, in der das Land liegen mußte.

Ich konnte nicht verstehen, wie mir geschah. Ich wußte nur, daß mein Leben noch nicht zu Ende war. Dann hörte ich plötzlich ein wildes Brausen vor mir aus dem Nebel. Eine Woge von Zweifel überrollte mich. War es etwa wieder das Schiff? Oder eins der anderen Schiffe? War ich wieder im Kreis geschwommen?

Ich schwamm mit voller Kraft dem Geräusch entgegen. Als der Nebel und Regen sich ein wenig lichteteten, erkannte ich es – es war ein steiler, spitzer Felsen, der aus dem Wasser aufragte! Ein richtiger Felsen! Das Dröhnen, das ich vernommen hatte, kam von den Wellen, die sich daran brachen. Es war ein Felsen — harter, fester Felsen! Ich hatte das Land erreicht! „Ich habe es geschafft! Ich habe es tatsächlich geschafft!“ Mein Herz machte einen Luftsprung.

Doch genauso plötzlich erstarb meine Begeisterung wieder. Mit Entsetzen sah ich, mit welcher Kraft die Wellen gegen den Felsen geschleudert wurden. Wenn mich eine Welle mitriß und dagegenwarf, würden mir sämtliche Knochen im Leib gebrochen werden: „Noch bist du nicht draußen“, sagte ich mir. Und wieder rief ich zu Gott — und wieder fühlte ich deutlich, daß er bei mir war.



Es war wirklich erstaunlich! Selbst nach fünf Stunden in dem eisenen Wasser war ich geistig noch völlig wach. Ich beobachtete genau, wie die riesigen Wellen gegen den Felsen prallten. Dann wartete ich den richtigen Augenblick zwischen zwei großen Brechern ab und schwamm an Land. Ich hatte es geschafft! Ich klammerte mich am Felsen fest. Zum erstenmal nach fünf Stunden hatte ich wieder festen Boden unter meinen Füßen.

Schnell kletterte ich den Felsen hinauf, stieg höher und höher, damit mich nicht die nächste Welle erfaßte und wieder auf das Meer hinauswarf. Immer höher kletterte ich. Dann schlug der nächste Brecher gegen das Gestein — genau unter mir. Ich hielt mich an den zackigen Felskanten fest. Jede Brandungswelle trieb mich zu neuer Hast an, bis ich schließlich auf das bewegte Wasser zu meinen Füßen hinuntersehen konnte.

Als jetzt meine Anspannung langsam wich, merkte ich, wie erschöpft ich war. Eine ziemliche Zeitlang saß ich da, frierend, zitternd, meine Zähne schlugen hart aufeinander. Ich war einfach nicht mehr in der Lage, das heftige Schütteln meines Körpers zu unterdrücken. Ich hatte enorme Mengen Salzwasser getrunken. Ich war so durstig und so eiskalt! Aber ich wußte, ich konnte nicht hier bleiben. Es war jetzt ungefähr fünf Uhr morgens. Um zehn Uhr abends war ich ins Wasser gesprungen. Ich war sicher, daß man mein Fehlen auf der Elagin inzwischen bemerkt hatte. Und ich befand mich immer noch auf der Seeseite des Felsens. Wenn sich der Sturm legte, konnte man mich leicht durch ein Fernglas sehen, denn die Morgendämmerung war bereits hereingebrochen. Ich hatte das Gefühl, daß jede Minute ein Boot aus dem Nebel auftauchen könnte mit einer bewaffneten Suchtruppe, und das würde mein Ende sein. Mit dem Auftrag, mich tot oder lebendig wiederzubringen, würde es kein Entrinnen mehr für mich geben. Ich konnte nicht auf dieser Seite des Felsens bleiben. Ich mußte den Schutz des Ortes erreichen — wo Menschen waren. Ich kletterte weiter. Es war ein steiler, hoher Felsen, der sich ungefähr 65 m aus dem Wasser erhob. Doch ich schaffte es irgendwie, den Gipfel zu erreichen und dachte, bereits jetzt in Sicherheit zu sein.

Doch nein! Mein Herz setzte fast aus. Ich hatte das Land überhaupt noch nicht erreicht! Die Ortschaft lag auf der anderen Seite einer Bucht, ungefähr noch 3 km entfernt. Ich mußte noch einmal schwimmen! In meinem Kopf begann es, sich zu drehen. Ich konnte meine Lage nicht mehr klar überdenken. Mein einziger Gedanke war nur noch, diesen Ort zu erreichen und zwar schnell, bevor sie kamen und mich holten. Doch gerade das schien unmöglich. Meine Kraft war am Ende. Ich war halb erfroren und zitterte am ganzen Körper. Ich

kraxelte bis ans Ende des Felsvorsprunges und begann wieder zum Wasser hinunterzuklettern. Plötzlich rutschte ich aus und fiel verschiedene Meter den felsigen Abhang hinunter. Ich schleppte mich weiter, fiel wieder und wieder und wieder. Fast wie ein Ball, der durch die Luft fällt, aufschlägt und weiterfällt. Dabei rissen die scharfen Felskanten mein Fleisch auf. Ich fühlte die brennenden, heißen Einschnitte und das Blut, das aus den Wunden über meine Haut lief. Ich umklammerte einen Stein zu meiner Rechten und fühlte, wie das Blut aus meinen Händen strömte. Von dem harten Fall zurückgeworfen, fiel ich auf einen anderen Stein und fühlte einen stechenden Schmerz im Rücken. Ich landete schließlich unten in einer Schlucht. Dort lag ich, blutend, zerschunden. Zum zweiten Mal war ich an dem Punkt angelangt, wo ich sicher war, daß ich es nicht schaffen würde. Im Halbdunkel und im strömenden Regen kletterte ich wieder heraus. Wenn ich nicht so viel Erfahrung im Bergsteigen gehabt hätte, hätte ich es gewiß nicht geschafft.

Wieder oben auf dem Felsen konnte ich die Lichter der Ortschaft sehen, so einladend und doch so weit. Die Dämmerung würde schnell zunehmen. Ich hatte schon so viel Zeit verloren. Ich mußte dort hinkommen. Zum zweiten Mal sprang ich ins Wasser. Vor Schmerzen schrie ich laut auf, als das Salzwasser meine Wunden umspülte. Mein ganzer Körper brannte wie Feuer. Benommen vor Schmerzen dachte ich: O Gott, du läßt mich ein wenig von den Schmerzen fühlen, die ich deinen Kindern zugefügt habe. Das Blut lief mir an den Beinen herunter. Doch plötzlich sah ich etwas — oder ich nahm an, daß ich es sah —, etwas, das mich vor Angst erschauern ließ: ein kleines Boot, das geradewegs auf mich zukam. Sie haben mein Fehlen bemerkt und ein Boot hinter mir hergeschickt, dachte ich.

Bis heute weiß ich nicht, ob es wirklich ein Boot war oder nur eine Halluzination. Ich hatte nur noch einen Gedanken, ich mußte schwimmen, weit, weit wegschwimmen. Doch jede Schwimmbewegung erhöhte meine unsäglichen Schmerzen. Trotz allem machte ich einen Zug nach dem anderen. Langsam fühlte ich jedoch mein Bewußtsein schwinden. Ich hatte zu viel Blut verloren und wurde ohnmächtig. Nein! Nicht hier, dachte ich. Nicht jetzt, wo ich so nah an der Freiheit bin! Durch die Dämmerung des neuen Tages sah ich ein kleines Fischerdorf in einiger Entfernung liegen. Nur noch ein paar hundert Meter! O Gott, nach allem, was ich erdulden mußte, laß mich nicht so kurz vor meinem Ziel sterben! Bitte, nicht!

Dann wurde es dunkel um mich. Das letzte, was ich sah, war das kleine Dorf, das langsam vor meinen Augen verblaßte. Der letzte Gedanke, an den ich mich erinnere, war: Ich muß weiterschwimmen!

Ich muß weiterschwimmen! Dann völlige Dunkelheit. Ich kann mich an nichts weiter erinnern.

Was machte ich überhaupt hier an diesem kalten Septembermorgen 1971, so nah dem Tod und so fern der Heimat? Was hatte mich dazu gebracht, das Leben eines Marineoffiziers und kommunistischen Jugendführers in Rußland aufzugeben bis hier vor die felsige Küste Kanadas, dem Tod gegenüber?

Die Geschichte begann schon vor langer Zeit mit meinem Großvater und meiner Großmutter in Rußland.



Kurz nach dem erfolgreichen Abschluß der Marine-Akademie unternimmt Sergei mit Freunden einen Ausflug an einem felsigen Meeresstrand. (Danach trat er seine letzte dienstliche Seefahrt an).

## DIE FEHLENDE FAMILIE

Meinen Großvater, Iwan Kourdakov, habe ich nie gesehen. Aber nach allem, was mir eine alte Frau über ihn erzählte, die ihn gut gekannt hatte, konnte ich mir ein gutes Bild von ihm machen. Ihre Erzählungen schilderten ihn als einen Mann, den ich sehr gerne kennengelernt hätte.

Er war durch und durch Russe — groß, breitschultrig, ein kräftiger Mann aus einem Bauerngeschlecht. Er wurde in der Nähe des Dorfes Powolgyje an der Wolga geboren und wuchs dort zu einem selbstsicheren und unabhängigen Mann auf, der seinen Bauernhof in ein gutgehendes, blühendes Unternehmen verwandelte.

Während der Zarenzeit diente er als Kapitän in der Kosakenarmee, die Revolten und Aufstände in den südlichen Regionen Rußlands niederschlug. Später war er bei der Weißen Garde als Kosakenkapitän und Anhänger der Gegenrevolution. Etwa zu der Zeit starb seine erste Frau. Im Kampf gegen die Kommunisten begegnete er einer wunderhübschen „Prinzessin“ des Ossenstammes, einem Volksstamm im unteren Kaukasien, die später meine Großmutter wurde. Wie ich hörte, war sie tatsächlich eine Prinzessin, denn ihr Vater besaß Ländereien und eine große Schafherde und natürlich wegen ihrer Schönheit. Ihr Haar war tiefschwarz und glänzend und reichte ihr bis zu den Füßen.

Im Jahre 1921 kehrte mein Großvater nach den Kriegszügen wieder auf seinen Bauernhof zurück, wo er mit seiner jungen, hübschen Braut ein neues Leben begann. Den Erzählungen nach zu urteilen, wurde sie eine Quelle des Neides von jedermann in der ganzen Umgebung aufgrund ihrer Erziehung, ihres gewinnenden Wesens und ihres Charms. Auch mein Großvater wurde ziemlich um seine Prinzessin beneidet, von der er behauptete, daß er sie auf seinen Kriegszügen geraubt habe. Geraubt hatte er sie schon, aber nur in dem Sinne, daß er ihr Herz gestohlen hatte, denn man erzählte mir, daß sie sehr glücklich mit ihm gewesen sei. Gemeinsam arbeiteten sie hart und bauten den Bauernhof wieder auf. 1928 stand er wieder fest mit beiden Beinen im bürgerlichen Leben, besaß mehrere Pferde, einen Pflug und eine Mähmaschine. Selbstverständlich konnte man ihn nicht als reich bezeichnen, aber es ging ihm sehr gut, da er sein eigener Herr

und Meister auf eigenem Grund und Boden war. Hier, wo er geboren war, waren er und meine Großmutter ausgesprochen glücklich. Doch schwere Zeiten ließen nicht lange auf sich warten.

1928 startete Stalin sein Kollektivierungsprogramm, mit dem er alle Mittel- und Großbauern als Landbesitzer ausschalten wollte. Es war eine Schreckensregierung, die schrecklichste bis dahin im zwanzigsten Jahrhundert. Vertreter der Militärs kamen einfach auf die Bauernhöfe und beschlagnahmten mit vorgehaltener Pistole alle Lebensmittel und Getreidevorräte, wodurch sie die Bauern und ihre Familien dem Hunger auslieferten. Es war die erste absichtlich geplante, von Menschen inszenierte Hungersnot der Welt. Millionen starben an den Folgen, weil sie ihre Bauernhöfe und ihren Lebensstil nicht aufgeben wollten. Zur gleichen Zeit erhöhte Stalin die Exporte; er verkaufte Milch, Getreide und Käse ins Ausland, während hier Millionen russischer Kinder verhungerten.

Im Jahre 1928 bekam auch mein Großvater die Faust des Kommunismus zu spüren. Eines Tages kam ein kommunistischer Beamter aus dem Dorf auf seinen Bauernhof, hielt ihm eine Pistole unter die Nase und forderte: „Gib mir all deine Lebensmittel und Getreidevorräte, die du hast.“ Der Mann war ein Trinker und ein Taugenichts, der noch nie in seinem Leben gearbeitet hatte. Er befahl seinen Leuten, alles zu durchsuchen und sogar den Boden aufzugraben, um verstecktes Getreide aufzuspüren.

Doch mein Großvater war kein Mensch, der leicht nachgab. Als der Anführer sich umwandte, ergriff er ihn mit einer russischen Bärenumarmung und, stark wie er war, drückte er ihn zusammen, bis alle seine Rippen und sein Rückgrat gebrochen waren. Dann ließ er ihn als lebloses Häufchen zu Boden fallen. Daraufhin wurde er sofort verhaftet und in ein besonders hartes Arbeitslager nach Sibirien transportiert. Hier verbrachte er neun bittere Jahre, von 1928 bis 1937. Meine Großmutter hat er niemals wiedergesehen, denn sie wurde in ein Frauengefängnis gebracht, wo sie starb. Im Arbeitslager wurden meinem Großvater besonders schwere Arbeiten zugeteilt, doch obwohl er nicht mehr jung war, konnte er diesen Strapazen standhalten.

Im Oktober 1937 wurde er in ein Holzfällerlager am Tschulym in Sibirien gebracht, wo er die Stämme vom Fluß auf eine engspurige Eisenbahn verladen mußte. Als eines Tages die Hebevorrichtung zusammenbrach, hob mein Großvater selbst einen dicken Baumstamm auf, legte ihn über seine Schulter und trug ihn zum Eisenbahnwaggon. Dabei belastete er seinen Nacken und seinen Unterleib erheblich. Kurz darauf ist er gestorben.

Mein Wissen über meine Mutter und meinen Vater sind bruchstückhafte eigene Erinnerungen und ein großer Teil gelegentlicher Informationen von einem früheren Freund meines Vaters. Ich war erst vier Jahre alt, als mein Vater getötet wurde. Meine Mutter starb kurz darauf.

Mein Vater wurde in Powolgyje auf dem Bauernhof meines Großvaters geboren. Als mein Großvater 1928 nach Sibirien verbannt wurde, mußte mein Vater ihn begleiten. Er mußte in eine nahe gelegene Schule gehen und wurde in einem staatlichen Kinderheim aufgezogen. Kurz darauf, noch in sehr jungen Jahren, wurde er ein glühender Kommunist. Da sein Vater Gefangener in einem Arbeitslager war, mußte er als erstes „seinen Ruf wiederherstellen und sich von allen vergiftenden Familienbindungen befreien“. Er verleugnete meinen Großvater.

Von der kurzen Zeit, die mein Vater um mich war, erinnere ich mich noch gut, wie sehr ich ihn liebte und daß er damals, als ich drei oder vier Jahre alt war, gewöhnlich abends in mein Zimmer kam, um mir „Gute Nacht“ zu sagen. Noch jetzt sehe ich seine durchdringenden, schwarzen Augen und fühle fast seinen langen, gebogenen Schnurrbart, der mich stets im Gesicht kitzelte, wenn er sich niederbeugte, um mich zu küssen. Ich erinnere mich auch noch, daß er gerne trank. Wenn er nach Hause kam, setzte er sich sofort an den Tisch mit einer Flasche Wodka. Da er beim Militär war, war er oft lange Zeit von zu Hause fort. Doch wenn er da war, hatten wir oft großen Spaß zusammen.

Ich weiß noch, wie er mir beibrachte, Tschedodka zu tanzen. Wenn ich es gut machte, gab er mir zur Belohnung ein Glas Wodka, und ich trank es aus und tanzte weiter. Doch schon bald war er völlig betrunken und fiel auf sein Bett: Wie oft, wenn er dort lag, ging ich an seinen Schrank, nahm seine Uniformjacke, zog sie an und stolzierte darin auf und ab, wobei seine Orden bei jedem Schritt klingelten. Sonst kann ich mich nur sehr schlecht an das gemeinsame Leben mit meinem Vater erinnern.

Da ich natürlich enger mit meiner Mutter verbunden war, erinnere ich mich auch viel besser an sie. Ihr Name war Anisia. Sie kam aus einem sehr armen Elternhaus, in dem einige an Gott glaubten. Sie sorgte sich sehr um mich. Doch das meiste der ersten gemeinsamen Jahre ist natürlich aus meinem Gedächtnis verschwunden.

An einen meiner zwei Brüder erinnere ich mich dagegen sehr gut. Er war einige Jahre älter als ich und mein großes Vorbild. Da wir im Militärstützpunkt in Nowosibirsk (was Neu-Sibirien bedeutet) lebten, wurde Wladimir in die Stadt geschickt, um dort in die Schule

zu gehen. In den Ferien kam er stets nach Hause, und wir verbrachten wundervolle Stunden zusammen. Ich erinnere mich noch gut, wie groß und stark er war und wie sehr ich ihn bewunderte.

Einmal, ich war damals vier Jahre alt, kam er wieder zu Besuch nach Hause. Als erstes sagte er zu mir: „Komm, Sergei, wir wollen eine kleine Fahrt machen!“ Er legte ein Kissen auf die Lenkstange seines Fahrrades, setzte mich oben drauf, und los ging's in sausender Fahrt die Straße hinunter und auf einem schmalen Pfad durch den Wald. Wir fuhren die Hügel hinauf und hinunter und lachten und freuten uns. Ich erinnere mich noch, wie wir an einen Stall kamen und ich vom Fahrrad herunter und auf ein Pferd gehoben wurde. Wladimir sprang nach mir drauf, und wieder ging es los im vollen Galopp. Ich umklammerte fest meinen großen Bruder Wladimir, und er beugte sich, soweit es ging, nach vorne. Es war einfach herrlich! Doch wir wußten nicht, daß Mutter uns mit dem Pferd fortreiten sah und uns nachgelaufen war, wobei sie den ganzen Weg über rief: „Wladimir, Wladimir, bring das Kind zurück!“

Mama war so weit hinter uns, daß wir sie wohl nie gehört hätten, wenn das Folgende nicht passiert wäre: Genau in dem Augenblick, als das Pferd unter einem Baum durchpreschte, drehte Wladimir sich um, und wir wurden beide recht unsanft zu Boden geworfen. Zu allem Unglück landete Wladimir ausgerechnet auf meinem Fuß, und ich begann zu heulen und zu schreien. Ich erinnere mich noch, wie Mutter uns schließlich einholte und ausrief: „Wladimir, du großer Dummkopf! Bist du verrückt, wie ein Wilder loszureiten? Und damit nicht genug, mußt du auch noch Sergei mit aufs Pferd nehmen, ohne daß du ihn oben behalten kannst!“ Ich habe Mamas Lektion niemals vergessen, und ich bin sicher, Wladimir auch nicht. Er hörte schuldbeußt zu, bis sie fertig war, dann hob er mich auf und trug mich auf seinem Rücken nach Hause. Ich weinte den ganzen Weg lang, wohl mehr erschrocken als verletzt.

Das letzte Mal, daß ich meinen Bruder Wladimir sah, war, als er in mein Zimmer kam, wo ich auf meinem Bett lag, und mir sagte, daß ihm der Vorfall sehr leid täte. Er sagte, daß ich eines Tages ein großer, zäher Bursche sein würde. Solch ein kleiner Unfall wäre gar nicht so schlimm. Dann umarmte er mich, sagte auf Wiedersehen und ging aus dem Zimmer und damit auch aus meinem Leben. Ich habe ihn seither niemals wiedergesehen und jede Spur von ihm verloren.

Als ich siebzehn Jahre alt war, besuchte ich die Leningrader Marine-Akademie aus Nowosibirsk. Ein älterer Freund fragte mich: „Sergei, möchtest du mehr über deinen Vater, deine Mutter und deinen Bruder erfahren?“



„Ja, natürlich“, erwiderte ich.

„Nun“, sagte mein Freund, „geh zu dem Militärstützpunkt außerhalb der Stadt Nowosibirsk und frage nach dem Oberstleutnant Dobrinsky. Er kannte deinen Vater und kann dir sicher die Auskünfte geben, die du haben möchtest.“

Ich hatte bereits erfahren, daß mein Vater erschossen worden war und daß meine Mutter wenige Monate später starb. Aber ich wußte keine Einzelheiten darüber. Jetzt, mit siebzehn Jahren, brannte ich natürlich darauf, alles darüber in Erfahrung zu bringen. Vor einigen Jahren, als ich dreizehn war, hatte ich gehört, daß mein Bruder Wladimir in einem Gefangenenlager in Kasachstan arbeiten würde. Ich schrieb an die Oberste Sowjetbehörde der Republik Kasachstan und bat um Hilfe bei der Suche. Man antwortete mir einige Zeit später, daß sein Name in keinen Unterlagen der Republik geführt würde und daß ihn auch niemand kannte.

Später versuchte ich mein Glück noch einmal. Durch einen hohen kommunistischen Offizier ließ ich eine Bittschrift an die Oberste Sowjetbehörde der UdSSR in Moskau verfassen, in der ich erneut bat, mir bei der Suche nach Wladimir behilflich zu sein.

Doch auch dort konnte man mir nichts über den Verbleib meines Bruders sagen. Er verschwand so spurlos, daß er wahrscheinlich das gleiche Schicksal wie mein Vater erlitten hat oder irgendwo vergessen in einem Arbeitslager lebt. Doch ich habe niemals die Hoffnung aufgegeben, ihn eines Tages wiederzusehen.

Seit meinem vierten Lebensjahr wohnte ich bei befreundeten Familien, doch mit sechs Jahren kam ich in ein staatlich geführtes Kinderheim. So vermißte ich also schon seit meiner frühesten Kindheit die Fürsorge und Liebe von Vater und Mutter. Niemand kam morgens zu mir und sagte: „Iß jetzt dein Frühstück, und paß gut in der Schule auf.“ Vielleicht können Sie sich vorstellen, was diese einfachen Worte für ein Kind bedeuten und welch eine Leere das Nichtvorhandensein solcher Besorgnis in meinem Leben hinterlassen hat.

Vielleicht war das die größte Lücke, die ich als siebzehnjähriger Jugendlicher der Marineakademie in Leningrad, in meinem bisherigen Leben aufzuweisen hatte. Als ich darum erfuhr, daß ein Oberstleutnant Dobrinsky existierte, der mir etwas von meiner Mutter und meinem Vater erzählen konnte, verschwendete ich keine Zeit damit, erst zum Militärstützpunkt zu gehen. Ich klopfte ungeduldig an die Tür seines Quartiers, und als er aufmachte, sagte ich gleich: „Ich bin der Sohn von Nikolai Iwanowitsch Kourdakov.“

Zuerst schaute er mich verwundert an. Doch dann ging ein warmes Lächeln über sein Gesicht. „Oh, ja, ich kenne dich. Ich erinnere mich

noch sehr gut an deinen Vater. Komm herein, komm nur herein!“ Er stellte mich seiner Frau vor, die später ein riesiges Essen für mich bereitete. Dann setzten wir uns und erzählten. Der Wodka floß in Strömen. Der Oberst bot mir immer wieder an, doch ich nippte nur daran, während er ihn sich ausgiebigst schmecken ließ. Bald wurde er immer gesprächiger und konnte seine Zunge nicht mehr im Zaum halten. Die Worte kamen ihm leicht über die Lippen, und so erfuhr ich einige Einzelheiten vom Leben meines Vaters, Dinge, die ich nie gewußt hatte.

„Natürlich, Sergei, erinnere ich mich an ihn“, sagte der Oberst. „Dein Vater war ein höchst interessanter und fähiger Mann. Er fühlte sich gezwungen, die Fehler deines Großvaters wiedergutzumachen, und so wurde er Soldat in der Kommunistischen Armee. Obwohl er nur vier Klassen in der Volksschule besucht hatte, war er ein solch guter Soldat und politischer Aktivist, daß er es sehr weit brachte. Er nahm an vielen Kriegszügen teil und riskierte sein Leben immer und immer wieder für die Kommunistische Partei, besonders in Turkistan, wo er eine Brigade anführte, die unzählige Revolten niederschlug. Als dann der finnische Krieg ausbrach, war das erste, daß er sich auch hier freiwillig zur Front meldete. Er leitete dort eine Brigade und kämpfte heroisch.“ Ich hörte gebannt zu, während er weitere Einzelheiten aus dem Leben meines Vaters erzählte.

Die Frau des Oberst nahm ebenfalls an unserer Unterhaltung teil, wobei sie ihrem Mann immer und immer wieder Wodka einschenken mußte. Ich nippte weiter an meinem und hörte hingerissen zu. „Als der zweite Weltkrieg ausbrach, war dein Vater selbstverständlich wieder dabei und befehligte eine Panzereinheit unter General Rokkosowsky. Er diente mit großer Hingabe und Aufopferung und erhielt viele Orden. Nach dem Krieg wurden dein Vater und ich gute Kameraden. Wir wurden beide hier nach diesem Militärstützpunkt gesandt. Doch als wir hier ankamen, war überhaupt nichts hier. Wir hatten den Befehl, den Stützpunkt aufzubauen und ein Tanker-Artillerie-Übungslager einzurichten. Ich stand eine Rangstufe unter deinem Vater und war sein Assistent. Er arbeitete wirklich schwer, um diesen ganzen Stützpunkt, wie du ihn jetzt vorfindest, zu organisieren. Alles, was du hier siehst, ist die Arbeit deines Vaters. Und wenn ich ihm auch mit Rat und Tat zur Seite stand, so ist doch alles größtenteils seinen Bemühungen zu verdanken. Dein Vater war nicht nur ein guter Soldat, er war auch ein guter Organisator und politischer Aktivist. Er unterstützte Stalin hundertprozentig.“

„Doch was passierte, als Chruschtschew an die Macht kam?“ fragte ich.

„Nun, dann begann es, schwierig zu werden. Ich erinnere mich an eine Nacht, als ich hier der diensthabende Offizier war. Plötzlich fuhr ein Wagen vor, einige Leute stiegen aus und fragten mich nach deinem Vater. Ich sagte ihnen: ‚Er ist nicht hier, er ist zu Hause.‘ Am Morgen sollte dein Vater mich ablösen kommen, doch als es Zeit wurde, erschien er nicht. Ich schickte jemand nach seiner Wohnung, um feststellen zu lassen, was denn los sei. Doch dort war er nicht mehr. Sie hatten ihn in der Nacht abgeholt.

Du willst sicher wissen, warum sie ihn abgeholt haben. Ich kann diese Frage deinem Gesicht ablesen. Nun, Sergei, du mußt wissen, daß Chruschtschew nach Stalin die Macht übernahm, und in den oberen Spitzen der Partei gab es große Kämpfe. Sie konnten nicht alles auf einen Schlag ändern sondern nach und nach, Schritt für Schritt. Um seine eigene Machtstellung zu festigen, ließ Chruschtschew all jene hohen Offiziere beseitigen, von denen man wußte, daß sie Stalin unterstützten. Das mußte natürlich in aller Heimlichkeit geschehen und nach und nach, um keinen Argwohn zu erregen. Und darum wurde dein Vater mitten in der Nacht abgeholt. Er diente dem Kommunismus wie nur wenige Männer, die ich kannte. Aber er verschwand wie viele andere, die ich kannte. Zwei Tage, nachdem sie ihn abgeholt hatten, erschien ein neuer Mann hier im Stützpunkt und erklärte, daß er jetzt der neue Chef sei. Er sagte: ‚Kourdakov war ein sehr schlechter Mann und ist unter Arrest gestellt worden.‘ Das ist das letzte, was ich von deinem Vater gehört habe. Er verschwand einfach, ohne daß man noch einmal von ihm hörte. Verstehst du, Sergei?“

Ich verstand. Verstand ich es wirklich? Der Oberstleutnant meinte, daß mein Vater jetzt sicher schon General wäre, wenn er überlebt hätte. Er war einfach eine zu mächtige Person für Chruschtschew gewesen, die nicht weiterleben durfte. Und um seine eigene Macht zu festigen, ließ Chruschtschew meinen Vater beseitigen, der sein ganzes Leben lang treu und mit aller Kraft dem Kommunismus gedient hatte.

Der Oberst fuhr fort: „Natürlich brach für deine Mutter nach dem Verschwinden deines Vaters eine Welt zusammen. Ich glaube, sie starb vier Monate später. Sie starb an gebrochenem Herzen, Sergei, weil ihr solch großes Leid widerfuhr. Sie verlor den Willen, weiterzuleben. Ich erinnere mich noch, als sie starb. Damals verloren wir dann deine Spur. Ich weiß also nicht, was dann mit dir geschehen ist. Wenn ich dich gefunden hätte, den Sohn eines alten Kameraden und Freundes, so hätte ich dir unter allen Umständen weitergeholfen.“

„Sergei“, fragte er, „was geschah eigentlich mit dir, nachdem dein Vater und deine Mutter gestorben waren?“

## EINE STRASSENWAISE

Was einige Monate nach dem Verschwinden meines Vaters und dem Tod meiner Mutter mit mir geschah, ist nur mit Schmerz aus der Erinnerung auszugraben. Selbst jetzt ist dieser Lebensabschnitt für mich in Verschwommenheit getaucht. Ich war erst vier Jahre alt, als ich feststellte, daß mein Vater nicht mehr nach Hause kam. „Mutter“, fragte ich oft, „wo ist Vater? Warum kommt er nicht mehr nach Hause, um mir einen Gute-Nacht-Kuß zu geben?“

Auf diese oder ähnliche Fragen brach Mutter stets in Tränen aus, oder sie wandte sich ab, vergrub ihr Gesicht in ihren Händen und sagte nichts. Selbst als Vierjähriger begriff ich, daß etwas Schreckliches passiert sein mußte, daß Mutter stets so außer sich geriet. Mit Mutters Gesundheit ging es bald darauf bergab. Es wurde schlimmer und schlimmer, bis sie nur noch im Bett liegen und weder sich noch mich versorgen konnte. Das letzte Mal, als ich meine Mutter sah, war sie sehr krank; und das nächste, woran ich mich erinnerte, ist, daß eine Freundin unserer Familie zu mir sagte: „Sergei, du hast jetzt keine Mutter mehr. Sie ist gestorben. Komm mit, und bleib bei uns.“

Anfangs verstand ich nicht, was das bedeutete. Ich war sicher, daß ich meine Mutter wiedersehen würde, wenn ich nur lang genug auf sie wartete. Sie konnte doch nicht einfach weggehen, mich allein lassen und niemals wiederkommen. In meinem kindlichen Gemüt war ich davon überzeugt, daß sie bald wieder zu Hause und alles gut sein würde. Obwohl vieles aus diesem Abschnitt meines Lebens nur dunkel in meiner Erinnerung ist, so weiß ich doch noch, daß die Frau, die mir sagte, daß meine Mutter tot sei und mich zu sich nach Hause mitnehmen wollte, Frau Kolmakow hieß. Sie war die Frau von Professor Kolmakow, einem Wissenschaftler und Lehrer, der es seitdem zu großen Ehren und Ansehen in Rußland gebracht hat. Es waren nette Leute, und ich hatte sie sehr gern. Aber trotzdem wollte ich in unserem eigenen Hause bleiben und auf meine Mutter warten. Ich wollte in dem Augenblick hier sein, wenn sie zur Tür hereintrat. Frau Kolmakow war sehr freundlich und verständnisvoll, und sie überzeugte mich schließlich, daß es das beste sei, wenn sie jetzt für mich sorgten.

Soweit ich mich erinnern kann, war ich gerade vier Jahre alt, als Frau Kolmakow und der Professor mich in ihrer Familie aufnahmen,

die außerdem noch aus zwei Söhnen bestand. Der eine von ihnen hieß Andrei. Obwohl ich noch sehr jung war, erinnere ich mich noch genau, wie gut sie zu mir waren und wie Frau Kolmakow sich dafür einsetzte, daß ich einen guten Start im Leben hätte. Als Frau eines Wissenschaftlers und selbst sehr intellektuell, ermutigte sie mich gleich vom ersten Tag an, eifrig zu lernen. Sie selbst unterrichtete mich im Lesen und Rechnen.

Der Professor war ein warmherziger Mann und erstaunlich klug. Später arbeitete er in Akademgorodok, einer Stadt in Sibirien, die sich ganz der Wissenschaft verschrieben hatte. Später einmal las ich in einem Bericht, daß er ein Mitglied der berühmten Sowjetischen Akademie der Wissenschaften geworden war. Obwohl er sehr beschäftigt war und selbst zwei Jungen hatte, blieb immer noch etwas Zeit, mir ein liebevoller Vater zu sein, und ich lernte ihn schnell lieben.

Frau Kolmakow war eine kleine, zarte Frau, sehr mütterlich und voller Liebe und Besorgnis für das Kind ihrer guten Freunde. Ich merkte, daß sie entschlossen war, genauso gut und lieb zu mir zu sein wie zu ihren eigenen Kindern. Doch obwohl sie wirklich ihr Bestes gab, sehnte ich mich sehr nach meiner Mutter. Auf der anderen Seite war ich froh, daß die Kolmakows für mich sorgten, und ich hoffte, wenn ich schon keine eigenen Eltern mehr haben könnte, daß ich wenigstens niemals meine Adoptiveltern verlieren würde. Zwei Jahre lang, bis ich sechs war, lebten wir harmonisch zusammen, mit einer Ausnahme — das war ihr Sohn Andrei.

Selbst in meinem Alter merkte ich bereits, daß irgend etwas nicht mit Andrei stimmen konnte. Später wußte ich, daß er psychisch gestört war. Er war älter als ich und für sein Alter überaus kräftig, und er benahm sich mir gegenüber stets auf eine Art und Weise, die mich erschreckte und mir Angst einflößte.

Eines Tages, als ich in der Badewanne saß, kam Andrei ins Badezimmer. „Geh raus“, sagte ich. „Du hast nichts hier zu suchen. Du kannst ins Bad, wenn ich fertig bin.“

Doch Andrei schaute mich nur durchdringend an und lächelte seltsam. Instinktiv fühlte ich, daß irgend etwas Schlimmes passieren würde, und hatte fürchterliche Angst. Dann ergriff er mich plötzlich bei den Schultern und drückte mich mit aller Gewalt unter Wasser. Ich kämpfte, schlug um mich und rang nach Luft, wobei ich auf einmal wußte, daß er mich umbringen wollte. Ich versuchte, um Hilfe zu rufen, bekam jedoch nur den ganzen Mund voll Wasser. Ich kämpfte mit aller Kraft, aber Andrei war sehr stark. In letzter Verzweiflung schlug ich so wild und heftig um mich, daß ich mich schließlich

befreien konnte und schnell aus der Wanne sprang. Laut schreiend floh ich aus dem Badezimmer und suchte überall nach Frau Kolmakow oder dem Professor. Niemand war zu Hause. Verängstigt durch meine Schreie und aus Furcht vor seinen Eltern, floh Andrei aus dem Haus in den Garten.

Obwohl ich erst sechs Jahre alt war, wußte ich doch instinktiv, daß ich mit Andrei unter einem Dach stets in Lebensgefahr schwebte. Deshalb faßte ich einen kühnen Entschluß. Ich rannte in mein Zimmer, griff ein paar Kleidungsstücke, die nicht allzu schwer waren, steckte sie in eine Papiertasche und verließ das Haus der Kolmakows für immer. Ich hatte solche Angst vor Andrei, daß ich wußte, ich würde das Haus niemals mehr betreten, so verzweifelt gern ich es auch andererseits getan hätte.

Schon bald stand ich mutterseelenallein auf der Straße, eine Waise, ohne Zuhause und ohne Essen. Die einzigen Kleidungsstücke, die ich besaß, waren die, die ich anhatte und die ich in meinen improvisierten Koffer gesteckt hatte. So stand ich in einer Straße in Nowosibirsk, allein, hungrig und ängstlich und ohne Vorstellung, was ich als nächstes unternehmen sollte. Ich mußte etwas zu essen finden und auch einen Platz zum Schlafen. Ich mußte es lernen, allein und völlig auf mich gestellt in dieser riesigen Stadt in Sibirien zu überleben. Und schon bald mußte ich feststellen, daß dies keine leichte Aufgabe war, besonders nicht für ein sechsjähriges Kind.

Als ich das Haus der Kolmakows verließ, war es August und warm, so daß ich mir über warme Sachen keine Gedanken zu machen brauchte. Doch auch so war meine Lage verzweifelt. Und auf meine kindliche Art war ich mir völlig im klaren darüber, daß es so war.

*Was kann ich tun?* dachte ich. *Wohin soll ich gehen?* Und während ich mir meine nächsten Schritte überlegte, wanderte ich plan- und ziellos durch die Straßen. Alles und alle sahen so fremd und riesig aus. Nowosibirsk ist eine große, ausgedehnte Stadt in Zentralsibirien mit einer Bevölkerungsdichte von fast zwei Millionen. Man spricht hier von dem Kreuzweg Sibiriens.

Es dauerte nicht lange, bis ich mich im Herzen der Stadt befand, in der Nähe des Hauptbahnhofs. Ein ununterbrochener Menschenstrom schob sich in dieses höhlenartige Gebäude hinein und wieder heraus. Wenn Nowosibirsk wirklich der Kreuzweg Sibiriens war, dann war dieser Bahnhof der Grund dafür.

Stündlich fuhren die Züge ab mit Zielen wie Wladiwostok, den Fernen Osten, Taschkent, den Süden von Zentralasien nahe Afghanistan und in den Westen, in das europäische Rußland. Es war eine wirkliche, wimmelnde, chaotische Kreuzung, an der man die verschieden-

sten Nationalitäten sehen und ihre fremdländischen Dialekte hören konnte, wenn die großen Menschenmengen an einem vorbeigingen.

Für einen sechsjährigen Jungen, der zum ersten Mal von zu Hause fort war, war es ein aufregendes Erlebnis. Mit großen Augen, ein wenig ängstlich und benommen, doch mehr noch voller Neugierde, nahm ich all diese Eindrücke in mich auf. „Das ist es, was ich brauche“, sagte ich mir und schaute mich in dem weitläufigen Gebäude um. Im Warteraum gab es ganze Reihen von Bänken, und ich war sicher, daß ich hier irgendwo ohne Schwierigkeit eine dunkle Ecke finden würde, wo ich unbemerkt die Nächte verbringen konnte. Wo stündlich Züge aus allen Himmelsrichtungen ankamen und wieder abfuhrten, achtete bestimmt niemand auf einen kleinen Jungen, der unter einer Bank schlief. Hier war ich in Sicherheit. Niemand würde mich hier finden und zu den Kolmakows zurückbringen.

Jetzt, da das Problem meines neuen „Zuhause“ geklärt war, konnte ich mir Gedanken über das Essen machen. Dieses Problem war schwieriger zu lösen. Ich war mit nur ein paar Münzen in der Tasche weggelaufen, und schon jetzt meldete sich bei mir der Hunger. Der Eisstand neben den Zeitschriften übte eine solch magische Anziehungskraft auf mich aus, daß ich einfach nicht widerstehen konnte.

Das Eis schmeckte so gut, und die Stange war so klein, daß ich es in wenigen Augenblicken verdrückt hatte. Ich schlenderte in die entgegengesetzte Richtung, aber ich war immer noch hungrig. Ich warf einen sehnsüchtigen Blick zurück auf den Eisstand und kramte die restlichen Münzen aus meiner Tasche hervor. Es reichte gerade noch für ein weiteres Eis. Eine innere Stimme riet mir, das Geld noch aufzuheben für den Augenblick, wo ich wirklich Hunger bekäme. Aber ein Junge von sechs Jahren plant noch nicht so weit im voraus. So ging ich wieder zurück und sagte: „Ich hätte gerne noch ein Eis.“ Die Frau im weißen Kittel reichte es mir, und bald war auch das Eis verschwunden.

Eine Zeitlang schlenderte ich zufrieden weiter, fasziniert von all den Eindrücken und Geräuschen um mich herum, besonders den fremden Sprachen und farbenprächtigen Kleidern der Leute aus dem Süden Asiens. In diesem Augenblick hatte ich keinerlei Sorgen. Doch nachdem ich zwei Stunden durch die Straßen gelaufen war, meldete sich wieder der Hunger. Meine Taschen waren leer, mit Ausnahme einer kleinen Münze, für die man jedoch nichts kaufen konnte. Sehnsüchtig schaute ich auf all die Stände mit Kuchen, Süßigkeiten und Lebensmitteln. Am liebsten hätte ich von jedem Stand etwas gegessen! Doch mir blieb nur eins, all die guten Sachen anzustarren, an meinen leeren Magen zu denken und zu träumen.

Ein Stand mit phantastisch aussehenden Weizenkuchen fiel mir besonders ins Auge. Ich schlenderte zu dem Stand hinüber und blieb abrupt davor stehen. Mit wachsamen Augen und mindestens zweihundert drohenden Pfunden stand eine stämmige, finster dreinschauende Frau dahinter und paßte auf wie ein Schießhund. Mir kam sie fast wie ein feuerspeiender Riese vor. *Mit der ist bestimmt nicht gut Kirschen essen*, dachte ich. *Am besten mache ich mich aus dem Staube*.

Ein bunter Obststand am Ende der Reihe zog mich als nächstes magisch an. Doch mit einem einzigen Blick stellte ich fest, daß der Verkäufer ebenfalls keinen Preis für freundliches Aussehen bekommen würde. Er sprach nicht, er knurrte: „Was willst du hier, Junge? Willst du was kaufen? Nein? Nun, dann mach, daß du weiterkommst.“ Langsam ging ich zurück. Meine Augen hingen immer noch an den großen, rotwangigen Äpfeln und gelben Birnen.

Ursprünglich wollte ich eigentlich die Verkäufer um etwas zu essen bitten — vielleicht von jedem Stand nur ein bißchen. Aber nachdem ich die finsternen Mienen der Inhaber gesehen hatte, war mir klarge worden, daß das wohl nicht so einfach sei. Außerdem hatte ich weder zuvor gebettelt, noch hatte ich eine traurige Geschichte auf Lager, und ich war mir sicher, daß ich wohl nicht so überzeugend sein würde. Aber aufgeben konnte ich auch nicht. Ich war hungrig.

Ich werde es versuchen, sagte ich zu mir selbst und schaute die Reihen entlang. An einem Stand sah ich eine kleine, ältere Frau, die Brötchen verkaufte. Sie sah recht freundlich aus. Während ich auf sie zuing, nahm ich all meinen Mut zusammen und legte mir schnell eine herzerbrechende Bitte zurecht. Ich wiederholte sie noch einmal in Gedanken und war voll auf meinen ersten Auftritt vorbereitet. Ich wollte Folgendes sagen: „Bitte, liebe Frau, ich bin nur ein kleiner Junge, weit weg von meinen Eltern und ohne einen Pfennig Geld. Und ich bin schrecklich hungrig.“ Das alles stimmte ja und würde leicht über meine Lippen kommen. Doch als ich ansetzte, lief alles schief. Ich stotterte und begann von neuem. Die Frau sah mich an, erst argwöhnisch, dann ängstlich. Je länger ich brauchte, um so durchdringender wurde ihr Blick. Und dann trat ein Mann an den Stand und verlangte ein belegtes Brötchen. Sie war plötzlich so beschäftigt, daß sie mich völlig vergaß.

Ich lief weg und sah ein, daß ich so wohl nie etwas zu essen bekommen würde. Doch was sollte ich machen? Wenn ich nichts zu essen bekam, würde ich bald vor Hunger sterben. Und voller Selbstmitleid dachte ich, das geschähe ihnen allen recht, wenn ich hier vor ihren Augen vor Hunger zusammenbräche und tot wäre.



Dann fiel mir die kleine Münze ein, die ich noch in der Tasche hatte, und mir kam eine Idee. Ich schlenderte wieder zu dem Stand mit den Weizenkuchen hinüber und sah mich suchend um. Auf dem Boden erspähte ich eine kleine, quadratische Metallfläche, auf der die Verkäuferin stand. Ich trat mit dem unschuldigsten Gesicht, das ich machen konnte, näher, fischte meine Münze hervor und ließ sie auf das Metall fallen. Mit einem lauten Geklapper schlug sie auf und rollte weiter.

Der metallene Klang ließ die Verkäuferin sofort aufhorchen. Gewiß nahm sie an, daß Geld aus ihrer Kasse zu Boden gefallen sei, und sie fuhr herum und sah zu Boden. Schnell beugte ich mich vor, ergriff eine Handvoll Weizenkuchen und lief, so schnell ich konnte, fort. Hinter mir hörte ich ihr aufgeregtes Rufen „Haltet den Jungen! Er ist ein Dieb! Haltet ihn! Haltet ihn!“ Aber ich war schon zu weit weg und schnell in der Menge untergetaucht. Ich fand eine ruhige Ecke, weit genug von dem Stand entfernt, setzte mich auf den Boden und aß. Hungrig stopfte ich bis auf zwei Stücke Kuchen alles in mich hinein. Die restlichen zwei wollte ich mir für später aufheben. Ich lernte schnell dazu. Dann suchte ich mir eine dunkle Ecke im äußersten Ende des Bahnhofgebäudes, wo ich mich für die Nacht zusammenrollte. Meinen ersten Tag in der großen Welt hatte ich also überlebt.

Zehn Tage lang schlug ich mich so durch. Es war im August 1957. Ich lebte von meiner Gewitztheit und begann den Tag mit einer Suche nach meinem Frühstück. Am zehnten Tag ging ich wieder einmal Essen „einkaufen“. Zuerst ging ich zu einem Obststand und versuchte die Verkäuferin dadurch zu irritieren, daß ich angestrengt hinter sie schaute. Doch als ich gerade meinen Mund aufmachte, um etwas zu sagen, rief sie plötzlich laut: „Bist du es schon wieder! Warte, jetzt erwische ich dich, du kleiner Schurke!“ Von all den Ständen hatte ich mir ausgerechnet einen ausgesucht, von dem ich drei Tage zuvor schon einmal etwas gestohlen hatte. Die Verkäuferin hatte mich sofort wiedererkannt. Ich machte kehrt und lief, so schnell ich konnte, fort, doch die Frau blieb mir auf den Fersen, wobei sie unentwegt schimpfte und schrie. Ich lief und lief und stellte nach einem hastigen Blick zurück befriedigt fest, daß sich der Abstand zwischen uns ständig vergrößerte.

Und dann rannte ich in einen unnachgiebigen Gegenstand, der sprechen konnte und mich mit einem stahlharten Griff festhielt. „Hee!“ sagte eine Männerstimme. „Wo willst du denn so eilig hin?“ Ich wagte nicht aufzuschauen, aus Angst, ausgerechnet in einen Polizisten gerannt zu sein. Und genau das hatte ich getan!

Meine Tage im Bahnhofsgebäude von Nowosibirsk waren zu Ende. Doch die Zeit war nicht vergeudet. Ich hatte viel über die Kunst des Überlebens gelernt, was mir später noch sehr zugute kommen sollte.

Der Polizist brachte mich zur nächsten Wache. „Nun sag doch mal, Kleiner, woher bist du denn? Wie heißt du?“ versuchte man mich auszufragen.

Aber genau das wollte ich ja nicht verraten. Sie würden mich wieder zurück in das Haus der Kolmakows bringen, und ich war sicher, daß Andrei wieder versuchen würde, mich umzubringen. So schwieg ich also.

„Wo sind deine Eltern?“ fragte mich der Polizist.

„Sie sind tot“, erwiderte ich.

„Und wie heißt du?“ Ich wollte nicht antworten. Doch dann schnauzte mich der Polizist an, und ängstlich erwiderte ich: „Sergei.“

„Und dein Familienname?“ forderte er.

Ich erwiderte: „Mein Name ist Sergei, und ich habe weder Mutter noch Vater. Sie sind beide tot.“ Ich beschloß, nichts weiter zu sagen.

Schließlich gab es der Polizist auf, rief einen anderen hinzu und sagte: „Was sollen wir mit diesem Kleinen machen? Er will nichts weiter sagen als seinen Vornamen und daß er eine Waise ist.“

„Nun“, erwiderte der andere Polizist, „dann schicken wir ihn doch in eins der Waisenhäuser.“

Ein paar Stunden später fuhr ein Auto vor, das mich in das Kinderheim Nummer Eins brachte. Als ich die Tür aufmachte, wartete bereits eine korpulente Frau auf mich. Ohne Umschweife kam sie gleich zur Sache und fragte mich in barschem Ton: „Wie heißt du?“

„Sergei.“

Sie bedrängte mich nicht weiter, las die Papiere durch, die man auf der Polizeistation ausgestellt hatte, und sagte: „So, Sergei, wie ich sehe, sprichst du nicht viel. Aber laß das nur unsere Sorge sein.“

*Da werde ich aber nicht mitmachen*, dachte ich. *Niemand darf mich wieder zu den Kolmakows zurückschicken, damit ich dort von Andrei umgebracht werde.* Ich war sicher, daß es nichts nützen würde, wenn ich ihr meine Befürchtungen mitteilte. Bestimmt würde mir niemand glauben. Für sie würde ich nur ein weiteres Kind sein, das unglaubliche Geschichten erfindet.

„Du kannst mir wenigstens sagen, wie alt du bist, Sergei“, sagte sie.

Ich nahm an, daß man mir daraus keine Schlinge drehen konnte, und so erwiderte ich: „Acht.“ Natürlich log ich. Ich war groß für mein Alter und nahm daher an, daß sie mir glaubte. Ich dachte, durch diese

falsche Angabe würde es ihnen noch schwerer fallen, herauszufinden, wer ich wirklich war.

„Wo bist du denn in die Schule gegangen?“ fragte sie, und ich dachte: *O weh! Jetzt bin ich in meine eigene Falle gegangen.*

Immer noch bemüht, ihnen keine weiteren Informationen über mich zu geben, sagte ich: „Das kann ich nicht sagen.“

„Schon gut“, erwiderte sie. „Wir werden dich prüfen und schnell herausfinden, wieviel du schon kannst.“

Die Tests ergaben, daß ich noch nicht genug wußte, um in die zweite Klasse zu kommen, aber zu viel, um zu beweisen, daß ich noch nie in der Schule gewesen war. So sagte man: „Du mußt die erste Klasse noch einmal besuchen.“

*Noch einmal*, dachte ich. Ich war noch nie zur Schule gegangen, da in Rußland die Kinder erst mit sieben Jahren eingeschult werden, und ich war erst sechs. Daß ich überhaupt etwas bei den Tests vorweisen konnte, war nur auf das Bemühen von Frau Kolmakow zurückzuführen, die mich im Lesen, Schreiben und Rechnen unterrichtet hatte. Offensichtlich hatte sie mich gut unterrichtet, denn die Tests ergaben, daß ich dem Stoff der ersten Klasse weit voraus war. So kam ich also in die erste Klasse, um sie „noch einmal“ zu absolvieren.

Die Schule lag in der Nähe des Kinderheims Nummer Eins, und zu meiner Überraschung schaffte ich es sehr gut. Bald war ich der Primus der Klasse, und das Lernen fiel mir keineswegs schwer. Das Leben ist doch nicht so schlecht, dachte ich. So schien es wenigstens.

Doch schon bald waren all meine Hoffnungen zunichte. Der Professor und Frau Kolmakow hatten mich verzweifelt gesucht und sich auch an die Polizei gewandt. Schließlich hatte man sie an dieses Kinderheim verwiesen. Eines Tages rief mich die Direktorin des Kinderheimes aus dem Unterricht und sagte: „Nun, Herr Schlauberger, jetzt wissen wir auch, wer du bist.“

Mein Herz sank, und ich bat flehentlich: „Bitte schicken Sie mich doch nicht zurück! Schicken Sie mich bitte nicht zurück!“

„Nun, wir werden sehen“, sagte sie. „Ich muß erst noch mit den anderen sprechen, aber ich denke, du kannst bleiben. Doch du bist nicht acht, sondern sechs. Du kannst also noch nicht zur Schule gehen.“

„Aber ich mache doch alles gut“, protestierte ich.

„Das ist nicht ausschlaggebend. Nach unseren Richtlinien kannst du noch nicht zur Schule gehen, also kannst du nicht!“

Sie erlaubten mir jedoch, im Heim zu bleiben. Ich wünschte zwar sehr, zu den Kolmakows zurückzugehen, aber die Angst vor Andrei hielt mich davon zurück.

Während die anderen Kinder in der Schule waren, verbrachte ich die Nachmittage im Heim. Ich werde nie vergessen, wie einsam ich war, wenn ich in meinem Zimmer saß und aus dem Fenster starrte. Ich hatte jetzt viel Zeit, darüber nachzudenken, daß ich immerhin ein Dach über dem Kopf hatte. Meistens dachte ich an meinen Vater und meine Mutter und empfand dann die Einsamkeit besonders stark. Wenn ich an meinen Bruder Wladimir dachte, wurde ich fast ein wenig verbittert. Warum holte er mich nicht zu sich? Warum ging er einfach fort und ließ mich allein? Interessierte es ihn gar nicht, was aus mir wurde?

Am 1. März 1958 feierte ich meinen siebten Geburtstag. Es war ein großer Tag. Jetzt konnte ich endlich zur Schule gehen. Als ich eingeschrieben wurde, sagte die Lehrerin zu uns: „Alle Kinder der Klassen eins bis drei müssen den Oktobrianiks angehören (Oktobristen).“

Das Wort hatte ich noch nie zuvor gehört. Doch die Lehrerin erklärte uns, daß das die kommunistische Organisation für Kinder der ersten drei Schulklassen sei. „Ihr gehört jetzt nicht länger euern Eltern sondern dem kommunistischen Staat.“ Da ich keine Eltern mehr hatte, war es mir völlig egal, wem ich gehörte. Die Lehrerin erklärte uns weiter, daß man als Oktobrianik ein Enkel Lenins sei.“

Lenin? Wer ist das? Ich hatte seinen Namen schon öfters gehört und ihn auf Plakaten am Bahnhof gelesen, aber ich wußte nur sehr wenig über ihn.

„Lenin ist der größte Mann, der jemals gelebt hat. Er lebte nicht nur sondern lebt auch jetzt und wird immer leben“, sagte sie. „Wer von euch möchte ein Enkel von Lenin werden, auf Freizeiten gehen und andere schöne Sachen unternehmen?“ Zusammen mit den anderen hob auch ich begeistert meinen Finger in die Höhe. Ich — ein Enkel Lenins! Das ist großartig, dachte ich.

Von meinem sechsten bis neunten Lebensjahr lebte ich im Kinderheim Nummer Eins in Nowosibirsk und besuchte die ersten drei Klassen der Grundschule. Ich schloß viele Freundschaften mit anderen Kindern im Heim und machte dabei einige Entdeckungen. Ich hatte gedacht, daß dies ein Heim für verwaiste Kinder sei wie ich, die keine Eltern mehr hatten. Doch ich sollte eines anderen belehrt werden. Eines Tages sprach ich mit einem Jungen, der vor sich hin schluchzte, und fragte: „Warum muß ich denn hier bleiben? Ich habe doch eine Mutter und auch einen Vater. Warum kann ich nicht zu Hause bei ihnen sein?“

Das war das erste Mal, daß ich entdeckte, daß nicht alle Kinder im Heim Waisen waren. Erst später lernte ich, daß diese Heime vor allem für Kinder waren, die man ihren Eltern weggenommen hatte

— Mütter und Väter, die auf Grund ihrer religiösen oder politischen Haltung für „unfähig“ erklärt worden waren, ihre Kinder in der rechten Art und Weise zu erziehen.

Ich bemühte mich, den kleinen Jungen zu trösten, aber ich konnte ihm ebenfalls nicht erklären, warum er nicht bei seinen Eltern bleiben durfte, obwohl sie doch ganz in der Nähe wohnten. Ich verstand es ja selber nicht. Er hatte Eltern. Warum konnte er nicht zu Hause bei ihnen sein? Und immer, wenn ich in Zukunft die Liebe meiner Mutter und den Gute-Nacht-Kuß meines Vaters vermißte, dachte ich an diesen kleinen Jungen und fragte mich, warum er nicht nach Hause zu seinen Eltern gehen durfte. Wenn ich noch Eltern hätte, würde ich einfach zu ihnen laufen. Warum machte er das nicht auch?

Doch nach und nach akzeptiere ich meine Lage immer mehr. Ein neunjähriger Junge hat schließlich Freunde und muß über Spiele und alle möglichen Dinge nachdenken.

## ABENTEUER UND TERROR IN VERKH-IRMEN

Eines Tages im Jahr 1960 – ich war damals neun Jahre alt – kam die Direktorin von Nummer Eins zu mir und sagte: „Kourdakov, pack deine Sachen zusammen, du mußt in ein anderes Kinderheim.“

„Wohin denn?“ fragte ich.

„Nicht weit weg. Nach Verkh-Irmen.“ Ich kannte Verkh-Irmen nicht und hatte ein wenig Angst. „Es liegt nur vierzig Meilen flußaufwärts“, sagte sie. Der Name Verkh-Irmen bedeutet wörtlich „oberhalb des Flusses Irmen“, einem kleinen Fluß, in dessen Nähe das Kinderheim gelegen war.

Als der Tag meiner Abfahrt kam, waren meine wenigen Besitztümer fertig gepackt. Es fiel mir sehr schwer, mich von meinen Freunden in Nummer Eins zu trennen, aber was blieb mir anderes übrig? Ich stieg in den Wagen, und dann fuhr er ab. Etwa zwei Stunden später erreichten wir Verkh-Irmen, eine kleine Ortschaft, zu groß für ein Dorf und nicht groß genug für eine Stadt.

Das Kinderheim von Verkh-Irmen — oder „V-I“, wie wir es nannten — lag an der Peripherie der Stadt. Es bestand aus vier Gebäuden — zwei Schlafgebäuden, einem Verwaltungsgebäude und einem Koch- und Waschhaus. Ganz in der Nähe lag die Schule, in die sowohl die Kinder aus dem Heim gingen als auch die Kinder aus der Stadt. Ich war wegen meines neuen Zuhauses ausgesprochen nervös. Doch die Kinder empfingen mich freundlich, und schon bald schloß ich neue Freundschaften.

Gleich nach meiner Ankunft trat ich den „Jungen Pionieren“ bei, der kommunistischen Jugendorganisation für Kinder zwischen neun und fünfzehn Jahren, die die nächste Rangstufe nach den Oktobristen war.

Als Oktobrist war ich ein Enkel Lenins. Jetzt, als junger Pionier, wußte ich nicht genau, was wir waren, doch jeder von uns erhielt ein rotes Tuch, das wir um den Hals tragen sollten. Als ich mich damit im Spiegel betrachtete, fand ich mich äußerst schick.

Schon bald merkte ich, daß dieses Haus völlig anders als das Heim Nummer Eins geführt wurde. Erstens waren hier mehr Kinder, etwa 120. Zweitens waren der Direktor und die Erzieherinnen, die wir „Tanten“ und „Onkel“ nannten, wesentlich härter. Sie wirkten kalt

und standen unseren Wünschen und Nöten völlig gleichgültig gegenüber. In Nummer Eins hatte ich hiervon einen kleinen Vorgeschmack bekommen, doch hier machte ich die Erfahrung, daß ein richtiger Haß zwischen den Tanten und Onkels auf der einen Seite und den Kindern auf der anderen Seite bestand. Und keine Gruppe bemühte sich, ihre wahren Gefühle zu verbergen.

Keine der Tanten und keiner der Onkels hatte sich diesen Beruf ausgesucht, weil er gerne mit Kindern arbeitete. Die Partei gab ihnen lediglich den Auftrag, „kleine Kommunisten“ heranzuziehen. Und dieser Beruf wurde von allen Tanten und Onkels als niedrigste Aufgabe angesehen, die die Partei ihren Mitgliedern zuteilen konnte. Es war eine Aufgabe ohne Zukunft für all jene, deren Karriere zu Ende war. So waren die meisten unglücklich und enttäuscht und ließen ihre Gefühle an den Kindern aus. Hier in V-I sowie später auch in anderen Kinderheimen verteilten die Erzieher die härtesten und brutalsten Bestrafungen für kleinste Übertretungen der Hausordnung. Andererseits ignorierten sie uns wieder völlig, wenn wir einmal ihre Hilfe benötigt hätten. Obwohl ich es mit dem Verstand nicht erklären konnte, so fühlte ich doch bald die Spannung zwischen den Kindern — besonders den älteren — und den Tanten und Onkels.

Es war allerdings nicht alles schlecht hier. Eine der wenigen Sonnenseiten, die es überhaupt gab, waren die vielen Freundschaften, die ich schloß. Ein Junge darunter war Iwan Tschernega, ungefähr drei Jahre älter als ich. Iwan war von durchschnittlicher Größe mit hellem, buschigem Haar und einem freundlichen lächelnden Gesicht, das selbst dann noch angenehm wirkte, wenn er ärgerlich war. Trotz unseres Altersunterschieds waren wir von Anfang an eng befreundet, denn ich war recht groß für mein Alter und zu dieser Zeit schon ein wenig „erfahren“. Es erfüllte mich mit Freude und Stolz, daß Iwan mich so offensichtlich mochte, und unsere Freundschaft hielt sehr lange.

Ein anderer guter Freund war Pawel, ungefähr zehn Jahre alt, der schon drei Jahre in V-I war. Obwohl er für sein Alter recht klein war, glückte er das durch seine Gewitztheit und Gerissenheit aus. Ich lernte bald, daß man sich zu helfen wissen mußte, wenn man überhaupt irgend etwas im Leben erreichen wollte, und Pawel besaß gerade darin ein erstaunliches Talent.

Eines Abends lagen wir in unseren Betten und unterhielten uns, obwohl wir natürlich längst schlafen sollten. Pawels Bett stand neben meinem. Und auf einmal fragte er mich: „Sag mal, Sergei, wie steht's bei dir mit Geld? Brauchst du welches?“

Ich dachte, das ist eine alberne Frage. Wer braucht schon kein

Geld? „Natürlich brauche ich Geld“, sagte ich, „was denkst du denn?“

Pawel wandte sich um, als wenn er schlafen wollte, und sagte: „Nun, wenn du einmal wirklich Geld brauchst, Sergei, dann kannst du es mir ja sagen.“

Er schlief ein, während ich noch lange wach lag und darüber nachgrübelte, wie er das wohl gemeint haben könnte. Alle Jungen wußten, daß Pawel in dieser Beziehung sehr erfindungsreich war. Doch wie machte er das — besaß er eine eigene Geldpresse? Schon oft hatten die anderen auf Pawels „Geldmaschine“ angespielt, aber niemand kannte das Geheimnis, woher es wirklich kam. Er verschwand, wenn er welches brauchte und kehrte eine Weile später mit einem neuen Vorrat davon zurück.

Am nächsten Tag fragte ich ihn beim Frühstück: „Pawel, wie hast du das gestern abend gemeint, als du sagtest, ich sollte dir sagen, wenn ich Geld brauchte? Das hört sich ja an, als wenn du es selbst herstellst.“

„Es ist fast ebenso einfach“, erwiderte er lächelnd.

„Das glaube ich dir nicht“, erwiderte ich herausfordernd. „Für niemanden ist es leicht, nicht einmal für dich.“

„Ich kann es dir beweisen. Komm morgen mit mir mit.“

Am nächsten Tag trafen Pawel und ich uns außerhalb des Kinderheimes. Er hatte eine braune Papiertüte bei sich, die bis oben hin vollgestopft war. „Komm, Sergei“, sagte er, „wir gehen nach Nowosibirsk.“

„Nowosibirsk!“ rief ich aus. „Das liegt 60 Kilometer weg. Was werden die Onkels sagen, wenn sie uns vermissen?“

„Ach, die passen nie besonders gut auf. Hauptsache, wir machen ihnen keine Unannehmlichkeiten. Wir lassen sie in Ruhe, und sie lassen uns in Ruhe. Hör auf, dir Gedanken zu machen, und komm. Wir werden um Mitternacht zurück sein.“ Wir stiegen also in einen Bus und waren gegen sechs Uhr abends in der großen Stadt.

„Es ist gerade eine günstige Zeit“, sagte Pawel geheimnisvoll.

Ich hätte zu gern gewußt, was er vorhatte. Wollte er eine Bank ausrauben?

„Warte hier, Sergei“, befahl er und verschwand um eine Ecke, das Bündel fest umklammert. Ich fand in der Nähe eine Bank und setzte mich nieder, um auf ihn zu warten. Während ich gelangweilt dasaß, zog plötzlich ein zerlumpter, schmutziger, hungrig aussehender Junge meine Aufmerksamkeit auf sich. Instinktiv fühlte ich Mitleid mit ihm — doch plötzlich kam er mir irgendwie bekannt vor. Ich sah genauer hin.

„Pawel, du bist es!“ rief ich aus. Wenigstens wußte ich jetzt, was



in der braunen Papiertüte gewesen war — seine zerlumpfte Bettlerkleidung. Er zwinkerte mir verschmitzt zu.

„Siehst du jetzt mein Geheimnis. Sergei? Keine Geldpresse. Nur das hier.“ Er zeigte auf seine stinkige, schmutzige, zerrissene Kleidung und drückte mir ebenfalls ein paar ähnlich aussehende Fetzen in die Hand. „Hier, beeil dich! Zieh sie an! Die beste Zeit zum Betteln ist die Essenszeit.“

Das kam für mich völlig unerwartet, aber ich gehorchte ihm. Ich ging in eine öffentliche Toilette, zog meine Sachen aus und die zerlumpten, schmutzigen an. Dann ging ich zurück zu Pawel. Inzwischen hatte er sich das Gesicht mit Schmutz beschmiert und sah richtig pathetisch aus. Bevor ich noch recht wußte, was los war, hatte er sich seine Hände wieder beschmiert und rieb auch mein Gesicht ein. Ich machte einen Satz zurück.

„Hab dich nicht so, Sergei“, sagte er, „das mußt du machen. Steh still, bis ich fertig bin.“ Er rieb mir weiter mein Gesicht ein. Dann trat er einen Schritt zurück und betrachtete sein Kunstwerk. Er nickte: „Nicht schlecht, würde ich sagen.“

„Wohin jetzt?“ fragte ich.

„Komm mit!“

Ich folgte ihm durch die Straßen von Nowosibirsk, bis wir vor einem der besten Restaurants anlangten. Es sah nicht besonders attraktiv von außen aus, aber es gab sehr gutes Essen. Pawel ging ein paar Schritte von der Eingangstür fort. Dann ließen wir uns nieder, zwei halb verhungerte Straßenjungen.

„Hier, so mußt du gucken“, sagte er und machte ein möglichst trauriges Gesicht. Ich versuchte, ihn zu imitieren.

„Nein, nein, doch nicht so!“ Noch einmal zeigte er mir, wie ich gucken sollte. Nach mehreren Versuchen gelang es mir schließlich, und Pawel sagte zustimmend: „Nicht schlecht, nicht schlecht. So mußt du es lassen.“

„Ich fange an“, sagte er „und zeige dir, wie man es machen muß. Hier, spiel mal irgend was Trauriges darauf.“ Er warf mir eine alte Mundharmonika zu, die er aus der Tiefe seiner braunen Papiertüte hervorzauberte. Ich hielt sie an den Mund und bemühte mich, die „traurigen“ Töne darauf zu finden. Erst probierte ich es am dunklen Ende der Harmonika, doch offensichtlich lagen dort die traurigen Töne nicht, denn Pawel schien keineswegs erfreut, er schaute mich mißbilligend an. Ich bemühte mich weiter und fand auch bald ein paar traurige Töne, während Pawel sein traurigstes Gesicht aufsetzte und die Leute ansprach, die aus dem Restaurant kamen.

„Bitte, ich bin eine Waise. Ich habe kein Geld. Ich bin hungrig.“

Bitte helfen Sie einem hungernden Waisenkind. Ich habe keine Mutter und keinen Vater. Bitte!" so bettelte er traurig, während ich der Mundharmonika die traurigsten Töne entlockte, die ich finden konnte. Schon mehrere Minuten bemühten wir uns so, ohne Erfolg. Es klappt nicht, dachte ich insgeheim. Doch dann blieb ein Mann stehen, sah uns mitleidig an und warf fünfundzwanzig Kopeken in Pawels Filzhut.

*Oh, es geht! Es geht doch!* stellte ich mit beinahe freudigem Erschrecken fest. *Das ist ja großartig! Phantastisch großartig!*

Ein Ehepaar warf die nächsten fünfzig Kopeken hinein. Jetzt war ich schon richtig inspiriert, und meine Musik wurde immer trauriger. Pawel dagegen erzählte eine traurige Geschichte nach der anderen und rührte selbst mich fast zu Tränen.

Immer mehr Passanten blieben stehen und warfen ein paar Geldmünzen in unseren Hut. Als einmal niemand in Sicht war, sagte ich zu Pawel: „Unser Geschäft läuft fabelhaft, aber warum gerade hier?“

„Hast du bist jetzt immer noch nichts verstanden, Sergei? Sieh dir doch die Leute an. Sehen sie etwa hungrig aus? Nein, natürlich nicht. Sie haben gerade gut gegessen. Was glaubst du, wie sie sich fühlen, wenn sie zwei halb verhungerte Waisen vor dem Restaurant sehen? Meinst du nicht, daß ihnen dann ihr Gewissen zu schaffen macht? Das hier ist mein bester Platz!“

„Dein bester Platz? Hast du denn noch andere?“

„Natürlich“, erwiderte er, „mindestens noch vier. Doch jetzt bist du dran, Sergei.“

„O nein“, protestierte ich, „du machst es so gut. Mach nur weiter.“

„Nein“, sagte er, „du mußt es ja auch schließlich mal lernen.“

Er übernahm die Mundharmonika und entlockte ihr die traurigsten Melodien, die ich je gehört habe. Es war einfach ergreifend! Ich setzte mein verzweifeltstes Gesicht auf, und bevor ich noch recht zu mir kam, sagte ich: „Meine Mutter ist krank; mein Vater ist gestorben. Meine Brüder und Schwestern hungern zu Hause. Bitte geben Sie mir Geld für meine kranke Mutter. Bitte geben Sie mir Geld für meine kleinen Brüder und Schwestern. Wir verhungern sonst.“ Zu meiner Überraschung funktionierte es! Kopeke summierte sich zu Kopeke, während die Leute stehenblieben und ihre Geldbörsen öffneten.

Doch dann passierte es!

Ein Mann trat aus dem Restaurant und kam geradewegs auf uns zu — der Direktor des Kinderheims in V-I. Er kannte uns beide sehr gut, denn wir waren schon oft genug in sein Büro gerufen worden, und wir waren sicher, daß er uns trotz unserer Verkleidungen wiedererkennen würde. Ich dachte, jetzt sei alles aus! Mein Herz schlug mir bis

zum Hals, und je näher er kam, um so schneller klopfte es. Das Beste, was wir meiner Meinung nach tun konnten, war, so schnell wie möglich wegzulaufen.

„Pawel, komm, wir hauen ab“, rief ich leise und sehr aufgeregt, „er wird uns erkennen!“

„Nein“, erwiderte er. „Zu spät!“

Der Direktor kam zu uns herüber und fragte: „Na, ihr beiden, wo sind denn eure Eltern?“ Ich hatte solch einen großen Kloß im Hals, daß ich nichts hervorbrachte.

Pawel rettete uns und sagte: „Unsere Eltern sind tot.“ Doch selbst beim Sprechen schien uns der Direktor nicht zu erkennen. Mir fiel der Schmutz ein, mit dem Pawel unsere Gesichter beschmiert hatte. Unsere Verkleidung war wirklich perfekt!

„Das ist sehr traurig“, sagte er ohne Rührung. Er machte ein paar Schritte, zögerte dann und kam wieder zurück. Er schaute mich durchdringend an und fragte: „Habe ich dich nicht schon einmal irgendwo gesehen?“

Ich schluckte, hielt meinen Kopf, so tief es ging und sagte schüchtern: „Nein, ich glaube nicht.“ Im Stillen dachte ich: Wenn ich jemals heil aus dieser Situation herauskomme, kann Pawel allein weitermachen! Ich werde schon auf eine andere Art überleben!

Der Direktor mußte einen sehr leutseligen Tag gehabt haben, denn er tat etwas, was sonst gar nicht seinem Charakter entsprach. Achselzuckend streichelte er mir über den Kopf und gab mir ein paar Münzen. „Hier“, sagte er, „geht und kauft euch etwas zu essen.“

Als er sich abwandte, schauten Pawel und ich uns an — und sobald er um eine Ecke verschwunden war, sprangen wir, ohne ein Wort zu wechseln, auf, schnappten unser Geld und liefen los. Wir rannten und rannten, bis wir fast vor Erschöpfung umfielen.

„Junge, Junge, war das knapp!“ sagte Pawel, als wir das Geld zählten und grinste.

„Nie wieder, Pawel, nie wieder. Das ist nichts für mich. Das ist mir zu gefährlich“, sagte ich.

Spät am Abend fuhren wir wieder mit dem Bus nach Verkh-Irmen zurück, die Taschen voller Geld.

Da der Direktor und die Erzieher sich nur wenig um die Insassen von V-I kümmerten, begannen die älteren Jungen zwischen dreizehn und sechzehn Jahren in den Straßen von Verkh-Irmen herumzulongern. Unter ihnen waren viele meiner „Helden“, auch Iwan Tschernega. Und als Iwan und seine Clique mich und eines der jüngeren Kinder einluden, ihrer Gruppe beizutreten, war ich von Freude überwältigt.

Ohne ordnungsgemäße Beaufsichtigung durch das Heimpersonal waren die Jungen immer schwieriger zu kontrollieren, bis die Bande marodierender Jugendlicher ein Schrecken für die ganze Ortschaft wurde. Kein Eigentum war mehr sicher. Jeder Garten war *unser* Garten, jeder Park *unser* Park. Wir gingen einfach hinein und holten uns, was wir haben wollten.

Während dieser Zeit wußten der Direktor und die Erzieher des Heimes sehr wohl, was da vor sich ging, doch sie kümmerten sich nicht darum. Da sie nur dafür verantwortlich waren, was auf dem Heimgelände passierte — dort rührten wir natürlich nichts an —, hatten sie die Einstellung, daß alles, was außerhalb geschähe, nicht mehr zu ihrer Verantwortung gehöre. Und wir waren natürlich darauf bedacht, unser schlechtes Benehmen ausschließlich für die Stadtbewohner aufzuheben.

Es dauerte nicht lange, bis Verkh-Irmen völlig in unserer Hand war. Wagte auch nur eines der Opfer zu protestieren, so holten wir zu einem schnellen und gezielten Vergeltungsschlag aus. Normalerweise zertrümmerten wir ihre Fensterscheiben, rissen die Zäune heraus oder zertrampelten ihre Gemüsebeete.

Die Drohung des Scheibeneinwerfens im Winter war besonders wirkungsvoll. Ich erinnere mich noch, wie Iwan Tschernega zu uns sagte: „Zerschmeißt ihre Fensterscheiben! Wenn sie ordentlich frieren, friert vielleicht auch ihr Mund zu, und sie werden aufhören, sich über uns zu beschweren.“ Manchmal wurden die Leute sogar von einem „Wolfspack“ direkt angegriffen. Einige wurden schwer verletzt.

Bald beschlossen einige von uns, nicht mehr zur Schule zu gehen. So zertrümmerten einige der Zwölf- und Dreizehnjährigen die Fenster des Schulgebäudes. Natürlich sahen wir uns sehr vor, daß wir nicht zufällig ein Fenster von unserem Schlafraum erwischten, sonst hätten wir ja ebenfalls frieren müssen! Wir wollten lediglich erreichen, daß es in den Klassenzimmern zu kalt wurde, um darin Unterricht abhalten zu können. Doch trotz aller Vorsicht verirrte sich ein Stein und traf genau ein Fenster unseres Schlafraumes. Natürlich hatten wir alle sehr unter der Kälte zu leiden. Dem armen Jungen erteilten wir eine Lektion, die seine Wurfkünste erheblich verbesserte!

Abend für Abend hielten die „Wolfspacks“ die verängstigten Dorfbewohner in einer Art Belagerungszustand. Schließlich, als verzweifelten Ausweg, verfaßten die Bewohner eine geheime Bittschrift, in der sie die Regierung von unseren Schreckenstaten in Verkh-Irmen unterrichteten.

Im Sommer 1961 wurde darauf das Kinderheim in V-I auf Betreiben der Polizei und der örtlichen Behörden geschlossen, und die Kinder wurden in andere Heime verlegt.

Iwan Tschernega kam zu mir und sagte: „Sergei, hast du schon gehört? Das Heim hier soll geschlossen werden.“

„Nein“, erwiderte ich. „Wann denn?“

„In den nächsten Tagen, nehme ich an. Ich habe gehört, daß sie uns auf andere Kinderheime verteilen wollen.“

„Was, meinst du, sollen wir machen, Iwan?“

Seine Antwort kam prompt und bestimmt. „Mich wird niemand mehr wegbringen! Das kann ich auch allein. Willst du mitkommen, Sergei?“

„Ja.“

So schmiedeten wir unsere Pläne, und eines Morgens packten wir in aller Frühe unsere Sachen, huschten zur Türe hinaus und verschwanden für immer aus V-I. Iwan und ich gingen nach Nowosibirsk. Dort fragte er mich: „Sergei, wohin willst du jetzt gehen?“

„Nun“, erwiderte ich, „ich bleibe hier. Ich kenne mich in Nowosibirsk aus und möchte hier einige Zeit bleiben.“

„Du weißt, daß sie nach uns suchen werden“, sagte Iwan. „Ich denke, wir haben größere Chancen, wenn wir uns trennen.“

„Sicher hast du recht“, stimmte ich zu.

„Wohin wirst du hier gehen, Sergei?“

„Ich habe schon einen Plan, Iwan“, sagte ich und dachte an meine letzten Erfahrungen, die ich am Bahnhof gesammelt hatte. Ich erinnerte mich, daß es mir damals mit sechs Jahren gar nicht so schlecht ergangen war. Und jetzt, da ich drei Jahre älter und wesentlich reicher an Erfahrungen war, würde es bestimmt gut klappen. Und im Notfall konnte ich immer noch auf die Betteltechnik zurückgreifen, die Pawel mich gelehrt hatte. Dann verabschiedeten wir uns und gingen getrennte Wege. Iwan ging seinen Weg und ich meinen — geradewegs zum Bahnhof. Ich fand alles so vor, wie ich es in Erinnerung hatte, nur noch bevölkerter, die ein- und ausgehenden Menschenströme waren noch stärker geworden.

Ich war beeindruckter als damals mit sechs Jahren von der belebten Szene vor mir: die Lautsprecherdurchsagen für die Züge, das Stampfen der Lokomotiven, der Lärm der großen Menschenmenge. Der Bahnhof bot wirklich einen perfekten Zufluchtsort, in den ich mich für eine längere Zeit verkriechen konnte, ohne Gefahr zu laufen, entdeckt zu werden. Ich war jetzt wesentlich schlauer und findiger als damals und deshalb auch recht zuversichtlich.

Es dauerte nicht lange, bis ich einen geeigneten Platz für die Nacht gefunden hatte — eine dunkle, abgeschiedene Ecke. Wenn ich mich geschickt anstellte und niemand auf mich aufmerksam machte, konnte ich ohne weiteres dieses Leben monatelang so fortsetzen. Nahrungssorgen brauchte ich nicht zu haben, wenn ich mich geschickt anstellte, Obst und Kuchen zu stehlen.

Eines Tages schlenderte ich zu einem Obststand, hinter dem eine neue Verkäuferin stand. Ich hatte beschlossen, mir ein paar Äpfel zu holen. Als ich vor dem Stand angelangt war, schaute ich mit entsetztem Gesichtsausdruck hinter sie, als wenn es dort etwas Schreckliches zu sehen gäbe. Sie wandte sich um, um zu sehen, worauf ich so entsetzt starrte. Und diese paar Sekunden brauchte ich. Ich langte vor, ergriff ein paar Äpfel und lief eiligst davon.

Ich hatte die Verkäuferin völlig überrascht und ließ sie total verduzt zurück. Ein glatter Fang, dachte ich. Ich hatte jedoch nicht bemerkt, daß eine Frau mich beobachtet und meine Routine gesehen hatte. Sie folgte mir unauffällig und kam auf mich zu, als ich gerade beim Äpfelfressen war und sagte: „Junger Mann, bist du wirklich so hungrig?“

„Wieso hungrig?“ fragte ich.

„Na, hungrig genug, um das zu tun, was du gerade gemacht hast.“ Ich wußte jetzt, daß sie mich beim Stehlen der Äpfel beobachtet hatte. Sie war ungefähr fünfundsechzig Jahre alt und hatte ein freundliches, liebes Gesicht.

Sie fragte mich weiter: „Hast du einen Platz, wo du schläfst und wohnst?“

Ich erwiderte wachsam: „Ja, natürlich habe ich einen Platz, wo ich schlafe.“

„Wo denn?“ fragte sie.

„Gleich hier in der Nähe“, erwiderte ich.

„Weißt du“, sagte sie, „ich glaube dir nicht. Ich glaube, du schläfst hier irgendwo im Bahnhof und ernährst dich von gestohlenen Lebensmitteln.“ Sie schieg einen Augenblick und fuhr dann fort: „Warum kommst du nicht mit mir? Ich hätte einen Platz für dich zum Schlafen, und ich habe auch etwas zu essen.“

Ihr Gesicht war so lieb und so freundlich, daß ich zustimmte. Sie führte mich in den äußeren Wohnbereich der Stadt zu einem kleinen Holzhäuschen in einer ärmlichen Straße. Innen war es jedoch sauber und gemütlich.

Während der ersten warmen Mahlzeit seit langem unterhielten wir uns. Und nachdem ich ihr eine nette Geschichte erzählt hatte, schlug sie mir vor, bei ihr zu bleiben, solange ich wollte. Sie war wirk-

lich sehr hilfsbereit und fürsorglich, und ich werde ihre Güte nie vergessen. Doch schon nach wenigen Tagen merkte ich, daß ich eine Last für sie war. Sie war sehr arm, und mit einem zusätzlichen Esser würde sie niemals über die Runden kommen. So schrieb ich ihr eines Morgens ein paar Dankesworte und verließ das Haus.

Ich war jetzt ungefähr drei Wochen von dem Kinderheim in V-I fort, als ich auf den Bahnhof zuing, um mein bisheriges Straßenleben wiederaufzunehmen. Doch bereits nach drei Tagen verhaftete mich die Polizei wegen Diebstahls von den Straßenständen. Ich fühlte mich miserabel, weniger weil ich geschnappt worden war, sondern weil mich meine eigene Gewitztheit enttäuscht hatte.

Ein paar Tage nach meiner Festnahme wurde ich in das Kinderheim in Barysewo gebracht, einen Ort, den ich nie vergessen werde.



Im Kinderheim suchte Sergei in engen Freundschaften einen Ersatz für Familie. Von links nach rechts: Mikhail Kirilin, Sergei, Nikolai Powalejew.



## KALTER KRIEG IN BARYSEWO

Barysewo ist eine kleine Stadt, ungefähr 27 Kilometer von Nowosibirsk entfernt, am Rande eines Felsenabhangs gelegen, dem jahrhundertalte sibirische Winde seine jetzige Form gegeben haben.

Das Kinderheim in Barysewo befand sich auf dem Gelände einer früheren orthodoxen Kirche und Schule, deren Tore schon lange geschlossen waren.

Die Kirche selbst war zu einem Club umgebaut worden, in dem Filme gezeigt werden, während das Kinderheim im früheren Schulgebäude untergebracht war. Das Haus des Priesters wurde zur Wäscherei, wo alle Kleidungsstücke der Kinder, Bettzeug und Tischwäsche gewaschen werden. Zwei weitere Gebäude waren hinzugekommen, bis der Komplex groß genug war, um 100 bis 120 Kinder zu beherbergen, zwischen einem bis achtzehn Jahren.

Obwohl ich es bei meiner Ankunft noch nicht wissen konnte, wurde Barysewo der Wendepunkt in meinem Leben. Barysewo sollte bis zu meinem Schulabschluß von der höheren Schule und meinem Eintritt ins Militär mein Zuhause werden. Vom Tag meiner Ankunft an gerechnet, sieben Jahre lang.

Gleich beim Eintreten erlebte ich eine freudige Überraschung. Als ich den Schlafraum der Jungen betrat, wen anderen sollte ich da sehen als — Iwan Tschernega!

„Iwan!“ rief ich aus. „Wo haben sie dich geschnappt? Bist du schon lange hier?“

„Sergei!“ rief er, kam freudig angelaufen und schlug mir auf die Schulter. „Wie ich sehe, hattest du mehr Glück, draußen zu bleiben als ich.“ Er erzählte mir, wie es ihm in Nowosibirsk ergangen war, wie man ihn aufgegriffen und hier nach Barysewo gebracht hatte.

Dann lauschte er gebannt meinen Erzählungen und sagte: „Nun, Sergei, ich wollte dir eigentlich zeigen, wie man draußen überleben kann, aber es sieht ganz so aus, als wenn ich noch einiges von dir lernen könnte!“

„Iwan, wie ist es denn hier?“ fragte ich ihn. „Du weißt, was ich meine?“

„Hmm“, sagte er, „es ist ähnlich wie in V-I. Aber ich muß dich vor einigen Leuten warnen, denen du besser nicht über den Weg läufst.“

Einer von ihnen ist Onkel Alexander Nitschman - Onkel Nitschy, wie wir ihn nennen. Ein anderer ist die Direktorin, Irene Dobrovanskaya. Wir Kinder nennen sie alle die dicke Irene. Das sind die beiden schlimmsten, Sergej. Gehe ihnen aus dem Weg. Sonst sind die Tanten und Onkels genauso wie in V-I. Du mußt sie in Ruhe lassen, dann lassen sie dich auch in Ruhe.“ Ich nickte verständnisvoll.

Mit Iwan war eine große Veränderung vorgegangen, ich merkte es gleich von Anfang an. Ich konnte zwar nicht genau erklären, wieso, aber ich sah, daß er irgendwie anders geworden war. Als er mich einigen seiner Freunde vorstellte, die er in Barysewo kennengelernt hatte, fühlte ich mich zum erstenmal so richtig wohl.

Mein Zusammentreffen mit der dicken Irene fand gleich nach meiner Ankunft im Heim statt, als sie mich in ihr Büro rief. Iwans Warnungen waren voll gerechtfertigt. Sie war eine stämmige, beeindruckende, furchterregende Frau. Bereits nach einem Blick wußte ich, daß mit ihr nicht gut Kirschenessen war.

An ihrer weißen Schürze trug sie den Leninorden. Es war ein hoher Orden in der Sowjetunion, der nur solchen Personen verliehen wurde, die der Kommunistischen Partei einen außerordentlichen Dienst erwiesen hatten.

Man sah die dicke Irene nie ohne diesen Orden. Offensichtlich sollte jeder wissen, daß sie eine bedeutende Person war, die sich um der Partei willen besonders verdient gemacht hatte. Doch das lag in der Vergangenheit. Aus irgendwelchen unbekanntenen Gründen war sie dann nach Barysewo geschickt worden. Sie war eine Frau, verbittert von Enttäuschung, auf einen solchen unbedeutenden Posten degradiert worden zu sein.

Eine beinahe genauso furchterregende Person war unser oberster Onkel, Alexander Nitschmann. Ich habe nie wieder einen Menschen getroffen, der so finster und angsteinflößend aussah wie er. Ich traf ihn ein paar Tage nach meiner Begegnung mit der dicken Irene. Er war sehr groß, kräftig gebaut und außergewöhnlich stark, mit einem hitzigen Temperament, das durch die kleinste Provokation explodieren konnte. Eine Bestrafung, verbunden mit seiner bulligen Kraft, konnte schrecklich sein. Auch ohne Iwans Warnung hätte ich gewußt, daß mit Onkel Nitschy nicht zu spaßen war. Und gleich zu Beginn nahm ich mir vor, ihm, soweit es möglich war, aus dem Weg zu gehen.

Wie die dicke Irene hatte er bessere Tage in der Kommunistischen Partei gesehen. Einst war er Pilot der sowjetischen Luftstreitkräfte, doch aus irgendwelchen Gründen, die er sorgfältig verschwie, war er degradiert und aus dem Militär entlassen worden. Niemand wußte Genaueres. Es lief lediglich das Gerücht um, daß er im betrunkenen

Zustand eine Maschine zum Absturz gebracht hatte. Bereits die bloße Annahme, daß jemand in seiner Vergangenheit herumschnüffelte, löste einen Wutanfall bei ihm aus.

Onkel Nitschy schien es als eine endgültige Bruchlandung zu empfinden, seine Karriere als Gefangenenwärter von jugendlichen Delinquenten, wie er es nannte, beenden zu müssen. Er war ein sehr harter Mann, ohne einen Funken Freundlichkeit, der fortwährend seine Enttäuschung über seine gescheiterte Karriere an allen ausließ, die ihm in die Quere kamen.

Die meisten der Onkels und Tanten in Barysewo waren schon seit zwanzig bis dreißig Jahren da. In dieser Zeit war jeder Funke von Liebe oder Besorgnis längst verschwunden, den sie einmal für ihre jungen Schützlinge gefühlt haben mochten. Die jungen Erzieher, die nach Barysewo kamen, brachten stets viele neue Ideen zur Verbesserung der Beziehungen zu den Kindern mit. Doch bereits innerhalb eines Jahres hatten sie sich so radikal verändert, daß sie nur noch schwerlich als die gleichen mit Eifer bei der Sache gewesenen Aufseher wiedererkannt werden konnten. Sie wurden so von der dicken Irene und Onkel Nitschy dominiert, daß auch sie bald aufgaben und genauso apathisch wurden wie die anderen.

Eine Atmosphäre von Furcht beherrschte das ganze Heim. Wir hatten Angst vor den Tanten und Onkels. Die wiederum fürchteten die dicke Irene und Onkel Nitschy, die wiederum vor den Parteiführern Angst hatten. Barysewo wurde ein Platz des Hasses und der Furcht, auf der einen Seite die Aufseher und auf der anderen Seite die Kinder. In den ersten Monaten hatte ich oft das Verlangen, mit einer der Tanten oder mit einem der Onkels über meine Probleme zu sprechen. Ich sehnte mich nach einem Menschen, der mir zulächelte, der freundlich zu mir war, mich beriet oder hin und wieder ein anerkennendes Wort sprach. Doch ich begriff sehr schnell, daß die Gepflogenheiten in Barysewo solch „schwaches Benehmen“ nicht duldeten.

Nachdem wir jüngeren Kinder einmal erkannt hatten, daß dies die Regeln waren, verfielen wir in das gleiche haßerfüllte Verhalten der älteren Kinder. Und doch wurden gerade in dieser feindlichen Atmosphäre Freundschaften geschlossen, die über Jahre halten sollten. Wir Kinder, die wir fühlten, daß wir auf der Welt nur einander hatten, formten einen festverknüpften Ring, um gegen die Erwachsenenwelt bestehen zu können. Innerhalb dieser Einheit gab es noch einen inneren Ring, der sich aus unseren eigenen Anführern zusammensetzte — es waren die rauflustigsten, stärksten und raffiniertesten von uns.

Wie sehr wünschte ich mir, diesem inneren Ring anzugehören! Doch da alle anderen zwölf oder dreizehn Jahre alt waren und ich gerade zehn, hatte ich natürlich keine Chance. Doch eines Tages rief mich Nikolai Powalejew und sagte: „Sergei, komm her. Wir möchten, daß du uns mal behilflich bist.“ Ich ging hinüber, wo er mit den Jungen des inneren Ringes stand. Einer von ihnen hatte einen Karton mit Glühbirnen in der Hand. Nikolai sagte: „Sergei, wir sollen verschiedene Glühbirnen hier im Gebäude auswechseln, und wir brauchen dazu deine Hilfe.“

„Mach' ich“, sagte ich. Die Aufforderung schmeichelte mir, besonders, da sie von Nikolai kam, einem so respektierten und bewundernten Kameraden. „Was soll ich denn machen?“

„Komm mit, ich zeig's dir“, erwiderte er.

So zogen wir los. Ich hinter Nikolai und die anderen hinter mir, bis wir im früheren Hauptgebäude der Kirche angekommen waren, das jetzt als Kino und Erholungszentrum diente.

Nachdem wir eingetreten waren, deutete Nikolai auf die hohe Decke und sagte: „Sergei, siehst du da oben die Birne?“

„Ja“, erwiderte ich.

„Sie brennt nicht mehr, und wir möchten, daß du uns beim Auswechseln behilflich bist.“

„Gut“, sagte ich. „Wo ist die Leiter?“

„Das ist es ja; wir haben keine Leiter.“

„Und wie soll ich dann dort oben hinkommen?“

„Wir werden einfach was improvisieren“, erwiderte Nikolai. Hastig liefen er und die anderen in eine Ecke und kamen mit etwa fünf bis sechs Stühlen wieder, die sie aufeinanderstapelten, bis sie fast bis an die Decke reichten.

Was ich da sah, verschlug mir die Sprache. „Wollt ihr etwa, daß ich da hinaufklettere?“ rief ich aus. Ich konnte es einfach nicht glauben, sie aber dafür um so mehr. Nikolai wandte sich an die anderen und sagte: „Haltet die Stühle, so fest ihr könnt, und du, Sergei, fang an. Steig rauf, und bugsier die Glühbirne da rein. Es ist doch nichts dabei. Du kannst uns vertrauen.“

Es blieb mir nichts weiter übrig, als hochzuklettern. Wenn ich es nicht machte, würden sie mich einen Feigling nennen. Ich würde niemals von ihnen richtig akzeptiert werden. Mit der Birne in der Hand begann ich also zu klettern und erreichte schließlich den sechsten Stuhl. Ich hielt einen Moment an und sah besorgt nach unten. Doch als ich die anderen sah, wie sie mit aller Kraft die Stühle festhielten, glaubte ich doch, in guten Händen zu sein. Als ich mich aber aufrichtete, um die Birne einzuschrauben, hörte ich plötzlich meinen

Freund Nikolai schreien: „Jetzt!“. Und er zog den untersten Stuhl weg. Krachend fiel ich zu Boden in einen Haufen zersplitterter Stuhlteile. Ein paar Sekunden lag ich da, völlig benommen. Die anderen standen um mich herum und lachten, während ich mich in dem Trümmerhaufen wiederzufinden suchte. *Schöne Freunde!* dachte ich. Sie wandten sich ab und ließen mich allein, während ich versuchte, wieder auf die Beine zu kommen. Es war ein Wunder, daß ich mir nicht das Genick gebrochen hatte. Meine Hüfte hatte einen schweren Schlag abbekommen, und ich konnte nur in den Schlafräum humpeln wie ein uralter Mann. Irgend jemand rief quer über den Hof: „Hee, Sergei, was ist denn mit dir passiert? Du siehst ja aus, als wenn du mit einem Zug zusammengestoßen wärst!“ Und alle lachten wieder. Zu diesem Zeitpunkt wußte ich noch nicht, daß mir der Glühbirnentest verabreicht worden war.

Schließlich erreichte ich unser Zimmer. Die Schmerzen in meinem zerschundenen Körper waren groß genug, aber noch schlimmer schmerzte die Enttäuschung über meine „Freunde“. Keiner von ihnen sprach mit mir. Ich verstand die Welt nicht mehr.

Am dritten Tag kam Boris plötzlich zu mir und sagte: „Sergei, du hast es geschafft! Du bist *in!*“

„*In?* Wovon sprichst du denn?“

„Du bist *in*, Sergei. *In!* Verstehst du denn nicht?“

„Nein, ich verstehe nicht“, knurrte ich. „Ich weiß nur, daß ihr mich fast umgebracht hättet.“

„Sergei, du Dummkopf, wußtest du nicht, daß das nur ein Test war? Wir konnten dich nicht in unserer Gruppe aufnehmen, ohne die Bestätigung, daß du ein Geheimnis nicht gleich der dicken Irene oder Onkel Nitschy anvertrauen würdest. Doch jetzt haben wir gesehen, daß du nicht gleich mit allem zu ihnen rennst und uns damit in Schwierigkeiten bringst. Wir mußten einfach wissen, ob du den Mund halten kannst. Und du hast den Test bestanden. Komm jetzt mit mir.“

So folgte ich Boris. Gemeinsam gingen wir in den Aufenthaltsraum, wo Nikolai, Iwan, Alex und die anderen auf uns warteten. Sie hießen mich alle willkommen, und ich dachte glücklich: Ich habe es geschafft! Jetzt gehöre ich zur Clique. Später sollte ich noch lernen, daß es nur einer von vielen Tests war, die alle neu aufgenommenen Jungen bestehen mußten, bevor man ihnen voll und ganz vertraute.

Es gab zwei Kriegsfronten in Barysewo — die Kinder gegen die Tanten und Onkels. Jeder mußte sich entscheiden, auf welcher Seite er stand und dann zusammenhalten, egal, was auch passierte.

Nach und nach wurde ich mit den Jungen bekannt, die die Hauptpersonen in meinem Leben während meines restlichen Aufenthaltes in Barysewo werden sollten. Vieles lernte ich durch meinen alten Freund, Iwan Tschernega, kennen.

Zunächst mal war da Boris Lobanow. Obwohl er ungefähr so alt war wie ich, war er durch seinen wesentlich längeren Aufenthalt in Barysewo viel gerissener, was die Überlebenschancen im Heim betraf . . . Boris war ein griechischer Russe, stämmig und genauso groß wie ich, stark, dunkelhaarig und recht gut aussehend. Er war eine besondere Art von Freund, dem man sein Leben anvertrauen konnte, was ich auch bei einigen Gelegenheiten noch tun sollte.

Außerdem befreundete ich mich mit Mikhail Kirilin, einem asiatischen Typ, der äußerlich grimmig und unfreundlich wirkte. Innerlich aber war er warmherzig und absolut verlässlich. In schwierigen Situationen konnte man immer auf ihn zählen. Mikhail war ebenfalls ungefähr in meinem Alter, war jedoch ein Jahr länger als ich in Barysewo. Ich fragte ihn allerhand aus seinem früheren Leben, doch er erzählte mir nur wenig. Er war ein harter Arbeiter, voller Energie und findig. Ich erfuhr außerdem, daß er noch viele Beziehungen nach Taschkent in Asien unterhielt. Später benutzten wir diese Kontakte, um sie in unseren speziellen Geschäften zu nutzen.

Nikolai Powalejew war einer der zähesten, härtesten und unbarmherzigsten Jungen, die ich je getroffen habe. Wenn du auf der gleichen Seite wie Nick standest, konnte dir nicht viel passieren. Aber wehe dem Menschen, der sich mit ihm anlegte. Wenn man einmal seine Loyalität gewonnen hatte, fand man einen wahren und beständigen Freund in ihm. Und in Notzeiten konnte man selbstverständlich auf seine enormen Kontakte und erstaunlichen Hilfsquellen zurückgreifen. In Barysewo hieß es, man könne sich eine Menge Feinde leisten, wenn man Nick zum Freund hatte. Seine Kraft, Beharrlichkeit und sein vielseitiges Talent ließen ihn immer und in jeder Gruppe schnell zum Anführer werden. Als eine solch bemerkenswerte Person mußte er es einmal weit bringen, egal, was immer er auch unternehmen würde.

Dann war da noch Alexander Popow. Alex war wohl einer der bewundernswürdigsten Menschen, denen ich in einem Heim begegnen konnte, auf alle Fälle aber einer der besten Taschendiebe der Welt. Nach einer zwei Minuten währenden Unterhaltung konnte er seinem Gesprächspartner so ziemlich alles entwenden, von der Geldbörse bis hin zu den Schuhen! Fast immer war er humorvoll mit einem gleichmäßigen Temperament. Andererseits aber war auch er jemand, den man besser auf seiner Seite hatte als gegen sich.

Alex besorgte uns immer ein paar Rubel. Brauchte einer von uns dringend Geld, ging Alex nach Nowosibirsk, fuhr ein paarmal mit der Straßenbahn hin und her und stieg schließlich mit den Taschen voller Geld und Geldbörsen aus. Er war oft genug der „Geldlieferant“ für unsere vierköpfige Bande, die aus Nikolai, Iwan, Boris und mir bestand. Wenn wir auf dem Trockenen saßen, brauchten wir uns nur an den guten alten Alex zu wenden.

Es gab noch viele junge Burschen in Barysewo, die ich kennen und schätzen lernte, unter ihnen zwei Brüder, Alexander und Wladimir Lobusnow. Sie waren wirklich gute Freunde, wurden jedoch niemals in den inneren Ring aufgenommen, da Alexander ein zügelloses Temperament besaß, das er nicht unter Kontrolle halten konnte. Später war dies auch die Ursache für seinen Tod. Der Verlust ihrer Eltern sollte unter besonders tragischen Umständen passiert sein, die ganze Geschichte habe ich jedoch nie gehört.

Andere kamen und verschwanden wieder aus unserer Gruppe, wie Sorikin und Pawel Kirjakow. Obwohl unsere Gruppe sie sehr gern mochte und sie uns oft genug ihre Loyalität bewiesen hatten, schafften sie es doch nie ganz, in den inneren Ring aufgenommen zu werden.

Ein weiterer bemerkenswerter Bursche war Nikolai Sauschkin. Er war etwas älter als die anderen und stand immer ein wenig abseits. Er gehörte nie so richtig dazu. Da er sich seinem achtzehnten Geburtstag näherte, würde er bald Barysewo verlassen. Er verließ das Heim jedoch unter ungewöhnlichen und unerwarteten Umständen. Später sollte ich ihm wieder begegnen.

Heime, wie die in Barysewo oder wo immer sie sein mögen, sind nichts weiter als Produktionsstätten, die die Kommunisten von morgen zu liefern haben. Vor der Propaganda gab es kein Entfliehen. Riesige Plakate und Spruchbänder in gelber Schrift auf rotem Untergrund leuchteten aus jeder verfügbaren Ecke:

„Wir werden den amerikanischen Imperialismus besiegen!“

„Unsere Hilfe gilt dem Volk in Vietnam!“

„Lang lebe Frieden, Freiheit und Brüderlichkeit!“

„Proletarier aller Länder, vereinigt euch!“

Diese Parolen hingen in allen Kinderheimen, wo immer ich auch lebte. Sie fielen einem überall ins Auge. Sie hingen in den Schlafräumen, Aufenthaltsräumen, Eßzimmern und Waschräumen, prangten an den Außenwänden oder an Zäunen, kurz, an allem, wo es nur irgendwie möglich war. Gedanken wie „Wir werden den amerikanischen Imperialismus besiegen!“ brannten sich in mein Gedächtnis, bis sie ein Teil von mir geworden waren.

Die Schule lag außerhalb des Kinderheimes von Barysewo und zwar im Ort selbst. Wir Kinder aus dem Heim gingen zusammen mit den Kindern aus dem Dorf zur Schule. Glücklicherweise. Denn so konnten wir wenigstens zu den Lehrern in guten Beziehungen stehen, während unser Verhältnis zu den Erwachsenen im Heim nur auf gegenseitigem Haß beruhte. Die Schule war für uns eine angenehme Unterbrechung von dem Druck des Heimlebens, ein willkommener Ausflug in eine andere Welt.

Als Mitglied der Jungen Pioniere machte ich ein weit intensiveres Schulungsprogramm durch, als es bei den Oktobristen der Fall war. Lenin schaut uns von jeder Wand an. Seine Wahlsprüche und die kommunistische Ideologie sättigten unsere Umgebung derart, daß Mathematik, Rechtschreibung und andere wichtige Fächer zurückstehen mußten. Für die Oktobristen bedeutet die Einführung in den Kommunismus hauptsächlich das Kennenlernen von „Großvater Lenin“.

Doch da wir jetzt in die vierte Klasse kamen, wurde der Unterricht intensiver. Eine Sache behielt man allerdings bei: Fast jeden Morgen begann der Lehrer den Unterricht mit den Worten: „Guten Morgen, Kinder. Denkt daran, es gibt keinen Gott.“ Ich dachte, sie müssen ja große Angst davor haben, daß wir etwas von Gott lernen, wie oder was immer Gott auch sein mag.

Ich lernte mit großem Eifer und Enthusiasmus. In der vierten und fünften Klasse war ich ein solch aktiver Junger Pionier, daß ich in der sechsten Klasse zum Anführer der gesamten Schule ernannt wurde.

Wir übten marschieren und dabei Slogans zu rufen, wie: „Lang lebe der Kommunismus! Lang lebe Lenin!“ Und während wir die Straßen in Barysewo auf- und abmarschierten, hielten wir unseren Kopf hoch erhoben und stellten unsere roten Halstücher zur Schau. Ich glaube, die Einwohner von Barysewo wurden unser vieles Marschieren und das ständige Schreien von „lang lebe dies und lang lebe das“ bald leid. Oft gingen die Fenster zu, wenn wir im Marschschritt irgendwo auftauchten. Doch das war mir egal. Ich fühlte zum ersten Mal im Leben, daß ich irgendwo „dazugehörte“.

Die Aktivitäten der Jungen Pioniere waren genauestens auf die Interessen dieser Altersstufe abgestimmt. Wir erhielten Scheinmaschinengewehre und organisierten uns in Brigaden, die große Kriege untereinander austrugen oder ganze Städte im Sturm eroberten. Dazu brauchten wir nicht besonders angeregt zu werden. In simulierten Schlachten zogen wir durch Barysewo. Manchmal nahmen unsere Streifzüge fast zu reale Gestalt an, wenn unsere Begeisterung mit uns durchging und wir über Zäune sprangen und durch Gärten



stampften, während die wütenden Einwohner aufgebracht hinter uns her schimpften. Boris, Nikolai und ich genossen diese Übungen aus vollem Herzen und waren mit ganzer Sache dabei.

Inzwischen ging das Leben im Heim weiter.

Mit zunehmendem Alter fanden wir Jungen es immer schwerer, die oftmals grausamen Behandlungen unserer Erzieher im Heim zu verstehen. Für geringfügige Übertretungen der Regeln wurden wir auf brutale Art und Weise bestraft.

Eine Regel besagte, daß wir jeden Nachmittag nach dem Essen einen Mittagsschlaf halten sollten. Ich verspürte nicht die geringste Lust, eine derartige Anweisung zu befolgen. Ich war fast zwölf Jahre alt, groß, muskulös und steckte voller Energie. Für mich war der Mittagsschlaf etwas überaus Langweiliges. Lesen gehörte mit zu meinen Lieblingsbeschäftigungen, und ich las oft, auch während der Nachmittagsstunden, wenn ich eigentlich schlafen sollte. Ich nahm eine Taschenlampe mit und las unter der Decke. Das machte ich fast jeden Tag, und bisher war nie etwas passiert.

Doch eines Tages war Onkel Nitschy besonders schlechter Laune, halb betrunken und geradezu auf der Suche nach jemandem, an dem er seine Feindseligkeit auslassen konnte. Diesmal sollte es Sergei Kourdakov sein. Nichts Böses ahnend lag ich unter meiner Bettdecke und las, als ich plötzlich eine Faust in meiner Seite spürte, die mich aus dem Bett fliegen ließ.

Erschreckt und völlig durcheinander schaute ich auf. Da stand Onkel Nitschy vor mir, und es schien mir, als wenn er mindestens einen Meter größer war als gewöhnlich. Er schrie mich an: „Kourdakov, dieses Mal habe ich dich aber erwischt. Du bist ein nichtsnutziger, ungezogener Bengel. Ich werde dir eine Lektion erteilen, die du dein Leben lang nicht vergessen wirst!“

Ich bekam es mit der Angst zu tun. Was hatte ich zu erwarten? Für meine zwölf Jahre war ich zwar recht groß, aber gegen Onkel Nitschy kam ich längst nicht an. Als nächstes schnappte er mich beim Kragen meines Schlafanzuges, zog mich durch den Raum und rief: „Ich werde dir etwas Vitamin P verabreichen, Kourdakov. Vitamin P. Du weißt, was das bedeutet, nicht wahr, Kourdakov?“ Er lachte betrunken. Ich zitterte. Wir wußten alle, was Vitamin P bedeutete! Das russische Wort für Gürtelschnalle lautet „Prjachka“. Und wenn er sie benutzte, nannte er es, uns Vitamin P zu verabreichen.

Ich beobachtete ihn, wie er sich seinen schweren Ledergürtel mit der großen Metallspange abschnallte. Eine Tracht Prügel mit dem

Gürtel allein wäre schon schmerzhaft genug gewesen, aber es machte ihm Spaß, uns mit der Schnalle zu schlagen, bis wir völlig zerschunden waren. „Also gut, Kourdakov“, sagte Onkel Nitschy voller Haß. „Mach dich bereit für dein Vitamin P! Vielleicht ist das eine wirk-same Lektion.“ Inzwischen waren alle anderen wach geworden und schauten entsetzt und mit großen Augen zu uns herüber.

Das letzte, was ich jemals tun würde, wäre bei irgend jemandem um Gnade zu bitten. Obwohl ich Angst hatte wie wohl nie zuvor in meinem Leben, ließ ich es mir nicht anmerken. Doch das machte Onkel Nitschy nur noch wütender. Und er begann, auf mich einzu-schlagen. Die schwere Metallschnalle sauste immer und immer wieder auf meinen Körper nieder, wobei es ihm völlig egal war, wo er mich traf. Ich sprang umher, um seinen Schlägen, so gut es ging, auszuwei-chen, doch er hielt mich mit seiner linken Hand so fest, daß ich ihm nicht entfliehen konnte. Ich dachte, jeder Schlag würde mir einen Knochen brechen. Ja, ich fragte mich schon, ob er mich vielleicht tot-schlagen würde. Ich blutete aus einer Wunde unterhalb meiner Rip-pen, wo die scharfe Kante der Schnalle tief ins Fleisch geschnitten hatte. Als er schließlich so erschöpft war, daß er kaum noch stehen konnte, stieß er mich von sich und rief: „Mach, daß du wegkommst, du dreckige Nulpe, und laß dich nicht noch einmal beim Lesen er-wischen.“

Ich stolperte zu meinem Bett, wo ich halbwegs zusammenbrach. Jede Stelle meines Körpers schmerzte. Ich war sicher, daß mehrere Knochen gebrochen waren. Solch eine Tracht Prügel hatte ich noch nie in meinem Leben bekommen, aber ich wollte Onkel Nitschy nicht die Genugtuung lassen, mich vor Schmerzen weinen zu sehen. So zog ich meine Decke bis über den Kopf und wand mich in Schmerzen — aber weinen würde ich nicht. Diese Bestie sollte mich nie eine Träne vergießen sehen wegen irgend etwas, das er mir antat. Niemals würde ich irgend jemand diesen Gefallen tun!

Vom Tag dieser erbarmungslosen Bestrafung an konnte ich an nichts anderes mehr denken, als mich an Onkel Nitschy zu rächen. Ich haßte ihn mehr als je zuvor. Und meine Chance sollte bald kom-men.

Einige Tage später kam Nikolai Powalejew zu mir und sagte: „Sergei, es wird Zeit, daß wir Nitschman eine Lektion erteilen.“

„Was sollen wir machen?“ fragte ich.

„Das überlaß nur mir“, sagte er. „Ich bin schon länger hier, und mir wird bestimmt etwas einfallen.“

„Gut“, sagte ich begeistert. „Ich mache bei allem mit. Aber denk dir etwas aus, wobei er alles erhält, was er verdient.“

Wenn Powalejew sich einmal etwas in den Kopf gesetzt hatte, so ließ er nicht eher locker, als bis er das erreicht hatte, was er wollte. Schon am nächsten Tag kam er mit Boris und Iwan und einer großartigen Idee wieder. „Sergei“, sagte Powalejew, „wir haben alles geplant, wie wir Onkel Nitschy eins auswischen und ihm etwas von seinem eigenen Vitamin P verabreichen können.“ Wir steckten unsere Köpfe zusammen, und er weihte mich ein, was wir tun würden. Die Idee schien perfekt, und ich konnte es kaum abwarten, sie in die Tat umzusetzen.

Jeden Abend, so gegen elf Uhr, kam Onkel Nitschy in unseren Schlafrum, um nach dem Rechten zu sehen. Heute abend hatten wir eine Überraschung für ihn. Der Raum war dunkel und still. Und wir lauschten angestrengt auf seine schweren Fußtritte. Es dauerte nicht lange, bis wir das bekannte Geräusch hörten. Nitschy kam.

Die Tür vom Schlafrum wurde geöffnet, und Nitschy trat ein, völlig ahnungslos. Jetzt war unsere Zeit gekommen. Powalejew und zwei andere sprangen ihn von hinten an und zogen ihm schnell einen Kleidersack über den Kopf, damit er nicht sehen konnte, wer wir waren und was überhaupt los war. Zwei andere hatte die Glühbirne losgeschraubt, damit er kein Licht machen konnte. Ein paar andere warfen sich auf ihn und bearbeiteten ihn mit ihren Fäusten, stießen und zerrten ihn, bis er auf dem Boden lag. Es bereitete mir eine ungeheure Genugtuung, ihm ein paar heftige Schläge auf die Nase zu versetzen. Ich hoffte, daß sie gebrochen war. Wir machten uns alle über ihn her und schlugen und traten auf ihn ein, während er unter dem lärmdämpfenden Kleidersack um Hilfe schrie. Die Jungen, die sich nicht an unserem Überfall beteiligt hatten, wußten natürlich, was los war, verhielten sich aber unbeteiligt und steckten die Köpfe unter die Decken. Sie sahen nichts, und wir waren sicher, daß sie auch nichts verraten würden.

An diesem Abend erhielt Nitschy eine ordentliche Tracht Prügel. Drei Jungen saßen auf ihm und hielten ihn fest, während die anderen schnell in ihre Betten sprangen und sich die Decken über den Kopf zogen. Dann sprangen auch sie auf und schlüpfen schnell ins Bett. Nitschy, geschunden, geschlagen und aus der Nase blutend, zerrte sich den Sack vom Kopf und stolperte aus dem Zimmer. Tobender- und fluchenderweise machte er sich auf den Rückweg, und wir warteten auf die Explosion.

Doch sie blieb aus. Es ereignete sich weder an dem Abend etwas noch am darauffolgenden Tag noch in der nächsten Woche. Er verlor nie ein Wort darüber. Natürlich wußten wir, daß er uns argwöh-

nisch belauerte, wer es wohl gewesen sein könnte und auf die Chance wartete, es uns heimzahlen zu können. Aber wir hatten uns geschworen, in dieser Sache wie Pech und Schwefel zusammenzuhalten, und wenn Nitschy noch einmal versuchen sollte, einem von uns Vitamin P zu verabreichen, würden wir wieder gemeinsam handeln. Die Angst voreinander schien jetzt auf beiden Seiten gleich groß zu sein, und ich muß sagen, wir fühlten uns sehr stark.

Im Jahre 1963 verschlechterten sich die Verhältnisse in Barysewo erheblich. Bis dahin war das Essen für uns Kinder zwar ärmlich, aber ausreichend gewesen. Doch jetzt nahm es rapide an Qualität und Quantität ab. Und wir wurden von Tag zu Tag hungriger. Was wir zum Frühstück aßen, hielt längst nicht mehr bis zum Mittag vor, und wenn wir protestierten und nach mehr verlangten, erhielten wir nur barsch zur Antwort, daß nicht mehr da sei. Die Lebensmittelkrise machte sich nicht nur im Kinderheim bemerkbar, sondern auch im Dorf Barysewo.

Bald erfuhren wir, daß sich die Lebensmittelknappheit im ganzen Lande ausbreitete und rapide zunahm. Man sagte uns, daß Chruschtschew eine Schwäche für Mais habe und dachte, er könne es überall anbauen, selbst auf dem Mond. In seinem Eifer, die Maisernte zu erhöhen, hatte er auch auf dem Boden Mais anbauen lassen, wo sonst Weizen oder andere Nahrungsmittel wuchsen. Doch schon bald mußte man einsehen, daß Mais dort nicht gedieh, und eine Hungersnot breitete sich über große Teile Rußlands aus.

Es war kein Geheimnis, wo die Lebensmittelvorräte im Heim gelagert wurden, und so planten wir einen Beutezug. Doch Onkel Nitschy und die dicke Irene waren uns einen Schritt voraus. Sie hielten die Vorräte hinter Schloß und Riegel und achteten darauf, daß niemand an den Schlüssel kam. Wie gerissen auch unsere Pläne waren, sie waren noch nicht gut genug, um ans Ziel zu kommen.

Monatelang bekamen wir pro Tag nur einen einzigen Maiskuchen zu essen, so etwas wie einen harten Pfannkuchen. Sie waren zwar meist hart und trocken, aber sie waren wenigstens eßbar. Ich brach meinen jeden Tag in zwei Stücke, den halben aß ich morgens, ein Viertel genehmigte ich mir mittags, und ein Viertel ließ ich mir für abends. Da der Hunger auch unser Denksystem beherrschte, unterblieb jedes ernstliche Studium für die Schule. Wir formten wieder „Wolfspacks“, eine Horde wilder, hungernder Kinder, ständig und verzweifelt auf der Suche nach etwas Eßbarem, die sich um eine Kartoffelschale oder ähnliches schlugen. Nach monatelanger schmaler Kost machten sich heftige Anzeichen von Skorbut bei mir bemerkbar. Meine Zähne wurden locker, und ich fühlte meine Kräfte schwinden.

Doch viele der Kinder waren in einer wesentlich schlimmeren Verfassung als ich. Mein guter Freund Sascha Ognew war sowieso recht klein für sein Alter, aber stets fröhlich und gut gelaunt. Ich sah, daß er schneller verfiel als alle anderen, obwohl er die gleiche Ration erhielt. Tag für Tag wurde Sascha dünner und schwächer, seine Haut wurde weiß und sein Gesicht blaß und durchscheinend. Schon bald mußte er immer öfter im Bett liegen bleiben, weil er sich nicht mehr auf den Beinen halten konnte.

Nach ein paar Wochen quoll plötzlich sein Bauch und sein ganzer Körper auf. Ich war noch nie mit dem Hungertod konfrontiert worden, und als ich jetzt diese Symptome sah, wußte ich nichts damit anzufangen. Der arme Sascha gab sich alle Mühe, sein Lächeln weiterhin zu behalten, aber jeder konnte sehen, daß er in einer wirklich schlechten Verfassung war. Unser innerer Ring bemühte sich wirklich, ihm zu helfen, aber wir konnten einfach nichts für ihn tun. Die einzige Hilfe für Sascha wäre gutes Essen gewesen.

Eines Tages vernahm ich das Geräusch von mehreren Menschen hinter unserer Schlafzimmertür. Als die Tür aufging, stand dort die dicke Irene, dick und rund wie eh und je. Sie war ein hohes Tier, und eigentlich war es unter ihrer Würde, in unseren Schlafraum zu kommen. Aber hier stand sie, welche Gründe sie auch immer dazu bewegt haben mochten.

Ich weiß nicht, woher sie ihr Essen nahm, aber ganz offensichtlich hatte sie kein einziges Pfund abgenommen. Nachdem sie eine Weile zögernd an der Tür stehengeblieben war, ging sie mit einem gezwungenen Lächeln auf den Lippen und dem schweren Lenin-Orden auf der Brust zu Saschas Bett hinüber.

Ich stand in der Nähe von Saschas Bett, als sie nähertrat, die Bettdecke zurückschlug und auf Saschas aufgeschwemmten Körper heruntersah, der vor Hunger ausgezehrt war. Sie beugte sich vor, tätschelte sein dünnes, eingefallenes Gesicht und sagte: „Oh, wie ich sehe, hast du einiges an Gewicht zugenommen, Sascha! Du siehst sehr wohlgenährt aus. Du weißt ja, ich habe auch Probleme mit meinem Gewicht.“ Wieder trat dieses gezwungene Lächeln auf ihre Lippen. Sie schwieg, warf einen flüchtigen Blick auf den Schlafraum und ging wieder hinaus.

In diesem Augenblick überkam mich eine große Welle des Hasses gegen die dicke Irene. Wie konnte sie ihre Speckpolster mit Saschas vom Hunger und Unterernährung aufgeschwemmten Körper vergleichen? Ich spürte auch die Wut, die in allen Kindern aufstieg, die sich im Schlafraum aufgehalten hatten. Der Raum war von Spannung geladen.

Als ich zwei Tage später so gegen vier Uhr nachmittags von der Schule zurück- und in den Schlafraum kam, stopfte ich meine Sachen in das kleine Schränkchen am Fuße des Bettes, dann ging ich zu Sascha hinüber, um zu sehen, wie es ihm ginge. „Sascha?“ flüsterte ich. Es kam keine Antwort. Ich schob vorsichtig die Decke fort. Sein Gesicht war weiß und kalt, und ich wußte, daß er tot war. Mein Freund Sascha war allein gestorben, und niemand hatte überhaupt bemerkt, daß das Leben seinen kleinen Körper verließ.

Saschas Tod traf mich hart. Von allem, was in Barysewo passierte, hatte dieses Erlebnis den größten Einfluß auf mich, indem es meine Einstellung und Lebensanschauung veränderte.

Aus Saschas Sterben lernte ich einiges, hauptsächlich, daß nur die überleben, die am stärksten sind. Es ist wie im Dschungel. Der Starke wird überleben. Der Robuste kommt durch. Der Schwache wird verlieren und sterben.

Ich ging aus dem Raum und kämpfte mit meinen Tränen. Im stillen schwor ich mir, *wenn das das Leben ist, dann will ich der Zäheste, der Stärkste und der Gerissenste sein.*

Noch zwei weitere Kinder starben bei dieser Hungersnot in Barysewo. Ein kleines Mädchen verabschiedete sich völlig ruhig von ihren Freundinnen, dann ging sie in einen See und ertrank. Ein anderes, erst elf Jahre alt, fand man im Dachstuhl. Aufgehängt. Es war einfach zu viel für sie gewesen.



Die Freundschaften im Kinderheim dienten unter anderem auch der Befestigung von Machtstrukturen in der Hierarchie der Kinderheimzöglinge. Sergei befindet sich, wie üblich, in der Mitte.

## KÖNIG VON BARYSEWO

Den Leitern des Kinderheims waren wir als Individuen völlig gleichgültig. Da sie normalerweise ihren Beruf haßten, überließen sie es größtenteils uns selber, wie wir unser Leben führten. Solange wir nicht die Gebäude beschädigten oder die Heimroutine störten, ignorierten sie uns die meiste Zeit.

Wir besaßen die Freiheit, unser eigenes Leben mit einem Minimum von Erwachsenenmischung zu organisieren. So schufen wir uns unsere eigene kleine Welt. Sie war genauso aufgebaut wie jede andere Gesellschaft der Außenwelt.

Die Insassen waren in drei fest umrissene Kategorien eingeteilt: die Sklaven, die Leutnants und an der Spitze der König.

Die Sklaven waren die jüngeren Kinder, die kleiner und schwächer waren als die anderen. Ihre Aufgabe war es, die Arbeiten auszuführen, die ihnen von den anderen aufgetragen wurden. Sie waren gezwungen, den über ihnen Stehenden durch körperliche Arbeit untertänig zu dienen. Die meisten Kinder gehörten zu dieser Gruppe.

Die Leutnants, die den Sklaven ihre Arbeit zuwiesen und sie auch überwachten, waren eine kleinere exklusive Gruppe und hatten die Kontrolle über unser tägliches Leben. Sie bildeten einen Elite-Befehlsstand, deren größte Freude es war, die anderen herumzukommandieren. Über den Leutnants, erhaben über allen, regierte der König. Er war der unbestreitbare Herrscher über alle Kinder im Heim. Gewählt wurde er auf Grund zweier Tests, eines physischen und eines psychologischen. Rein körperlich mußte er als Voraussetzung groß und stark sein. Er mußte seine körperliche Überlegenheit dadurch beweisen, daß er in der Lage war, jeden anderen Jungen im Heim, der es auf die „Königswürde“ abgesehen hatte, k.o. zu schlagen. Was die psychologische Seite betraf, so mußte er von den Kindern sowohl respektiert als auch gefürchtet werden. Und er mußte schlau genug sein, das verhaßte System im Kinderheim auszustechen.

Das Leben des Königs war verhältnismäßig leicht, hauptsächlich, weil er seine Leutnants unter sich hatte, die seine Befehle ausführten, und alle Sklaven, die ihn von hinten und vorn bedienten und ihm ebenfalls aufs Wort gehorchten.

Ich kann mich nicht mehr an den Jungen erinnern, der König war,

als ich nach Barysewo kam. Er war wesentlich älter als ich und mußte schon bald das Heim verlassen, als ich ankam. Nikolei Powalejew wurde sein Nachfolger, und ich war nur ein gewöhnlicher Sklave.

Meine erste Aufgabe als Sklave in Barysewo war es, die Schuhe des Königs zu putzen. Nachdem ich das erledigt hatte, mußte ich Haltung annehmen und auf das entscheidende Wort des Königs warten, ob sie akzeptierbar waren. Während er sie sorgfältig und kritisch musterte, stand ich zitternd daneben und hoffte, daß ich ihm wohlgefällig war. Normalerweise war ich es auch, denn ich war ein ausgezeichnete Schuhputzer. Ich wurde niemals geschlagen oder angebrüllt, weil ich eine Arbeit schlecht ausgeführt hatte.

Manchmal hatte der König die Idee, im Bett liegen zu bleiben und einen Sklaven zu rufen, um sein Haar mit solcher Sorgfalt zu kämmen, daß es in perfekter Ordnung war, wenn er sich erhob. Auch seine Kleidung mußte sorgfältig in Ordnung gehalten werden, seine Stiefel geputzt und fertig zum Anziehen hingestellt werden. Dann wurde ihm das Frühstück serviert. Alles mußte so abgewickelt werden, wie es einem König zukam. Nachdem der König sich erhoben hatte und für den Tag vorbereitet war, zitierte er seine Leutnants herbei und erteilte ihnen die Befehle des Tages, die sie zur eigentlichen Ausführung an die Sklaven weiterleiten mußten.

Jeder Disput unter den Sklaven mußte vor den König gebracht werden, der seine Leutnants anwies, die streitenden Parteien herzubringen. Manchmal hörte er ihnen geduldig und freundlich zu, manchmal ärgerlich. Nachdem er sich alle Seiten und die Argumente angehört hatte, sprach er sein Urteil, das als endgültiges und oberstes Gesetz galt.

Doch der Thron des Königs wankte ständig. Immer wieder gab es einen Leutnant, der ihn sorgfältig beobachtete, um bei dem geringsten Zeichen von Schwäche zu versuchen, ihn vom Thron zu stürzen und dann seinen Platz einzunehmen.

Nachdem ich dieser Gesellschaftsstruktur gewahr wurde, die die Kinder sich geschaffen hatten, fragte ich mich, was Onkel Nitschy und die dicke Irene wohl dazu sagen würden, wenn sie dieses ganze System entdeckten. Zu meiner Überraschung beobachtete ich aber eines Tages, wie Onkel Nitschy mit dem König sprach. Sie diskutierten Regeln, die Onkel Nitschy durchgesetzt haben wollte. Jetzt verstand ich! Das System wurde keineswegs vor Onkel Nitschy und der dicken Irene geheimgehalten. Sie wußten sehr gut darüber Bescheid und benutzten es, durch die Autorität des Königs das Kinderheim zu führen.



Ich blieb nur für kurze Zeit ein Sklave. Als ich etwas größer und stärker geworden war, forderte ich einen der Leutnants heraus, schlug ihn zusammen und nahm seinen Platz ein. Es dauerte nicht lange, bis ich zur Elite-Gruppe der Leutnants gehörte. Die meisten meiner Freunde des inneren Ringes, wie Boris, Alex und andere, wurden Oberleutnants, während Nikolai König war. In unserer Position hatten wir ziemliche Freiheit in allem, was wir tun und lassen wollten.

Ich war entschlossen, der stärkste Junge im Heim und später König zu werden. Das war mein Ziel, und niemand, nicht einmal Nikolai, würde mich daran hindern! Aber da Nikolai mein Freund war, hoffte ich, daß es niemals zu einer persönlichen Auseinandersetzung kommen würde.

Dann eines Tages im Herbst 1965, als ich vierzehn Jahre alt war, rief mich Nikolai zu sich und sagte: „Ich soll in ein anderes Kinderheim kommen, Sergei. Du solltest König hier in Barysewo werden. Du hast das Zeug dazu!“ Ich sagte nichts davon, daß ich das sowieso vorgehabt hatte sondern nur, daß es mir leid täte, daß er fort müßte. „Mach dir keine Gedanken deswegen, Sergei“, sagte er. „Ich gehe nicht weit weg. Ich komme in ein Heim in die Nähe von Nowosibirsk.“

„Großartig!“ sagte ich. „Dann können wir uns öfters in der Stadt treffen.“

„Klar“, sagte er. „Ich werde dich einigen meiner Freunde vorstellen.“ In Barysewo ging das Gerücht, daß Nikolai Mörder und Totschläger mit Vornamen kannte. Wenn ich mir vorstellte, daß er mich mit denen bekannt machte! Kriminelle Individuen, die außerhalb des Systems standen, wurden von den Barysewo-Jungen mit respektvoller Achtung bewundert.

Ich verabschiedete mich von Nikolai, und er wechselte in ein anderes Heim über. Wie ich es erwartet hatte, wurde er in kurzer Zeit auch dort zum König ernannt. Ich war sehr froh, daß ich nicht mit ihm um diesen Platz in Barysewo kämpfen mußte. Doch auch so wußte ich, daß es sehr schwer sein würde, den leergewordenen Thron in Barysewo zu gewinnen. Außer mir gab es noch weitere Kandidaten. Nach und nach knöpfte ich mir einen nach dem anderen vor und schlug ihn k.o. Nur einer machte mir wirklich zu schaffen, aber schließlich konnte ich auch ihn erledigen, nachdem ich sein Gesicht eingeschlagen hatte.

Schon bald war es klar, wer der neue König war. Wir hatten nach den Regeln unserer Gesellschaft gekämpft, und ich hatte gewonnen. Falls zu irgendeiner Zeit einmal ein Leutnant der Meinung war, mich schlagen zu können, hatte er durchaus das Recht, es zu versuchen.

Doch jetzt hatte ich erst einmal gesiegt und wurde zum neuen König von Barysewo gekrönt. Für einen vierzehnjährigen Jungen war das nicht übel.

Ich ernannte meine Freunde des inneren Ringes zu Oberleutnants. Mit ihnen zusammen war ich in der Lage, fast das gesamte Leben im Heim zu dirigieren. Boris, Mikhail Kirilin, Alex und die anderen in meiner Gruppe waren bereit, mir jeden Wunsch zu erfüllen. Brauchte ich Geld, so ließ ich es nur Alex, unseren diebischen „Schatzmeister“, wissen. Und spätestens bei Sonnenuntergang kam er jedesmal aus Nowosibirsk zurück und brachte mir das Geld, das ich verlangt hatte. Ich bin jedoch sicher, daß er mindestens die gleiche Summe noch einmal für sich behielt.

Der unangenehmste Teil meiner Aufgaben als König war der, daß ich mit Onkel Nitschy und der dicken Irene verhandeln mußte. Ich verachtete sie. Sie spürten das auch und hielten Abstand. Ich sagte zu Boris: „Ich möchte so wenig wie möglich mit ihnen zu tun haben. Du kannst mit ihnen verhandeln. Ich hasse sie!“ Boris akzeptierte diesen Befehl, obwohl er genausowenig für sie übrig hatte wie ich.

Alles in allem verlief das Leben in Barysewo jetzt recht angenehm. In der Schule gehörte ich der kommunistischen Jugendliga an, und im Kinderheim war ich König. Ich fühlte mich großartig.

Wenn die Kinder sechzehn, siebzehn oder achtzehn Jahre alt wurden, verließen sie das Heim, und ihre Plätze wurden von neuen Kindern eingenommen, die wir nicht kannten. Wir hatten keine Ahnung, wie sehr man sich auf sie verlassen konnte, noch wußten wir sonst etwas über sie. So mußten wir sie, sobald es ging, dem Glühbirnentest unterwerfen, dem gleichen, den ich vor Jahren hatte durchstehen müssen. Wenn ein Junge mit einer Tante oder einem Onkel darüber sprach, vertrauten wir ihm nie wieder. Ab jetzt war er für uns ein Verräter. Hielt er aber den Mund, wurde er von den anderen als vertrauenswürdig akzeptiert.

Wegen des Ärgers, den uns die Spione machen konnten, entwickelten wir besondere Behandlungsmethoden für jeden, den wir dabei erwischten, wie er Informationen über uns weitergab oder spionierte. Einmal war einer der Jungen auf einen anderen wütend, und er verpetzte ihn bei Onkel Nitschy. Onkel Nitschy verabreichte diesem darauf eine Tracht Prügel. Der Verräter war bald entlarvt. Nach den Regeln unserer kleinen Welt mußte er für diese Tat bezahlen. Ihm mußte eine Lektion erteilt werden.

Ich schickte Boris und Mikhail, um ihn zu holen. Während er schlief, klebten sie ihm ein großes Pflaster auf den Mund und schleppten ihn,

der jetzt wild um sich schlug, hinaus. Zwei weitere Jungen leerten den Kasten, der am Fußende seines Bettes stand, wobei sie Zahnbürste, Kleidungsstücke und andere Besitztümer auf den Fußboden warfen. Wir trugen ihn und diesen Kasten bis an den Rand einer Schlucht, die sich auf dem Heimgelände befand.

„Macht den Kasten auf“, befahl ich. „Und jetzt steckt ihn hinein.“ Boris und Mikhail stießen den Jungen hinein, schlugen den Deckel zu und verschlossen ihn und brachten ihn dann an den Rand des Abhanges.

Als wir das eine Ende anhoben, schrie ich: „Achtung! Loslassen!“ Damit gaben wir ihm noch einen Extraschwung, und der Kasten mit dem Verräter darin rollte kopfüber kullernd und hüpfend, bis er schließlich unten auf dem Boden liegenblieb.

„Gut jetzt! Irgend jemand kann nach unten gehen und ihn herauslassen,“ ordnete ich an. „Vielleicht hat er jetzt seine Lektion gelernt.“

Dieses Verfahren schloß den Mund des Verräters von Stund an. Der arme Junge konnte die nächsten beiden Wochen kaum laufen. Überall hatte er blaue Flecken. Aber es war eine Lektion, die er zu lernen hatte. In unserer Welt im Heim in Barysewo war einfach kein Platz für Verräter.

Ich regierte mit aller Härte. Aber ich ließ alle Kinder wissen, daß sie sich nicht zu sorgen brauchten, wenn sie sich einfügten und sich



Sergei als „König“ des Kinderheims mit einem seiner „Leutnants“. Er verlor einen Zahn in einem Kampf, bei dem er seine Position als König verteidigte. Bei aller Härte gab er sich Mühe, niemals seine Machtstellung auf Kosten der anderen auszunutzen.

fair benahmen. Ich gab mir alle Mühe, niemals meine Machtstellung auf Kosten der anderen auszunutzen.

Als König fühlte ich mich dazu verpflichtet, soviel wie möglich über die anderen Kinder im Heim in Erfahrung zu bringen. Fast ein Drittel von ihnen war den Eltern weggenommen und nach Barysewo geschickt worden, und ich brannte darauf zu erfahren, warum. Diese Frage hatte mich schon lange beschäftigt.

Was ich dabei erfuhr, versetzte mich in Erstaunen. Einige waren da, weil ihre Mütter Prostituierte oder ihre Väter Trinker waren, andere wieder, weil ihre Eltern an Gott glaubten. Solche Eltern waren vom Staat als nicht „erziehungsfähig“ erklärt worden und verloren damit ihre elterlichen Rechte. Ihre Kinder wurden nach Barysewo geschickt.

Einer von denen, deren Eltern Gläubige waren, war ein dreizehnjähriger Junge. Er war mir irgendwie ein Rätsel und war auch in seinem Wesen völlig anders als die anderen. Er war klein für sein Alter, aufgeweckt, intelligent und studierte stets irgendwelche Bücher. Er verrichtete seine Arbeiten als Sklave ohne zu murren, aber war sonst sehr zurückgezogen. Wenn er aber schon mit einem anderen Kind sprach, sprach er mit ihm über Gott. Irgendwie faszinierte er mich. Noch nie zuvor hatte jemand in Barysewo oder in einem anderen Heim, in dem ich war, von Gott gesprochen. Einer von uns malte eine Karikatur von ihm an eine Wand und gab ihm dabei das Aussehen eines Priesters mit einem Heiligenschein über dem Kopf und einem Bart im Gesicht. Ein anderer kam dazu und schrieb mit Bleistift darunter: „Der Diakon.“

Der Spitzname saß, und von dem Zeitpunkt an wurde er nur noch der Diakon genannt. „Hee, Diakon“, rief ich ihm einmal zu, als er an mir vorbeiging. „Komm mal her!“ Vom König selbst gerufen zu werden war etwas ganz Besonderes, und so kam er, so schnell es ging, angerannt.

„Stimmt das, was ich von dir höre, daß du umhergehst und von Gott sprichst? Ist das so?“

„Ja . . . ja, es ist wahr“, stammelte er.

„Bist du ein Gläubiger?“ fragte ich. Ich war echt neugierig. Bis jetzt hatte ich noch nie einen Gläubigen gesehen. Für mich war es das gleiche, als wenn jemand gefragt hätte, ob er vom Mond oder vom Mars kam. Ich hatte schon einiges über diese Gläubigen gehört, ja, selbst Gerüchte, daß meine Mutter auch dazu gehört hätte. Ich legte ihm meinen Arm um die Schulter und spazierte mit ihm auf und ab, während er mir von Gott erzählen mußte. Ich begriff schnell, daß die-

ser Diakon ein richtiger „Missionar“ war. Obwohl er meist düster und verschlossen aussah, glühte er förmlich auf, wenn er über Gott sprach. Sein Gesicht erhellte sich, und man bekam ihn gar nicht mehr zum Schweigen. Er fing bei der Erschaffung der Welt an, sprach über Gott und die Menschen und füllte seine Erzählungen mit Geschichten aus der Bibel. Ich war ziemlich perplex. Er war eine Art Kuriosität für mich. Ich nahm ihn ein wenig unter meine Fittiche und unterhielt mich oft mit ihm. Eines Tages im Winter nach einem heftigen Schneefall tummelten wir uns alle vergnügt mit unseren Skiern auf den steilen Abhängen der Schlucht. Der Diakon stand ebenfalls dabei und beobachtete uns. Ich rief ihn zu mir: „Hee, Diakon, hört dein Gott unsere Gebete?“

„Ja, das tut er bestimmt“, erwiderte er. Ich sah, wie sein Gesicht zu leuchten begann, und wußte, daß er mir eine neue Predigt geben wollte. „Warte!“ sagte ich. „Ich möchte im Moment gerade keine Predigt hören. Ich will nur wissen, ob dein Gott auch Gebete beantwortet.“

„Ja, das macht er.“

„Gut!“ sagte ich. „Das heißt also, daß Gott mir helfen wird, wenn ich ihn darum bitte, noch besser den Berg hinunterzulaufen als zuvor?“

„Natürlich“, sagte der Diakon.

„Auch dort drüben?“ fragte ich und deutete auf den steilsten und gefährlichsten Abhang im ganzen Umkreis, „wo noch niemand bisher Ski gelaufen ist?“

„Ja, auch dort drüben. Gott wird deine Gebete erhören, Sergei.“

„Ich werde ihm eine Chance geben“, erwiderte ich.

Alle beobachteten mich, als ich zu dem Vorsprung hinüberging, von dem es steil und kurvig bergab ging. Abfahrtsbereit blieb ich oben stehen. Ich schluckte schwer. Es war die steilste und gefährlichste Abfahrt, an die ich mich je getraut hatte. Ich hatte wirklich Angst.

„Fang an zu beten!“ rief ich dem Diakon zu und stieß mich ab. Schnell wie eine Rakete sauste ich nach unten. Zu meiner eigenen Überraschung blieb ich auf den Füßen und kam unten wohlbehalten an! Aufschauend rief ich: „Hee, Diakon, es funktioniert! Es funktioniert!“ Ich trug meine Skier wieder nach oben, klopfte dem Diakon anerkennend auf den Rücken und sagte: „Junge, das ist nicht übel. Du und ich, wir müssen zusammenhalten. Du übernimmst das Beten, und ich werde Ski-Weltmeister.“

Noch einmal lief ich selbstbewußt den Abhang hinunter, doch diesmal überschlug ich mich schon in der ersten Kurve und rutschte den Abhang mehr auf der Nase hinunter. Alle lachten, bis ich aufsaß.

Dann wurde es still. Ein wenig ängstlich schaute mich der Diakon an. „Hee, Diakon!“, rief ich. „Was ist denn diesmal passiert? Hat dein Gott geschlafen?“

Ich kletterte den Berg wieder hinauf, warf die Arme hoch und sagte: „Nun, ich glaube, selbst Gott kann nicht immer hinhören, was, Diakon?“ Erleichtert atmete er auf.

Einige der Jungen im Heim haßten den Diakon, weil er in der Schule so gut war und dadurch alle anderen weniger gut erscheinen ließ. Glücklicherweise war er nicht in meiner Klasse, sonst hätte ich ihn vielleicht auch nicht leiden können. Als einige Jungen ihn hänselten und ihn sogar mehrmals verprügelten, hörte ich davon und befahl ihnen, damit aufzuhören. Trotzdem neckten und schikanierten sie ihn weiter.

Eines Tages fragte ich ihn: „Diakon, was willst du einmal werden?“

„Hmm“, erwiderte er, „ich habe mir schon immer gewünscht, auf eine Bibelschule zu gehen und dort die Bibel zu studieren. Darauf hoffe ich, Sergei, und ich bete jeden Tag darum, daß Gott mir eines Tages die Möglichkeit dazu gibt.“

Er sprach niemals über seine Familie. Einmal hörte ich, wie ein anderer Junge ihn fragte: „Diakon, wo sind eigentlich deine Mutter und dein Vater? Warum bist du überhaupt hier?“ Diakon wurde sehr traurig. Noch nie hatte ich traurigere Augen in meinem Leben gesehen. Ein verträumter Ausdruck trat in seine Augen und ein Kloß in seinen Hals. Er konnte nicht sprechen, er stand nur auf und ging in den Schlafraum hinüber. Ich folgte ihm und sah, daß er auf dem Bett lag, ein Kissen auf dem Kopf, und er schluchzte.

Erst später erfuhr ich, daß seine Mutter und sein Vater gläubige Christen waren und in Ogurtsowo lebten, nur 25 Kilometer von Barysewo entfernt. Da sie auch Diakon von Gott erzählt hatten, waren sie vor das Gericht gekommen, für erziehungsunfähig erklärt und auf Lebenszeiten ihrer Elternrechte beraubt worden. Der kleine Diakon wurde offiziell als Waise behandelt und bis zu seiner Volljährigkeit dem Staat unterstellt. Er würde seine Mutter und seinen Vater vorläufig nicht wiedersehen, obwohl sie nur 25 Kilometer entfernt von ihm wohnten. Das war ein hartes Los für einen kleinen Jungen, eine Tragödie, an der er noch sein Leben lang tragen würde.

Jetzt jedoch mußte er mit anderen Problemen fertig werden. Aufgrund seines Glaubens wurde er auch von allen Tanten und Onkels schikaniert. Bei der kleinsten Provokation wurde er hart bestraft und mißhandelt. Onkel Nitschy haßte ihn besonders. Häufig kam er wütend hereingebrüllt: „Wo ist dieser Diakon? Wo steckt der kleine





Sergei ließ in seiner Rolle als „König“ die anderen Heimkinder wissen, daß sie nichts zu befürchten hätten, wenn sie ihm gehorchten. Hier trägt er einen kleinen Jungen, der nur den Rang eines „Sklaven“ hatte.

Teufel? Ich habe etwas Vitamin P für ihn.“ Diakon rutschte zitternd von seinem Bett herunter und ging zu Onkel Nitschy, der ihn grob mit sich hinauszerzte und ihm brutal sein Vitamin P verabreichte.

Ich habe nie erfahren, was schließlich mit ihm passierte, aber ich war sicher, daß für Leute wie ihn kein Platz in Rußland war. Später erkannte ich, daß es Hunderte von Kinderheimen wie das in Barysewo gab und Hunderte von anderen „Diakonen“, die man ihren Eltern fortgenommen hatte. Er war mein erster näherer Kontakt mit einem Menschen, der an Gott glaubte. Und ich werde ihn niemals vergessen.



Winterszene in Barysewo.



## SCHULUNG ZUR KRIMINALITÄT

Als ich fünfzehn war, passierte etwas, was meinem Leben eine andere Wende gab. Plötzlich erwachte nämlich in unserem kommunistischen Direktor in der Schule, Herrn Skripko, ein besonderes Interesse an mir. Er war überhaupt der erste Mensch, der mir persönlich Aufmerksamkeit schenkte. Durch seine Führung interessierte ich mich immer mehr für die kommunistische Jugendliga in der Schule, in die er meine überschäumende Energie zu lenken versuchte, und ich stürzte mich auch mit Feuereifer hinein.

Eines Tages kam der Direktor zu mir und sagte: „Kourdakov, ich habe dich in der Jugendliga beobachtet. Ich glaube, du würdest einen guten Führer abgeben. Wie wäre es, wenn du im nächsten Jahr wirklich hart arbeitetest und dann mal versuchst, wie weit du kommen kannst? Wenn du dich wirklich bemüht, wirst du es weit bringen. Du könntest der Führer der Jugendliga hier werden.“

*Das wäre großartig!* dachte ich. *Leiter der kommunistischen Jugendliga!* Warum nicht? Ich war König in Barysewo und konnte es bestimmt leicht schaffen. So begann ich denn mit größtem Eifer den Marxismus-Leninismus und die Lehren und Ziele des Kommunismus zu studieren.

Ich kann mich nicht erinnern, daß irgend etwas einen größeren Einfluß auf mein Leben ausübte als die Prinzipien des Kommunismus, Marxismus und Leninismus mit seinen Wahlsprüchen: *Einheit und Brüderlichkeit aller Menschen! Von jedem entsprechend seinen Fähigkeiten, für jeden entsprechend seinen Bedürfnissen!* Diese Ideale fanden einen starken Widerhall in mir. Vorher hatte ich nichts, an das ich glauben konnte. Jetzt aber hatte ich einen Glauben gefunden: den Kommunismus.

Es war jedoch nicht der Kommunismus, den ich in der dicken Irene oder Onkel Nitschy sah. Was sie praktizierten, war nicht Kommunismus. Ihre persönliche brutale Haltung und ihr Versagen hatten nichts mit dem Kommunismus und dessen Idealen zu tun. Wie konnten sie auch? Der Kommunismus predigte Brüderlichkeit und Gleichheit aller Menschen, während Nitschman und die dicke Irene eine Atmosphäre des Hasses im Kinderheim verbreiteten, wo Macht Recht bedeutete, das genaue Gegenteil von Gleichheit für alle Menschen.

Doch die Hoffnung, die ich im Kommunismus fand, wurde von meinen Freunden in Barysewo nicht geteilt. Die Härte und das haßerfüllte Klima wirkten sich auf die einzelnen in tragischer Weise aus. Mein guter Freund Alexander Lobuznow und sein Bruder Wladimir liefen davon nach Nowosibirsk. Abwesenheiten bis zu einer Woche wurden im Heim nicht einmal bemerkt. Alex und Wladimir lungerten im Park im Herzen von Nowosibirsk herum und lebten von gestohlenen Lebensmitteln. Eines Tages stahlen sie mehrere Flaschen Wodka und waren alsbald betrunken. In diesem Zustand attackierten sie einen jungen Mann im Park und schlugen ihn heftig. Sie hatten eigentlich gar nichts Ernstliches beabsichtigt, schienen aber nicht mehr zu wissen, was sie taten. So würgte ihm Alex seinen Ledergürtel um den Hals und zerrte ihn daran etwa 300 m durch den Park. Schließlich riß er den Gürtel wieder los und schrie ihn an: „Wenn du weißt, was für dich gut ist, dann verschwinde!“ Aber der junge Mann rührte sich nicht. Alarmiert bückte sich Alex nieder. Der Mann war tot, mit seinem Gürtel stranguliert. Alex und Wladimir rannten los, so schnell sie konnten, doch die Polizei nahm sie schließlich doch fest.

Mein guter Freund, Alex, zwei Jahre älter als sein Bruder, wurde zum Tod durch Erschießen verurteilt. Wladimir kam ins Gefängnis, wo er heute immer noch ist.

Viele andere aus dem Kinderheim liefen mit fünfzehn oder sechzehn Jahren fort und führten ein Leben als Kriminelle, Drogensüchtige oder Prostituierte. Die kriminelle Unterwelt war sehr stark in Nowosibirsk und leicht zugänglich.

Unser innerer Ring blieb ziemlich intakt, bis eines Tages Iwan Tschernega aus dem Heim verschwand. Ich machte mir nicht weiter Gedanken deswegen, denn ich wußte, daß Iwan sehr gut auf sich selbst aufpassen konnte. Ich nahm an, daß er sich ein paar schöne Tage in Nowosibirsk machen wollte. Was ich nicht wissen konnte, war, daß er sich mit einem berufsmäßigen Verbrecher eingelassen hatte und mit ihm jetzt Züge ausraubte. — Eine Zeitlang war er sehr erfolgreich dabei.

Eines Tages kam Boris völlig außer Atem zu mir gelaufen und fragte aufgeregt: „Sergei, hast du schon die Sache mit Iwan gehört?“

„Nein, was denn? Was ist denn los?“

„Sie haben ihn geschnappt.“

„Wer hat ihn geschnappt?“

„Die Polizei. Er hatte sich einer Bande von Zugräubern angeschlossen, und sie wurden gefaßt, als sie gerade wieder einen Zug angehalten hatten.“

„Iwan, ein Zugräuber! Boris, du bist ja verrückt!“ sagte ich.

„Nein, Sergei, es ist wahr. Er ist auf der Polizeiwache in Nowosibirsk. Sie werden ihn ins Gefängnis bringen.“

„Können wir ihn besuchen?“

„Das würde nichts helfen, Sergei. Sie lassen niemanden zu ihm vor.“

Armer Iwan, dachte ich. Mein guter Freund! Wir hatten viel zusammen erlebt und seit unserer ersten Begegnung, als ich acht Jahre alt gewesen war, viele gemeinsame Erfahrungen gemacht. Damals war er ein junger, offener, froher Bursche gewesen, der stets ein Lächeln übrig hatte. Immer sah er das Beste in allem. Irgendwie mußten ihn aber die Jahre in Barysewo verändert haben. Er wurde zu langjähriger Zwangsarbeit verurteilt und lebt heute noch irgendwo in einem Gefängnis in Rußland.

Inzwischen war ich der Beste in meiner Klasse, nicht nur im Marxismus-Leninismus, sondern auch in Physik, Mathematik, Sprachen, Geographie und Politik. Ich besaß eine große Gewandtheit, fremde Sprachen in mich aufzunehmen, studierte Deutsch und konnte es auch ganz gut sprechen. Ich vermute, daß es im großen und ganzen ein ungeheurer Vorteil war, beim Direktor der Schule so außerordentlich gut angeschrieben zu sein. Doch das war nur zu Anfang so. Der tragische Tod meines sanftmütigen Freundes Sascha war eine unge-



Vor dem Lokal der örtlichen kommunistischen Jugendliga.

heure, treibende Kraft in mir, „voranzukommen“. Und ich setzte diesen Vorsatz auch in die Tat um und lernte wie besessen. Infolgedessen erhielt ich in fast allen Fächern ausgezeichnete Zensuren.

Eines Tages kam der Direktor zu mir und sagte: „Kourdakov, ich möchte, daß du in den unteren Klassen über den Kommunismus sprichst.“

„Gern“, erwiderte ich, indem ich mir dieser großen Ehre voll bewußt war.

Ich erhielt daraufhin die Erlaubnis, meinem eigenen Unterricht fernzubleiben, um die jüngeren Kinder zu unterrichten. Mein Lehrstoff umfaßte den westlichen Imperialismus, den Krieg in Vietnam, der damals in der russischen kommunistischen Literatur gerade das Lieblingsthema war sowie verschiedene andere politische Themen und natürlich auch die marxistische Ideologie.

Der Direktor der Schule war sehr zufrieden. „Mach nur weiter so“, sagte er zu mir, „und du hast eine große Karriere vor dir. Von der Schule wirst du eine ausgezeichnete Beurteilung bekommen.“

Dieses Lob bedeutete mir unwahrscheinlich viel, zumal er ja nicht nur der Direktor der Schule war sondern auch ein bedeutender kommunistischer Funktionär in diesem Bezirk. Und ich wußte, wer es in der Sowjetunion zu etwas bringen wollte, mußte eine hervorragende Referenz des lokalen kommunistischen Parteifunktionärs vorweisen können. Alles schien für mich plangemäß zu verlaufen.

Während der Ferien im Sommer 1966 verbrachten Boris, Mikhail Kirilin und ich viele Tage in Nowosibirsk. Im Heim konnten wir kommen und gehen, wie wir wollten. Als ich den beiden eines Tages in Nowosibirsk begegnete, sah man ihnen die Begeisterung schon von weitem an. „Was haben die bloß vor?“ fragte ich mich.

„Sergei“, sagte Mikhail, „dort unten, wo ich herkomme, in Taschkent, gibt es viele Moslems.“

„Ich weiß, du hast mir davon erzählt.“

„Ich habe viele Freunde dort und Bekanntschaften. Es wird viel Haschisch dort geraucht. Ich glaube schon, daß ich diese Verbindungen nutzen könnte, uns welches zu beschaffen.“

„Oho!“, dachte ich, „Das ist es also!“

„Wir könnten es herbringen“, fuhr Mikhail aufgeregt fort, „und es verkaufen!“

Ich dachte eine Minute lang darüber nach. Es schien gar keine so schlechte Idee zu sein.

„Warum nicht?“ sagte ich. „Wir könnten viel Geld dadurch verdienen.“

„Stimmt. Und es wäre gar nicht schwierig.“

„Aber wo könnten wir es lagern?“ fragte ich.

„Wo schon? Im Kinderheim natürlich.“

„Mikhail, bist du verrückt?“

„Nein, ich finde, das ist eine großartige Idee. Wer würde je auf den Gedanken kommen, in einem Kinderheim nach Drogen zu suchen?“

„Hee, das ist nicht übel.“

„Natürlich, und dann gehen wir nach Nowosibirsk und verkaufen es nach und nach. In der Stadt gibt es genügend junge Leute, die es kaufen würden.“

„Gut“, sagte ich, „wie fangen wir an?“

„Nick — das ist mein Partner — und ich haben es bereits durchgesprochen. In drei oder vier Tagen werden wir mit dem Zug nach Turkistan aufbrechen.“

Mit Hilfe unseres „Schatzmeisters“ kratzten wir sämtliches Bargeld zusammen, das wir auftreiben konnten. Und Mikhail und Nick nahmen den Zug in die südlichen Regionen des asiatischen Rußlands, um dort Kontakte herzustellen. Es dauerte ungefähr drei Wochen, dann waren sie wieder in Barysewo und grinsten von einem Ohr zum anderen, als sie mich sahen. Ich wußte, daß sie Erfolg gehabt hatten. Wir fanden einen Platz, an dem wir das Haschisch im Heim verstecken konnten, das ab jetzt einen idealen Tarnplatz für unser neues Geschäft bildete.

Mikhail begann bereits beim Auspacken mit dem Verkauf. Die ersten Kunden waren einige der älteren Kinder im Heim, die es kauften und heimlich rauchten. Wir brauchten uns wegen Onkel Nitschy und der dicken Irene oder wegen der anderen Tanten und Onkels keine Sorgen zu machen, denn gerade jetzt im Sommer ließen sie im Heim alles laufen, wie es lief. Es gab so gut wie gar keine Aufsicht und kaum Kontrollen. Außerdem waren wir inzwischen recht geschickt darin geworden, sie in jeder Weise zu überlisten.

Dann machten wir uns auf den Weg nach Nowosibirsk, nahmen ein paar Kontakte mit einigen jungen Leuten auf und waren das Zeug im Handumdrehen los.

Eines Tages auf einem unserer Geschäftsausflüge durch die Straßen liefen wir Nikolai Powalejew in die Arme. Wir umarmten uns und schlugen uns gegenseitig auf den Rücken. Es war das erste Mal, daß ich ihn wiedersah, nachdem er in ein anderes Kinderheim versetzt worden war. Er erzählte mir von seinen Beziehungen zur Verbrecherorganisation in Nowosibirsk, die wiederum nur ein Teil einer nationalen Organisation war. Ich erfuhr später, daß jedes Land in der UdSSR in Regionen eingeteilt ist und jede Region einer kriminellen Organi-

sation zugeteilt wird. Powalejew erzählte mir von einer Konferenz in der Nähe Moskaus, wo sich die Bandenführer aus der Unterwelt der gesamten Sowjetunion für drei oder vier Tage trafen, um das Land unter sich aufzuteilen. Er erzählte mir, er wäre inzwischen mit einigen der obersten Führer gut Freund geworden.

„Das überrascht mich nicht, Nikolai“, sagte ich. „Das ist typisch für dich, du schaffst es, überall an die Spitze zu kommen.“

„Und was machst du, Sergei?“ fragte er.

„Mikhail, Boris und ich haben ein gut florierendes Geschäft aufgemacht.“

„Ich hörte, du bist der Führer der kommunistischen Jugendliga in Barysewo. Ist das wahr?“

„Ja, das stimmt“, erwiderte ich.

„Sag mal, was willst du eigentlich sein — ein Kommunist oder ein Geschäftsmann?“

Ich lachte. „Nun“, sagte ich, „wir müssen alle schließlich leben. Selbst Kommunisten.“ Ich dachte an Sascha.

„Hör mal, Sergei“, sagte er, „ich möchte dich gern in zwei Wochen wiedertreffen. Ich denke an etwas, das dich interessieren könnte. Wie wäre es, wenn wir uns hier an dieser Stelle wiederträfen — in genau zwei Wochen?“

„Gut“, versprach ich, und wir gingen auseinander. Als wir uns wiedertrafen, kam Nikolai sofort auf das Geschäft zu sprechen. „Hör zu, Sergei, du verschwendest nur deine Zeit mit diesem bißchen Zeug. Du arbeitest zu viel dabei, trägst das Risiko, und wie weit kommst du damit?“

Ich hatte gedacht, ich würde eigentlich ganz gut dabei verdienen. Aber neben Nikolais Unternehmen war es nicht viel. Nikolai sah, welchen Eindruck seine Argumente auf mich machten, und er setzte mich weiter unter Druck. „Sergei“, sagte er, „die Leute, mit denen ich zusammen arbeite, brauchen Kerle wie dich. Du bist jung und neu in diesem Geschäft. Von dir gibt es noch keine Polizeiakte, was Drogen anbetrifft. Du gehörst zu der Sorte Leute, die die Polizei nicht verdächtigen würde.“

Das hörte sich alles recht gut und verlockend an, und so sagte ich: „Also gut, Nikolai, was soll ich tun?“

„Nun, wir brauchen im Moment Kuriere. Alles, was du zu tun hast, ist die Ware abzuholen und sie an anderer Stelle wieder abzuliefern.“

„Das klingt ja sehr einfach.“

„Ist es auch. Mehr hast du nicht zu tun.“



Wir gingen weiter und setzten unser Gespräch noch eine Weile fort. „Gut“, sagte ich noch einmal, „ich werde es machen!“

„Großartig!“ erwiderte er und klopfte mir auf den Rücken. Doch bevor ich mein Geschäft mit Nikolai beginnen konnte, mußte ich mein eigenes Unternehmen mit Boris und Mikhail beenden. Wir hatten immer noch eine ziemliche Menge Hasch, das wir erst loswerden mußten. Wir beschlossen, es nach Uljanowsk, Lenins Geburtsort, zu schaffen und dort alles auf einen Schlag zu verkaufen.

Es war Sommer, und viele Touristen waren unterwegs, um sich den Ort anzusehen, wo Lenin geboren war. Es mußte ein guter Platz sein, um unsere Ware loszuwerden. Wir fuhren mit dem Zug hin und brauchten nicht lange, um hier in Uljanowsk total auszuverkaufen. Außerdem sah ich auf diese Art und Weise Lenins Geburtsort, so daß es in zwei Beziehungen ein großer Tag für mich war — als Kommunist und als Geschäftsmann. Schon bald saßen wir wieder im Zug und fuhren nach Nowosibirsk zurück.

Wenige Tage später nahm ich meine neue Arbeit als Kurier auf. Ich mußte zum Marktplatz von Nowosibirsk gehen und mich bei einer bestimmten Kontaktperson an einem Stand melden. Dort bekam ich unter dem Ladentisch eine Papiertüte, die ich bei einer anderen Adresse abzuliefern hatte. Für die Polizei war ich nicht verdächtig, schließlich war ich erst ein sechzehnjähriger Junge.

Ich wurde gut bezahlt, und die Arbeit war wirklich leicht.



Ruhepause im Park während des Drogenhandels in Uljanowsk, dem Geburtsort Lenins.

Ich selbst probierte weder Hasch noch sonstige Narkotika. Ich war ein Körperertüchtigungsfanatiker und wußte sehr wohl, daß die Drogen meinen Körper ruinieren würden. Ich disziplinierte meinen Körper, entschlossen, sehr stark zu werden und es auch zu bleiben. Was ich nebenher trieb, war lediglich ein Gelderwerb, der zum besseren Leben beitragen sollte. Nichts mehr.

Doch dann geschah etwas, was meinem komfortablen Leben ein Ende setzte. Es war ein heißer Tag, und ich trug leichte Sommerkleidung. In meiner Hemdentasche hatte ich etwas Hasch, das ich meinen Freunden in Barysewo geben wollte. In der Straßenbahn in Nowosibirsk standen wir wie die Heringe zusammengedrängt, was alles noch viel heißer machte. Und irgendwie in dem Gestoße und Gedränge platzte ein Päckchen Haschisch auf und verstreute in meiner Brusttasche. Hasch hat einen ganz speziellen Geruch und kann leicht daran erkannt werden.

Ich stieg an meiner Haltestelle aus, kam an einem Kiosk vorbei und kaufte mir eine Zeitung. Plötzlich kam ein großer kräftiger Mann auf mich zu und sagte: „Komm mal her, Junge, ich möchte dich etwas fragen.“ Ich vermutete gleich, daß etwas nicht in Ordnung war, folgte ihm aber doch in eine dunkle, schmale Gasse. Ich hatte keine Angst vor ihm. Ich war stark und geübt im Judo. Mit einem allein konnte ich jederzeit fertig werden. Es beunruhigte mich keineswegs, daß er größer und stärker war als ich. So folgte ich ihm ohne Angst.

Als wir in der Gasse angelangt waren, sagte er: „Du hast Narkotiks!“

„Nein, hab' ich nicht“, log ich.

Er griff mich beim Hemd, und ich hob die Hand, um ihm einen Karateschlag zu versetzen, dem ein Judogriff folgen sollte. Doch ich hatte nicht bemerkt, was hinter meinem Rücken vorgegangen war. Als ich meinen Arm hob, um ihn unschädlich zu machen, fühlte ich plötzlich einen heißen Schmerz im Rücken, als wenn man mir einen Topf kochendes Wasser über den Rücken geschüttet hätte. Einer seiner Kameraden hatte mir von hinten ein Messer in den Rücken gestoßen. In meinem Kopf begann es sich zu drehen. Ich wurde ohnmächtig, schwankte und fiel bewußtlos zu Boden.

Als ich wieder zu mir kam, lag ich im Krankenhaus und fragte die Schwester, was geschehen sei. „Man hat dich in einer Gasse aufgefunden“, sagte sie. „Du hast eine Menge Blut verloren. Wenn sie dich nicht bald gefunden hätten, wärest du verblutet. Das Messer hatte eine Hauptarterie durchtrennt.“



Ich schrieb Boris und Nikolai eine kurze Mitteilung, wo ich sei, und sie kamen mich besuchen. Während seines Besuches kam Nikolai dicht an mein Bett und sagte: „Gib mir eine genaue Beschreibung von den beiden, Sergei.“

„Nun, ich habe ja nur einen gesehen“, sagte ich.

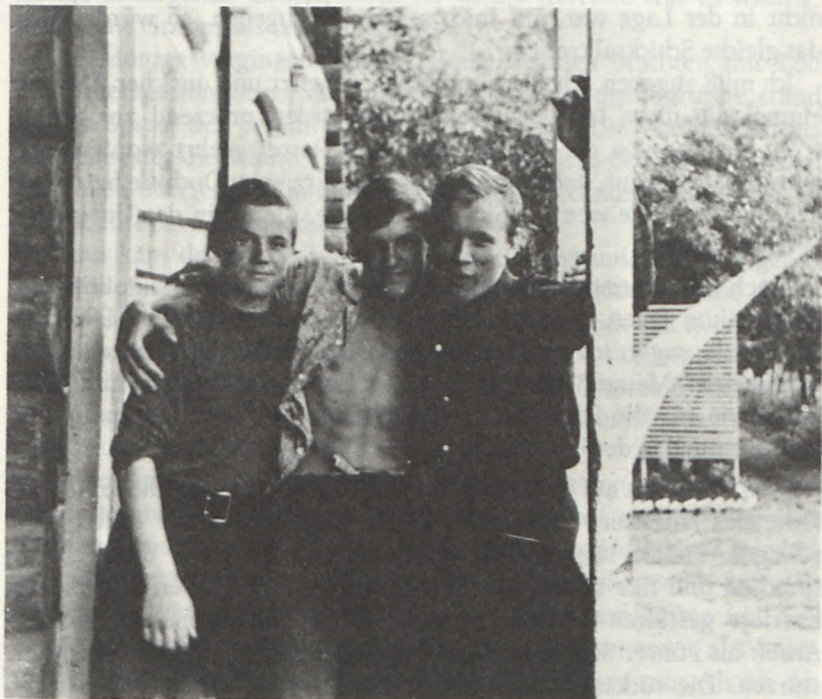
„Wie sah er denn aus?“ Ich erinnerte mich gut an ihn und konnte ihn recht genau beschreiben. „Mach dir keine Gedanken deswegen, Sergei. Wir werden ihn uns mal vornehmen.“

Ein paar Tage später kam Nikolai wieder. Er sagte: „So, Sergei, wir haben uns um deine beiden Freunde gekümmert. Sie werden niemanden mehr belästigen.“

„Was habt ihr denn mit ihnen gemacht?“

„Na ja, ich habe die Beschreibung an meine Freunde weitergegeben, und die haben die beiden bald ausfindig gemacht. Ich werde dir nicht sagen, was man mit ihnen gemacht hat, aber die beiden werden nie wieder einen anderen überfallen.“

Wie ich Powalejew kannte, lagen die beiden vermutlich auf dem Grunde des Flusses Ob.



Sergei stützt sich auf seine Freunde, während er sich von einer gefährlichen Messerstichwunde erholt, die er unterwegs als Drogenkurier erlitt.

Nach zweieinhalb Wochen wurde ich aus dem Krankenhaus entlassen, und Boris und Nikolai brachten mich ins Kinderheim, wo ich mich noch erholen sollte. Es war ein knappes Entrinnen gewesen. Die Ärzte hatten mir gesagt, wenn das Messer etwas weiter links eingedrungen wäre, hätte das meinen Tod bedeutet. Das gleiche wäre der Fall gewesen, wenn man mich nicht rechtzeitig gefunden hätte.

Während ich in meinem Bett im Kinderheim lag und von meinen Leutnants und Sklaven bedient wurde, hatte ich eine Menge Zeit, über mich und meine Zukunft nachzudenken.

Ich erkannte, daß mein Leben auf einen Wendepunkt zusteuerte. Entweder folgte ich dem Kurs von Nikolai Powalejew und verstrickte mich immer weiter in die Unterwelt, oder ich begann ernsthaft an meiner Karriere in der kommunistischen Organisation zu arbeiten. Ich hatte beides probiert und war mir nicht sicher, was mir besser gefallen würde. Für mich war es keine Frage der Moral. Schließlich lag nur ein paar Meter entfernt auf einem kleinen Friedhof hinter dem Heim der leblose Körper von Sascha, einem guten Menschen, aber nicht hart und zäh genug, um überleben zu können. Wenn ich nicht in der Lage war, auf mich selbst achtzugeben, so würde mich das gleiche Schicksal treffen.

Ich muß zugeben, ich war ein bißchen verwirrt und unsicher. Da war einmal die dicke Irene, die ihren Leninorden protzend zur Schau trug. Sie war von der Kommunistischen Partei geehrt worden und achtete sehr darauf, daß sie nirgendwo zu kurz kam. Doch sie hatte auf der anderen Seite weniger Skrupel als viele, die ich in der Unterwelt getroffen hatte.

Doch ich erkannte, daß meine wahren Interessen in der Politik und im Studium lagen. Genosse Skripko, der kommunistische Direktor der Schule, sagte, ich besäße die nötige Geschicklichkeit und auch die Fähigkeiten. Meine Begeisterung und meine Vorliebe für Lenins Lehren sowie für die Ziele des Kommunismus wuchsen beständig. Ich wollte einmal in der Partei oder in der Politik Karriere machen.

So traf ich dort auf meinem Bett meine Entscheidung. Ich wollte mit Hilfe des Direktors der Schule meine Laufbahn in der Partei einschlagen. Sobald wie möglich wollte ich mit ihm über diese Dinge sprechen und mir seinen Rat holen, wie ich mein Leben und meine Karriere gestalten könnte. Ich wollte alles, mit Ausnahme meiner Arbeit als Führer der Jugendliga, zurückstellen und mich ins Studium stürzen. Die rücksichtslose Phase meines Lebens schien vorüber zu sein.

Was jetzt mein Leben ausfüllte, waren Studium und Disziplin.

## MEIN LEBEN BEIM MILITÄR

Mehr und mehr verlor ich den Kontakt mit Nikolai Powalejew, Boris und Mikhail Kirilin, die ihre Drogengeschäfte in der Unterwelt fortsetzten. Gelegentlich sah ich sie an den Wochenenden, wenn ich nach Nowosibirsk fuhr. Meine Studien und Pflichten als Führer der kommunistischen Jugendliga nahmen mich immer mehr in Anspruch. Ich verlangte viel von den Mitgliedern, um alle Projekte und Ziele erreichen zu können. Allmählich kam ich in den Ruf, daß alle Arbeit, die ich mit meiner Gruppe zu erledigen hatte, immer aufs beste ausgeführt wurde, und ich war entschlossen, daß unsere Jugendorganisation die beste im ganzen Distrikt sein sollte. Damit hatte ich mir ein hohes Ziel gesteckt, denn unser Distrikt umfaßte Nowosibirsk und das riesige umliegende Gebiet. Doch für meine Karriere war es wichtig, daß meine Gruppe als beste abschnitt.

Die Monate vergingen schnell. Meine Studien brachten mir Lob und Anerkennung ein. Meine kommunistische Jugendgruppe stand an der Spitze des gesamten Distrikts. Im Juni 1967 verließ ich als Klassenbester die Schule. Den drei besten Schülern der Schule wurden Medaillen überreicht. Ein Mädchen gewann die Goldmedaille, und ich erhielt eine der Silbermedaillen.

Dann kam der große Tag, an dem alle kommunistischen Jugendgruppen im Distrikt Nowosibirsk bewertet wurden. Hohe kommunistische Offiziere waren extra angereist, und ich saß nervös zwischen meiner Liga und wartete auf die Durchsage der Gewinner.

„Die beste kommunistische Jugendliga von Nowosibirsk ist die Gruppe aus . . .“ Der Sprecher machte eine kleine Pause, und ich wartete atemlos. „. . . Barysewo!“

Ich konnte es noch nicht glauben. Ich hatte gewonnen! Alle Augen wanderten in meine Richtung, und während ich mir meinen Weg zum Podium bahnte, um die Ehrung als Führer der Jugendliga von Barysewo entgegenzunehmen, schlugen mir viele anerkennend auf den Rücken. Es war ein großer Tag für mich. Ich bekam lauten und anhaltenden Applaus. Hohe kommunistische Parteigenossen aus unserem Distrikt drückten mir die Hand und gratulierten mir. Als ich die schriftliche Urkunde überreicht bekam, sagte der Sprecher: „Dieser Junge wird es einmal weit bringen.“

Und das war mein Ziel im Leben — voranzukommen und es weit zu bringen. Während ich den Applaus und die Glückwünsche über mich ergehen ließ, wußte ich: Dies ist mein Leben. Ich wußte, worauf es ankam. All die Jahre in Barysewo und V-I, ja selbst damals in Nummer Eins hatten mich durch harte Behandlung und das auf mich selbst Angewiesen-Sein robust und hart gemacht. Diese Lektionen hatten mir einen Vorteil verschafft gegenüber all denen, die umhegt und beschützt aufgewachsen waren, die Mutter und Vater gehabt hatten, die sich um sie kümmerten. Im Wettbewerb mit allen anderen konnte ich bestehen. Mein Leben und meine Karriere lagen vor mir, und ich war bereit. Ich war ein Geschöpf dieses Systems. Ich verstand es und wußte, daß ich es bis an die Spitze schaffen würde.

Jetzt war der Zeitpunkt gekommen, wo ich mich für eine bestimmte Karriere entscheiden mußte. Das unmittelbar nächste war der Militärdienst. Sollte ich zur Armee gehen? Ich hatte mit einigen darüber gesprochen, die bei der Armee gewesen waren, und sie hatten mir gesagt: „Sergei, das ist das letzte, was du dir wünschen könntest. Bleib bloß der Armee fern! Es ist ein hartes Leben, und du hast so gut wie keine Aussicht, es weiterzubringen. Du wirst aus der Armee entlassen und fängst als Fabrikarbeiter an. Was ist das schon für eine Zukunft?“ Ich hatte bereits festgestellt, daß das Leben eines Fabrikarbeiters nicht gerade rosig war. Nein, das strebte ich nicht an. Ich suchte etwas, wodurch ich vorankam.

Dann sprach ich mit einigen Freunden, die bei der Marine gewesen waren. Nachdem ich mir ihre Erfahrungen angehört hatte, entschied ich mich für die Marine. Doch ich wollte Offizier werden, nicht nur ein Seemann. In jedem Kinderheim, mit Ausnahme von Nummer Eins, war ich der Anführer gewesen, sowohl in der Jugendliga als auch in der Schule. Jetzt wollte ich ein Führer in der Marine werden.

Genosse Skripko versprach, mir zu helfen. „Kourdakov“, sagte er, „ich werde einen sehr guten Bericht und eine Empfehlung für dich schreiben. Bring diese der Behörde für die Rekrutierung von Seeleuten in Nowosibirsk und bitte sie, sich mit mir in Verbindung zu setzen.“

So verfaßte er einen Bericht über meine Arbeit in der Jugendliga, von der Zeit an, als ich noch Oktobrist war bis hin zur Gegenwart, und ich brachte ihn zusammen mit seiner Empfehlung nach Nowosibirsk. Außerdem schickte er eine Kopie zusammen mit meinem Bewerbungsschreiben an die Marine-Akademie in Leningrad.

Anfang August 1967 erhielt ich ein Schreiben, in dem mir mitgeteilt wurde, daß ich als Offiziersanwärter bei der Marine-Akademie in Leningrad angenommen sei. Das waren großartige Neuigkeiten! Ich hatte es dem Genossen Skripko zu verdanken. Es fiel mir schwer, mich

von meinen engsten Freunden zu verabschieden — und doch, mein Geist war vorwärtsgerichtet und nicht auf die Vergangenheit.

Als der Augenblick gekommen war, da ich mir im Bahnhof von Nowosibirsk eine Fahrkarte nach Leningrad kaufte, warf ich noch einen Blick zurück auf die vertraute Gegend, die vor 10 Jahren, als ich noch auf der Straße lebte, mein Zuhause war. Wie lange war das schon her! Schließlich hörte ich den letzten Aufruf: „Nach Moskau, bitte einsteigen!“ Eilig bestieg ich das Abteil, schlug die Tür hinter mir zu, und wenige Momente später setzte sich der Zug in Bewegung. Plötzlich traf mich die Erkenntnis, welch großen Teil meines Lebens ich hier zurückließ. Ich starrte aus dem Fenster und verschlang noch einmal das große, massive Bahnhofsgebäude mit meinen Augen.

In meinem Kopf schwirrten die Gedanken, und ich machte mich bereit für meine lange Reise nach Leningrad. Der Zug ratterte aus dem Bahnhof und durch die Außenbezirke der Stadt. Als wir die Stadt hinter uns ließen und an Geschwindigkeit zunahmen, war es mir, als würden die Räder mir zurufen: *„Klickedie-Klack, Klickedie-Klack, du hast es geschafft, du hast es geschafft. Klickedie-Klack, du hast es geschafft. Du hast es geschafft.“*

„Ja“, sagte ich zu mir selbst, *„du hast es geschafft, Sergei. Aber was ist mit all deinen Freunden, die es nicht geschafft haben?“* Während ich in Erinnerungen schweifte, erschienen vor mir die Gesichter all derer, die es nicht geschafft hatten. Wir waren sieben Jungen gewesen, die ungefähr zur gleichen Zeit ins Kinderheim Nummer Eins kamen, als ich sechs Jahre alt war. Wir waren zusammen aufgewachsen. Von diesen sieben war ich der einzige, der die höhere Schule abgeschlossen und überhaupt eine Aussicht hatte, es im Leben zu etwas bringen zu können.

Während meine Augen geistesabwesend über die ebene sibirische Landschaft schweiften, die an unseren Fenstern vorbeizog, tauchten andere Gesichter vor mir auf. Da waren Iwan Tschernega, Alex und Wladimir Lobuznow. Da waren Nikolai Sauschkin, Nikolai Powalejew, Boris Lobanow, Mikhail Kirilin, Alex Popow, unser „Schatzmeister“ und all die anderen guten Freunde. Einige von ihnen waren zu Dieben geworden, Rauschgiftsüchtigen, ja selbst zu Mördern. Fast jeder war einmal in ernste Schwierigkeiten geraten. Iwan Tschernega, mein guter Freund, mußte noch Jahre im Gefängnis zubringen. Und Alexander Lobuznow war unter einer Gewehrsalve zusammengebrochen. Ich war erschüttert darüber, wie viele der Jungen und Mädchen im Heim von Barysewo sich zu Kriminellen, Gangstern oder Prostituierten entwickelt hatten. Die Schwachen, wie Sascha Ogniew, starben oder begingen Selbstmord.

Mir fiel der Diakon ein, und ich fragte mich, was wohl aus ihm werden würde. Wohin würde er gehen? Würde er jemals eine Bibelschule besuchen können? Natürlich nicht. Wo gab es in diesem Leben schon einen Platz für ein Kind wie ihn? Meine Gedanken flogen zurück zu all den anderen „offiziellen Waisen“, die man ihren Eltern entrissen hatte. Was würde aus ihnen werden?

Der Zug fuhr durch die weite Ebene auf Moskau und ein neues Leben zu, und plötzlich schienen die Räder ihre Botschaft zu ändern: „Sei stark, sei stark.“ Ich begriff, daß ich unter allen Umständen die Botschaft der Räder beherzigen mußte.

Nach einer langen und ermüdenden Reise fuhr der Zug in den Bahnhof Kasan in Moskau ein. Ich stieg aus und blieb zwei Tage in der Hauptstadt unseres Landes.

Der erste Ort, den ich aufsuchte, war die Grabstätte Lenins. Dort stellte ich mich an und wartete geduldig sieben Stunden, bis ich an der Reihe war einzutreten. Als Oktobrist war ich sein Enkel gewesen und als Führer der Jugendliga sein Sohn. Eines Tages, als Mitglied der Kommunistischen Partei, würde ich sein Genosse sein.

Als ich den stillen Raum betrat und mich den sterblichen Überresten von Vater Lenin näherte, überflutete mich eine Woge der Andacht und der Ehrerbietung. Ich blieb dicht neben dem Sarg stehen und schaute auf den Körper des Mannes, dessen Lehren ich so intensiv studiert hatte und der für mich die Stelle eines Gottes einnahm. Er war der Gründer meiner „Religion“, die mir etwas gegeben hatte, woran ich zum erstenmal in meinem Leben glauben konnte. Er lehrte Gleichheit, Brüderlichkeit und Hilfe für die Schwachen. Ich beugte meinen Kopf und betete zu ihm. Ja, es war ein Gebet. Ich kann es mit keinem anderen Wort beschreiben. Ich betete: „Hilf mir, Vater Lenin, in meinem weiteren Leben. Gib du mir die Führung und Richtung, die ich brauche. Hilf mir, daß ich deine Lehren verstehe und sie befolge. Räum alle Hindernisse und Gefahren aus meinem Weg und aus meinem Leben. Beschütze und leite mich. Hilf mir, Vater Lenin.“ Ich hob wieder meinen Kopf, schaute noch ein paar Sekunden auf die verbliebenen Reste Lenins und ging. Irgendwie fühlte ich mich jetzt gestärkt und durchaus in der Lage, den Dingen, die auf mich zukamen, zu begegnen.

Am nächsten Tag kaufte ich mir eine Fahrkarte nach Leningrad, 600 Kilometer nordwestlich von Moskau, wo ich bald darauf eintraf, um ein neues Kapitel meines Lebens zu beginnen, eine hoffnungsvolle Karriere als zukünftiger Marineoffizier, Student an der Alexander-Popow-Marine-Akademie. In Barysewo hatte ich „meinen“ Alex

Popow bereits immer damit geneckt, daß die Akademie nach ihm benannt worden wäre.

Als ich zum erstenmal Leningrad sah, begriff ich plötzlich, weshalb sie die Königin der sowjetischen Städte genannt wird und weshalb Voltaire im achtzehnten Jahrhundert gesagt hatte: „Sämtliche Herrlichkeiten aller europäischen Städte Europas können mit St. Petersburg nicht konkurrieren.“ (Dem früheren Namen von Leningrad). Leningrad bietet eine Mischung von der zeitlosen Größe Rußlands und seiner modernen Kultur. Man spricht von ihr oft als der Hauptstadt der Zaren und gleichzeitig auch der Wiege des Kommunismus. Vor Jahrhunderten von Peter dem Großen gegründet, war sie nach ihm benannt worden. 1924 erhielt sie den heutigen Namen zu Ehren von Wladimir Iljitsch Lenin, der an einem Oktobertag im Jahre 1917 einen Aufstand auslöste, der das Heilige Rußland in eine Union der sowjetischen, sozialistischen Republiken umwandelte. Er gründete die erste kommunistische Regierung in der Geschichte und zündete eine ideologische Explosion, die die ganze Welt verändern und erschüttern sollte. Sein riesiges, 30 m hohes Bild hing über den Straßen und dominierte den berühmten alten Palastplatz. Genau, wie ich es in Büchern gelesen oder auf Bildern gesehen hatte, war es eine Stadt mit unzähligen Brücken, die sich über die zahllosen Kanäle und Flüsse spannten.

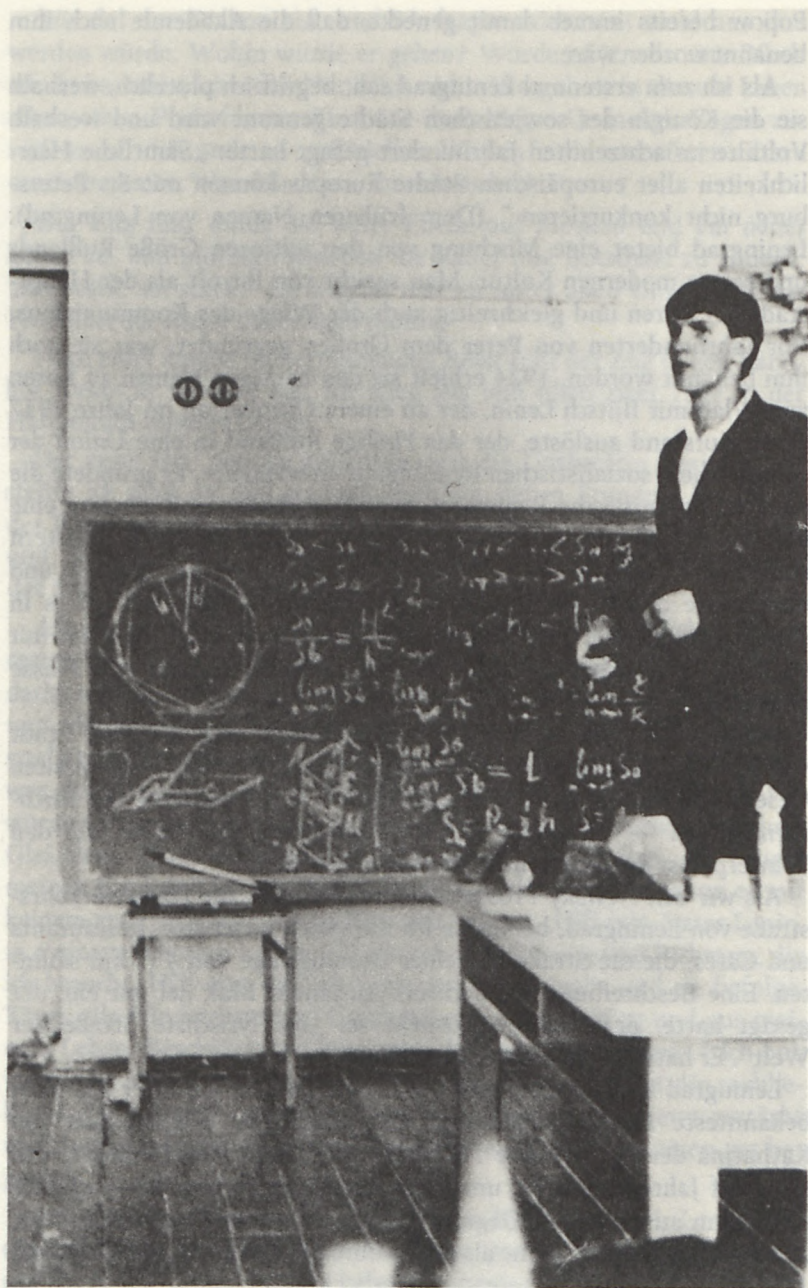
Mir fiel auf, wie niedrig die Stadtsilhouette war für eine Stadt von vier Millionen Einwohnern. Doch ich hatte bereits von dem alten Gesetz gelesen, das es verbot, Gebäude — mit Ausnahme der Kirchturmspitzen — höher als 30 m zu errichten, eine Höhe, die den Winterpalast des Zaren nicht überschreiten durfte.

Als wir den Newsky-Prospekt hinunterfuhren, die Hauptverkehrsstraße von Leningrad, bemerkte ich die vielen Geschäfte, Restaurants und Cafés, die die Straße mit einer Gesamtlänge von 4<sup>1</sup>/<sub>2</sub> km säumten. Eine Beschreibung des Dichters Alexander Blok fiel mir ein, der gesagt hatte, der Newsky-Prospekt sei „die lyrischste Straße der Welt“. Er hatte gewiß nicht übertrieben.

Leningrad ist außerdem eine Stadt der Museen, darunter das wohl bekannteste Eremitage-Museum im ehemaligen Winterpalais von Katharina der Großen. Die Führer dort erklären dem Besucher, daß sie zwölf Jahre brauchten, um einen Rundgang zu beenden, wenn sie vor jedem ausgestellten Gegenstand nur eine Minute stehenblieben. Jedes Jahr passieren mehr als drei Millionen Besucher die Eingangstür.

Die Bürgerschaft von Leningrad spricht gern von ihr als Heldenstadt, ein Titel, wohlverdient durch die tragische Erfahrung, die sie





Als Student an der Leningrader Marine-Akademie während seines ersten Militärdienstjahres.



im letzten Krieg mit Hitlers Armeen machen mußte. Während die Stadt selbst sich erstaunlich gut von dieser Verwüstung durch Bombeneinschläge und Beschuß erholt hatte, blieben mehr als eine Million Bürger von Leningrad in riesigen Massengräbern liegen. Ich hatte das alles vor meinem Kommen nach Leningrad über die Stadt gelesen.

Natürlich schaute ich erwartungsvoll in die Zukunft, nicht nur, was mein Leben in Leningrad betraf sondern auch meine Ankunft in der Alexander-Popow-Marine-Akademie. Schließlich gelangte ich auch dort wohlbehalten an, in einem grünflächigen Vorort, ziemlich weit vom Zentrum der Stadt entfernt.

Am ersten Tag wurden alle Rekruten gemeinsam zur Musterung gerufen. Da auch die älteren Kadetten anwesend waren, waren wir Neulinge alle ein wenig nervös. Doch das Eis brach sehr schnell, als die älteren Kadetten aufstanden und riefen: „Wer ist aus Moskau?“ Oder „Wer ist aus Karkow?“ oder Donets oder Baschkin. Und immer, wenn Hände sich erhoben, gesellten sich die älteren Kadetten zu den neuen aus demselben Wohnort. Auf diese Art und Weise fanden die Kadetten, die aus allen Teilen der Sowjetunion kamen, aus den verschiedensten Städten zusammen. Und aufgrund des gemeinsamen Wohnorts oder der gemeinsamen Herkunft entwickelten sich rasch Freundschaften.

Schließlich rief jemand: „Wer kommt aus Nowosibirsk?“

„Ich“, rief ich aufgeregt und schaute mich um. Ein älterer Kadett lächelte mich freundlich an. Wir gingen aufeinander zu, schüttelten uns die Hand und stellten uns vor. Sein Name war Wasil, er war zwei Jahre älter als ich und schien ein freundlicher Bursche zu sein. Ich war froh, ihn getroffen zu haben, denn er half mir, mich schneller in die alltägliche Routine der Marine-Akademie einzuleben und so eine Menge Probleme zu vermeiden. Wie in den meisten Schulen war es auch hier üblich, daß die älteren Semester die Neuen einschüchterten, gleichzeitig aber auch befreundeten. Wasil und ich, wir verstanden uns auf Anhieb sehr gut und verbrachten oft Stunden in angeregter Unterhaltung. Bald entwickelte sich zwischen uns eine so starke Freundschaft, die Jahre halten sollte.

Mir wurden zwei verschiedene Studienfächer angeboten, zwischen denen ich wählen konnte, und das waren Mechanik und das Funk- und Radarwesen. Nach gründlicher Überlegung entschloß ich mich zum Funkoffizier. Ich war schon immer gut in Physik und Mathematik gewesen und war fasziniert von Funk- und elektronischen Geräten.

Bereits drei Tage nach unserer Ankunft in der Akademie versammelten sich alle neuen Kadetten der Radioabteilung, um die Führer ihrer Kommunistischen Jugendliga für ihre Abteilung zu wählen. Ver-

schiedene Namen wurden vorgeschlagen, und jemand sagte: „Ich stimme für Sergei Kourdakov.“ Das kam für mich völlig überraschend, denn schließlich war ich neu hier, und ich fühlte mich mehr als geschmeichelt, als der Vorschlag angenommen und ich tatsächlich zu ihrem Führer ernannt wurde.

Später erfuhr ich, daß dieser Vorschlag auf den Bericht über mich aus Barysewo zurückzuführen war und daß mein Name vom Parteichef der Marine-Akademie vorgeschlagen worden war. So folgte meine „Wahl“ ganz automatisch. Ich leitete also auch die kommunistische Jugendliga der Radioabteilung innerhalb der Marine-Akademie, solange ich dort war.

Ich organisierte Unterrichtsstunden und lehrte kommunistische Ideologie, während ich zu meinem eigenen Fortkommen Vorträge in Politik und Zeitgeschehen besuchte.

Die Arbeit und die Disziplin an der Akademie waren hart und streng, aber für mich, nach meinem Leben in den Kinderheimen, war es fast eine Erholung. Während andere Kadetten, die in gesicherten Familienverhältnissen aufgewachsen waren, es nicht schafften und wieder abgehen mußten, war ich in der Lage, meine ausgezeichneten Noten zu halten, vor allen Dingen bei meiner Arbeit in der Liga.

Gleich in den ersten Tagen lernte ich Pawel Sigorsky kennen, der mir ein teurer Freund werden sollte. Er war schon länger dort und kam aus dem Teil Polens, das nach dem Krieg an Rußland fiel. Da er ein polnischer Nationalist war, sprach er in meiner Gegenwart nur polnisch. Wir lachten darüber, und er sagte: „Wenn du mit mir sprechen willst, mußt du schon Polnisch lernen.“ Ich hielt das für eine ausgezeichnete Idee und bat ihn, mich darin zu unterrichten. Das machte er dann auch. Schon bald waren wir in der Lage, jeder in der Heimatsprache des anderen zu sprechen.

Oft mußte ich am Eingang zur Akademie Wache stehen. Eines Sonntagmorgens sah ich mehrere Leute über ein nahe gelegenes Feld gehen.

„Was sind das für Leute?“ fragte ich den anderen, der mit mir Wache stand.

„Gläubige.“

Ich schaute mir die Leute näher an. Mich hatten gläubige Christen schon immer sehr interessiert. „Wohin gehen sie?“ fragte ich.

„Och“, erwiderte er, „dort hinter den Bäumen steht eine Kirche, dort gehen sie hin.“

Das stimmte, hier, in einem entlegenen Vorort von Leningrad, hatte man es einer Kirche erlaubt, ihre Pforten offen zu lassen. Und alle Christen aus der ganzen Stadt, die an einem Gottesdienst teil-

nehmen wollten, mußten hier in diesen Vorort kommen. Ich war beeindruckt. Ich erinnerte mich, daß ich in der Schule in der Konstitution der Sowjetunion gelesen hatte, daß jeder Bürger religiöse Freiheit besäße und nicht nur das sondern auch religiöse Versammlungsfreiheit. Das stimmt ja tatsächlich! dachte ich. Es gibt religiöse Freiheit in Rußland! Gläubige gingen öffentlich zur Kirche. Das war ein Beweis für mich, daß es diese Glaubensfreiheit in Rußland wirklich gab.

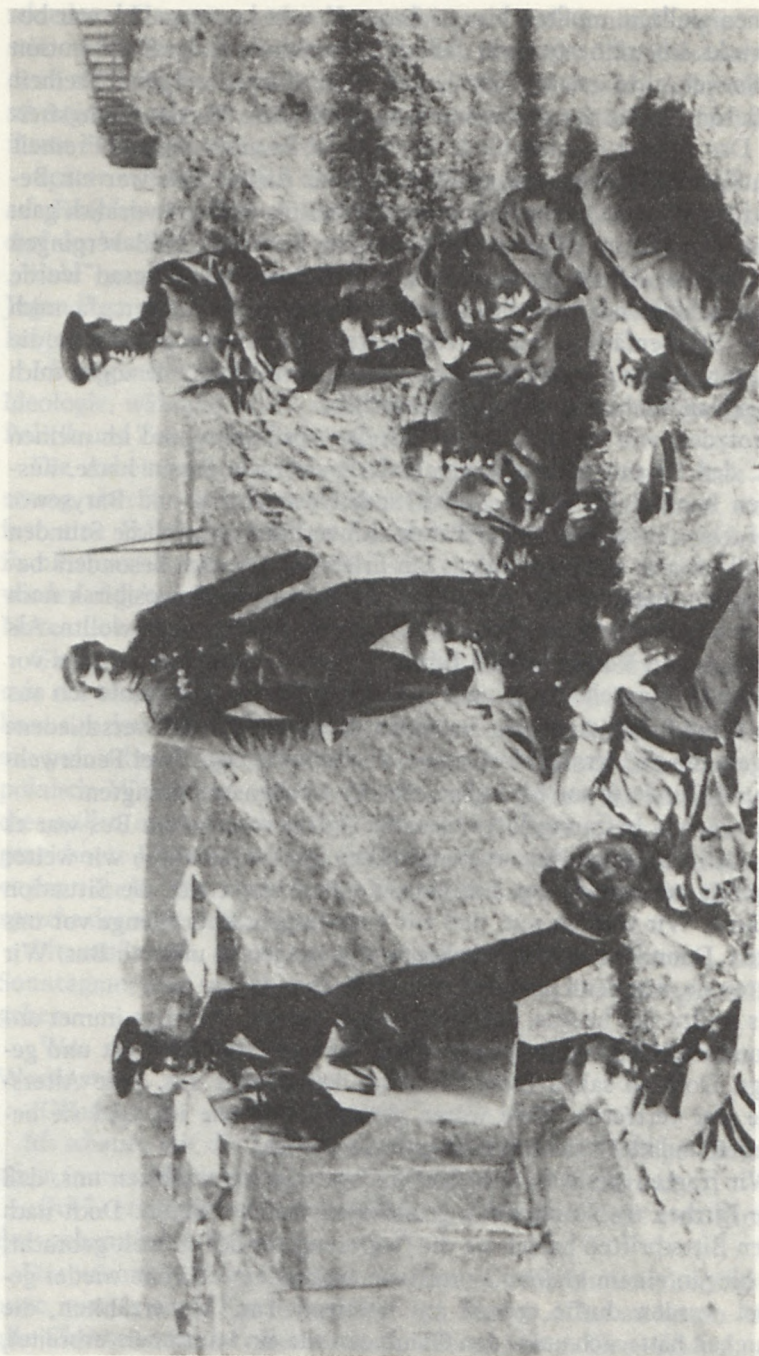
Die Monate im Winter 1967 und im Frühjahr 1968 vergingen rasch. Meine Arbeit an der Marine-Akademie in Leningrad wurde immer umfassender. Es fiel mir aber nicht weiter schwer, da mich meine Studienfächer sehr interessierten. Besonders genoß ich die Vorlesungen über Politik und Marxismus-Leninismus. Sie zogen mich magisch an, und ich studierte unermüdlich.

Trotzdem war ich froh, als endlich der April nahte und ich meinen Plan, den ich mir für die Frühjahrsferien vorgenommen hatte, ausführen konnte. Ich wollte zurück nach Nowosibirsk und Barysewo. Die Ferien wurden ein voller Erfolg. Ich verbrachte herrliche Stunden mit all meinen alten Freunden. Ein Erlebnis, das mich besonders beeindruckte, hatte ich auf der kurzen Busfahrt von Nowosibirsk nach Barysewo, wo ich meine Freunde im Kinderheim besuchen wollte. Als wir durch den Vorort Inskaja fuhren, sah ich plötzlich einen Bus vor uns, der im Verkehr steckengeblieben war. Neugierig schaute ich aus dem Fenster, um zu sehen, was denn da los sei. Ich sah verschiedene Wagen, die die Straße blockierten, Polizeifahrzeuge, zwei Feuerwehren und Hunderte von Menschen, die sich schoben und drängten.

Es war ein hoffnungsloses Gewühl. Jedem von uns im Bus war es klar, daß wir einige Zeit warten mußten, und so schauten wir weiter neugierig zu, was da vor sich ging. Keiner konnte sich die Situation erklären. Wir wußten nur, daß wir eine aufgebrauchte Menge vor uns hatten. Dann kamen ein paar Leute und stiegen in unseren Bus. Wir fragten sie, was denn passiert sei.

Es stellte sich heraus, daß sie Gläubige waren. Ich hatte immer angenommen, Gläubige wären Großmütter und Großväter, alt und gebeugt. Doch so sahen diese Menschen keineswegs aus. Jede Altersstufe war vertreten. Viele waren genauso jung wie ich, und sie benahmen und kleideten sich auch genauso wie ich.

Wir fragten sie, was denn hier los sei, und sie erzählten uns, daß viele Kirchen in Nowosibirsk geschlossen worden wären. Doch nach vielen Bittschriften hatten sie die Regierung endlich so weit gebracht, daß hier in einem kleinen Vorort von Inskaja eine Kirche wieder geöffnet werden durfte, genau am heutigen Tag. Sie erzählten, die Neuigkeit hätte sich unter den Gläubigen wie ein Lauffeuer verbreitet,



Mit einer Gruppe von Offiziersanwärtern ist Sergei zu Besuch im Kinderheim von Barysewo (weiter von links auf dem Boden).  
Im Hintergrund befindet sich jener berüchtigte Abhang, den „Spione“ in einer Kiste hinuntergestoßen wurden.

und obwohl man damit gerechnet hatte, daß eine große Anzahl von Leuten kommen würde, hätte man niemals mit einer solchen Menschenmenge gerechnet. Die Kirche faßte ungefähr 150 Menschen, wenn sie dicht gedrängt standen. Doch es waren viele Hunderte von Gläubigen gekommen und hatten die Straßen blockiert in der Hoffnung, noch hineinzukommen. Kein Wunder, daß es so viele waren! Nowosibirsk war schließlich eine Stadt mit eineinhalb Millionen Einwohnern, und seit Jahren hatte es nicht eine einzige protestantische Kirche gegeben. So waren zur Öffnung dieser Kirche eben alle Gläubigen gekommen.

Es dauerte nicht allzu lange, bis die Polizei auf der Bildfläche erschien und die Gläubigen aus der Gegend verwies. Wir fragten die Christen in unserem Bus, wie sie jemals erwarteten, alle am Gottesdienst teilnehmen zu können. „Nun“, sagten sie, „wir wechseln uns ab, jede Gruppe darf eine halbe Stunde in der Kirche zum Gebet und zum gemeinsamen Gottesdienst bleiben und muß dann wieder gehen. Dann kommt die nächste Gruppe von einhundertfünfzig Leuten und so weiter, bis jeder einmal dabei war.“

Ich war mehr als verwundert, und was ich sah, verschlug mir fast die Sprache. Erstens hatte man mir erzählt, es gäbe nur noch sehr wenige Christen, und hier waren mehrere Hunderte, die die Straßen verstopften. Dann hatte ich immer gehört, daß nur noch die alten Leute weiterhin an Gott glauben, aber in dieser Menge waren mindestens genauso viele junge Menschen wie ältere.

Nachdem die Polizei die Gläubigen auseinandergetrieben hatte, kam der Verkehr wieder in Fluß, und unser Bus setzte seine Fahrt nach Barysewo fort. Ich war danach völlig in Gedanken versunken über das, was ich soeben erlebt hatte. Es hatte einen tiefen Eindruck auf mich gemacht, und ich mußte noch lange immer wieder darüber nachdenken.

Den Rest meiner Ferien verbrachte ich mit meinen Freunden in Barysewo und Nowosibirsk. Es wurden ein paar glückliche, unbeschwerte Tage. Die Zeit verging wie im Flug, und ich mußte wieder nach Leningrad zurückkehren. Ich stürzte mich wieder in meine Studien und arbeitete bald härter als je zuvor.

Im Juli 1968, nachdem ich fast ein Jahr lang die Marine-Akademie in Leningrad besucht hatte, erhielt ich den Bescheid, daß ich einen Studienplatz an der Marine-Akademie in Petropawlowsk in der Provinz Kamtschatka bekommen hätte. Das war einfach großartig, ein Studienplatz genau nach meiner Vorstellung. Die Marine-Akademie in Petropawlowsk war sehr bedeutend. Sie lag an der Pazifikküste von Rußland, nördlich von Japan. Kamtschatka wurde das „Auge Rußlands“ genannt. Dorthin an die Marine-Akademie zu kommen,

war ein weiterer Schritt nach vorn. Der größte Teil der sowjetischen Flotte lag in diesem Gebiet, und ich war unbeschreiblich glücklich.

So verabschiedete ich mich wieder einmal von meinen Freunden, einschließlich meines polnischen Kameraden, von dem ich lange nichts mehr hören sollte. Mein Militärzeitplan erlaubte mir erst noch andert-halb Monate Ferien, bevor ich mich an meinem neuen Studienplatz melden mußte. Ich beschloß, meine Ferien wieder bei meinen Freunden in Nowosibirsk zu verbringen.

Meinen letzten Blick auf Leningrad warf ich mit sehr gemischten Gefühlen hinaus. Ich wußte, diese mit Arbeit ausgefüllten und auf-regenden Tage würde ich niemals vergessen und natürlich auch nicht die unerreichte Schönheit dieser großen Stadt.

Zwischen Leningrad und den Vororten von Moskau verlief die Reise ohne besondere Ereignisse. Doch dann geschah etwas: Plötzlich hörte ich im Wagen hinter mir einen großen Aufruhr, und da ich von Natur aus neugierig bin, wollte ich selbstverständlich gerne wissen, was da vor sich ging. So schlenderte ich durch unser Abteil in das nächste.

Dort waren drei große, robuste Kerle gerade dabei, einen schmalen, schülerhaften Jungen mit dicken Brillengläsern und blasser Haut-farbe brutal hin- und herzuschütteln. „Gib uns dein Geld“, zischten sie ihn drohend an, „oder wir brechen dir den Arm!“ Der Junge zitterte wie Espenlaub. Einer der drei Banditen behielt die anderen Fahrgäste im Auge, damit es ja keiner wagte, sich da einzumischen, während die anderen beiden den Jungen bearbeiteten. Ich hatte solche bulligen Typen nie gemocht, und was ich da sah, machte mich wütend. Ich zog meinen Militärgürtel ab und wickelte ihn um meine Hand, so daß die schwere, eiserne Schnalle wie ein Schlagring wirkte. Damit bewaffnet trat ich den dreien entgegen. Als ihr Wachtposten einen Schritt auf mich zumachte, schnappte ich ihn mit einem Judogriff, warf ihn gegen die Wand und schlug ihm mit meinem improvisierten Schlagring genau ins Gesicht. Er sackte zusammen.

Inzwischen zogen die anderen beiden bereits das Geld aus der Tasche des Jungen. „Legt sofort das Geld hin“, sagte ich, „oder ihr bekommt die gleiche Behandlung!“ Erst jetzt sahen sie ihren Freund bewußtlos am Boden liegen. Ich machte ein paar Schritte auf sie zu, doch sie wichen zurück und sagten: „Ja, ja, wir gehen ja schon.“ An der nächsten Station stiegen sie aus und nahmen ihren Freund mit.

Der Junge war natürlich völlig durcheinander. Ich half ihm, sein Geld zusammenzusuchen, nahm ihn beim Arm, sprach beruhigend auf ihn ein und schlug vor, daß wir uns erst einmal hinsetzten. Während der Unterhaltung erfuhr ich, daß er Mikhail Koptelow hieß. Eine Zeitlang zögerte ich, weiter nach seinem Namen zu fragen. Es wäre

ein solch einmaliger Zufall gewesen, wenn er etwas mit der Person zu tun hatte, an die ich dachte. Doch schließlich konnte ich die Frage nicht länger unterdrücken, und ich sagte: „Bist du zufällig irgendwie verwandt mit dem großen Schriftsteller Konstantin Koptelow?“

„Ja, natürlich“, erwiderte er. „Das ist mein Vater.“

„Dein Vater!“ rief ich aus. Ich war wirklich beeindruckt. Jeder in Rußland, der Literatur liebt, kennt den Namen Konstantin Koptelow. Er ist einer der bedeutendsten und bekanntesten Schriftsteller Rußlands und hat den Leninpreis für Literatur bekommen. Seine Bücher sind in der ganzen Sowjetunion bekannt. Jetzt war die Sache natürlich noch interessanter für mich geworden. Mikhail fragte mich, wer ich sei und wohin ich führe, und ich sagte es ihm.

„Hör mal“, sagte er, „wenn du schon hier in Moskau bist, warum unterbrichst du deine Reise nicht und kommst mit in unsere Wohnung, um meine Eltern kennenzulernen, Sergei?“

Großartig, dachte ich, eine Gelegenheit, Konstantin Koptelow kennenzulernen. Ich entschloß mich schnell. „Gut“, stimmte ich zu. „Ich habe sowieso ein paar Stunden Aufenthalt.“ Die Aussicht, einen der berühmtesten Schriftsteller Rußlands zu treffen, versetzte mich in eine richtige Hochstimmung.

Nachdem wir ausgestiegen waren, nahmen wir die Untergrundbahn, um zu ihm nach Hause zu kommen, wo er mich seinen Eltern vorstellte und erzählte, was ihm auf der Heimfahrt widerfahren war. Sein Vater schüttelte mir die Hand und dankte mir für meine Hilfe, und seine Mutter lächelte mich an und war ebenfalls sehr dankbar. Dann fragte sie: „Sergei, hast du noch so viel Zeit, um mit uns gemeinsam zu essen? Es ist alles gleich fertig. Bis dein Zug nach Nowosibirsk abgeht, können wir uns doch noch ein bißchen unterhalten.“ Ich war hoch erfreut und nahm die Einladung gerne an.

Es dauerte nicht lange, bis wir alle gemeinsam um den Tisch saßen und, während wir uns das wundervolle Essen schmecken ließen, uns wie alte Freunde unterhielten. Herr Koptelow fragte mich nach meiner Vergangenheit, was ich augenblicklich machte und wie ich mir meine Zukunft vorstellte. So erzählte ich ihm meine Lebensgeschichte. Er schien fasziniert. Gebannt lauschte er und fragte mich nach immer mehr Einzelheiten aus meinem Leben. Nach dem Essen gingen wir ins Wohnzimmer hinüber, wo wir unsere Unterhaltung bei einigen Gläschen Wodka fortsetzten, bis es Zeit war, mich an die Bahn zu bringen. „Sergei“, sagte er schließlich, „während ich deinen Erzählungen zugehört habe, dachte ich darüber nach. Ich bin überzeugt, daß deine Geschichte und die Geschichte vom Kinderheim in Barysewo ein faszinierendes Buch ergäben.“

Ich war sprachlos. Daran hatte ich noch nie gedacht. Er stellte weitere Fragen und sagte: „Ich könnte ein Buch über dein Leben im Kinderheim schreiben. Es wäre wie eine russische Tom-Sawyer-Erzählung.“ Ich fühlte mich durchaus geschmeichelt, aber ich sagte ihm ganz ehrlich, daß ich nicht ganz sicher wäre, ob es überhaupt eine gute Geschichte geben würde. Natürlich könnte er das am besten beurteilen, schließlich war das sein Beruf. Und ich versicherte ihm, daß ich ihm gerne alles erzählen würde, was ich wüßte.

„Gut, machen wir es!“ meinte er erfreut. „Ich werde mich bald wieder mit dir in Verbindung setzen. Wir werden ein Sommerhaus in der Nähe von Nowosibirsk kaufen. Dann bin ich dicht genug beim Kinderheim, um dich und die anderen Jungen zu interviewen.“

Dann brachten mich meine neuen Freunde zum Bahnhof, wo ich mich von ihnen verabschiedete und den Rest meiner Reise nach Nowosibirsk antrat.

Als ich am Bahnhof von Nowosibirsk ankam, wartete Boris Lobanow auf mich. Guter alter Boris! Ich setzte meinen Koffer ab und umarmte ihn herzlich. Auch er umarmte mich, während wir uns begrüßten und beide gleichzeitig aufgereggt drauflosredeten. Wir gingen in seine Ein-Zimmer-Wohnung, und nachdem ich mich ein bißchen frisch gemacht hatte, gingen wir los, um die anderen zu treffen. Als erstes begegneten wir meinem guten alten Freund Nikolai Powalejew.

„Sieh mal an!“ rief er aus. „Wer ist denn dieser schneidige Offizier an deiner Seite, Boris? Als er fortging, war er noch nicht trocken hinter den Ohren, und als Admiral kommt er zurück! Junge! Junge! Die sind heute aber auch gar nicht mehr wählerisch, wem sie eine solche Uniform verpassen!“

Nachdem wir alle herzlich gelacht und uns begrüßt hatten, kam ich gleich zur Sache: „Hör mal, Nikolai, ich habe tolle Neuigkeiten für dich“, und ich erzählte ihnen von meinem Gespräch mit Konstantin Koptelow und seinem Vorschlag, ein Buch über das Kinderheim und die Menschen darin, einschließlich Nikolai, zu schreiben. „Ich habe ihm alles erzählt“, sagte ich, „und, Nikolai, deine Geschichte will er ebenfalls bringen. Ich werde dich noch berühmt machen!“

Nikolais Gesichtsausdruck wurde immer entsetzter, und er rief aus: „Sergei, wie blöd bist du eigentlich? Natürlich werde ich berühmt dadurch. Aber das würde mir auch gleichzeitig das Genick brechen! Das letzte, das ich brauche, ist berühmt zu werden! Verstehst du denn nicht, was das für mein Geschäft bedeuten würde? Sergei, wie konntest du mir das antun, einem guten, alten Freund?“

Jetzt dämmerte es mir. Natürlich! Wie konnte ich nur so dumm



sein! — „Hör zu, Nikolai“, sagte ich, „das tut mir wirklich leid. So hatte ich die Sache gar nicht gesehen. Aber du hast recht, ich habe nicht daran gedacht.“

„Nun, dann fängst du am besten gleich damit an“, brummte er. Die Art von Aktivitäten, in die ich verwickelt war — nun darüber spricht man am besten gar nicht. Boris und ich und noch ein paar andere, wir haben uns jetzt eine gute Sache aufgebaut, und ein neugieriger Schreiber würde allem ein rasches Ende setzen!“

Ich wollte ihn unterbrechen, doch er ließ mich gar nicht zu Worte kommen. „Ich weiß, du bist auf der Marine-Akademie nur zu wenig Geld gekommen, Sergei. Und meine Geschäfte sind in letzter Zeit recht gut gelaufen. Hier, ich gebe dir das Geld, das du an diesem Buch verlierst, wenn du die ganze Idee an den Nagel hängst. Einverstanden?“

Jetzt wurde ich aber doch ärgerlich. „Hör mal zu, Nikolai“, fast schrie ich ihn an, „wenn du mal für eine Minute aufhören würdest zu reden, dann sage ich dir, was ich schon die ganze Zeit sagen wollte. Ich hatte das nicht so gesehen! Hast du gehört?! Es tut mir leid! Das Buch wird nicht geschrieben, und der Fall ist erledigt! Aber was fällt dir eigentlich ein, mich bezahlen zu wollen?! Ich bin doch dein Freund.“

Nikolais Gesicht entspannte sich, und ein kleines Lächeln erhellte sein Gesicht. „Das ist der alte Sergei, den ich kannte. Vielen Dank.“

Später schrieb mir Koptelow an die Adresse, die ich ihm genannt hatte und teilte mir mit, daß er sich ein kleines Sommerhäuschen in der Nähe gekauft hätte und daß er bald eintreffen würde. Als er ein paar Tage später ankam, fuhr ich hin und erklärte ihm, daß ich die ganze Idee doch nicht so gut fände und daß ich daran doch lieber nicht mitarbeiten würde. Es stimmte ihn keineswegs glücklich, daß ich meine Meinung geändert hatte. Aber ich sagte ihm, daß ich leider nicht anders könnte, und das war das Ende unserer Zusammenarbeit.

Die mir noch verbleibenden zwanzig Tage Ferien, bevor ich nach Petropawlowsk zurückkehren mußte, vergingen wie im Fluge im Kreise meiner alten Freunde. Wir waren richtig glücklich, wieder zusammenzusein und nutzten die Zeit aus. Eines Tages sagte Nikolai: „Sergei, ich möchte dich gern dem Chef unserer Organisation vorstellen.“ Ich hatte schon viel von diesem Mann aus der Unterwelt gehört, als ich noch Kurier war. Ich hätte ihn damals schon gern kennengelernt, aber ich stand auf einer solch niedrigen Rangstufe in diesem Geschäft, daß ich keine Chance hatte. So betrachtete ich diese Einladung als große Ehre.

Wir gingen durch mehrere Straßen in Nowosibirsk, bis wir in eine Gegend kamen, in der ich noch nie gewesen war. Nikolai betrat ein etwas abseits stehendes Haus, während ich ihm auf den Fersen folgte. Wir standen einen Augenblick da, dann flüsterte er: „Hier! Paß auf! Er kommt!“ Die Tür ging auf.

Ich war wie vor den Kopf geschlagen! — Ich traute meinen Augen nicht! Ich sah Nikolai an und sagte: „Das ist der Chef? Das ist doch Sauschkin!“

„Genau, Sergei. Sauschkin. Ich bin die - wie soll ich sagen - Nummer Eins in diesem Geschäft.“

So erfuhr ich schließlich doch noch, wie es Sauschkin ergangen war! Ich sah es wieder vor mir, wie er in Barysewo festgenommen wurde, als er versucht hatte, die dicke Irene mit einem der tödlichen Gewehre umzubringen, die wir im Kinderheim heimlich anfertigten. Niemand wußte, wohin man ihn damals gebracht hatte. „Sie haben mich in ein Gefängnis für Kinder gesteckt“, sagte Sauschkin, als er begann, die Fragen auf meinem Gesicht zu beantworten. „Und dort knüpfte ich auch die Kontakte, die mir zu meinem jetzigen — ääh — sagen wir Beruf verholfen haben.“

Sauschkins „Beruf“ war es, Rauschgift unter die Leute zu bringen. Er war der größte Händler in ganz Nowosibirsk.

Hier war ein Junge aus Barysewo, der es wirklich weit gebracht hatte. Ich starrte noch immer Sauschkin an und konnte kaum glauben, was er und Nikolai mir erzählten. Doch wenn ich daran dachte, wie schwierig und robust er in Barysewo gewesen war, dann wußte ich, daß es stimmte.

Ich hatte nicht geglaubt, daß er sich meiner noch erinnern würde, da ich so viel jünger war als er, doch er tat es. „Natürlich, kenne ich dich noch, Sergei“, sagte er. „Wie ist es dir ergangen? Ich sehe, du bist jetzt beim Militär.“

So verbrachten wir ein paar vergnügte Stunden damit, über Barysewo zu sprechen und wie's uns in der Zwischenzeit ergangen war.

An diesem Tag erfuhr ich zum erstenmal, daß Boris und Nikolai Sauschkin zusammenarbeiteten. Nachdem wir eine Weile miteinander gesprochen hatten, machte Sauschkin mir einen Vorschlag. „Sergei, du bist doch noch ein paar Tage hier. Wie wär's wenn du dir noch ein bißchen Geld verdienen würdest?“

„Ich könnte es gebrauchen“, erwiderte ich. „Wie meinst du das?“

„Solange du hier bist“, sagte er, „könntest du mit Boris, Powalejew und mir zusammenarbeiten. Die Geschäfte gehen im Augenblick sehr gut. Wir verkaufen eine Menge Narkotika und bekommen aus Japan

auch noch andere Waren, die wir auf dem Schwarzmarkt verkaufen werden.“

Ich beugte mich zu Boris vor und fragte: „Was verkaufst du denn?“

„Tonbänder, Lippenstifte und solche Dinge“, erwiderte er.

„Gut“, sagte ich, „ich mache mit.“ Ich dachte an die Lektion, die ich schon vor Jahren gelernt hatte, daß in dieser Welt jeder sehen mußte, wie er selbst zurechtkam.

Ein paar Tage lang arbeitete ich eng mit Boris, Nikolai und Sauschkin zusammen. Dann passierte das Unglück. Sauschkin wurde festgenommen und dazu verurteilt, acht Jahre in einem veralteten, strengen Gefängnis in der Nähe von Tomsk zuzubringen.

Doch das Geschäft mußte weitergehen. Es konnte nicht stillgelegt werden, nur weil der „Chef“ nicht mehr da war. Nikolai Powalejew war der Meinung, daß es ihm zukäme, Sauschkins Gebiet zu übernehmen.

Eines Abends luden Boris und er mich ein, an einem besonderen Treffen verschiedener Unterweltführer teilzunehmen. Seitdem Sauschkin verhaftet wurde, haben wir Schwierigkeiten mit einer anderen Organisation. Sie beginnen langsam, aber sicher, in unser Territorium einzudringen.

Ich dachte mir im stillen, nun, das wird sicherlich ein interessanter Abend. Da möchte ich dabei sein. Auf dem Wege erzählte Boris mir, daß bereits verschiedene Schießereien stattgefunden hätten und bei Kämpfen zwischen den beiden rivalisierenden Organisationen einer getötet worden war. Deshalb war diese Friedenskonferenz nötig geworden. Diese Dinge mußten ein für allemal geregelt werden, damit man sich wieder ausschließlich den Geschäften widmen konnte. Das Treffen sollte in einem auffälligen Haus in einer abgelegenen Gegend des Stadtgebietes sein.

Als wir ankamen, mußten wir über einen schmalen Treppengang hinaufgehen, über einen langen, dunklen Flur, bis wir in ein nur schwach erhelltes Zimmer in der dritten Etage kamen, wo der Anführer der anderen Gruppe bereits auf uns wartete. Ich blieb im Hintergrund stehen, während Nikolai mit dem Chef der anderen verhandelte. Nachdem sie sich eine Weile ihre Argumente gegenseitig vorgetragen hatten, schlug Nikolai plötzlich mit der Faust auf den Tisch und rief: „Wenn ihr unserem Territorium nicht fernbleiben könnt, werden wir mit euch eine andere Sprache sprechen. Wir haben versucht, die Sache im guten zu klären, aber anscheinend ist das nicht möglich. Ihr habt euer Gebiet — und dabei bleibt ihr! Ist das klar?“

Nikolai erhob sich. Der andere Chef und seine Leute sprangen ebenfalls auf und stürmten hinaus. Ich schaute Nikolai an und zwin-

kerte ihm zu. Er war doch der gleiche harte, unbeugsame Kerl geliebt, wie ich ihn in Barysewo kennengelernt hatte, der gleiche Kerl, der sich damals „um die beiden Männer gekümmert“ hatte, die mich in einer dunklen Gasse mit einem Messer niedergestochen hatten.

Nach meiner Meinung war die Konferenz jetzt beendet, und so sagte ich zu Nikolai: „Ich gehe schon voraus, um ein bißchen frische Luft zu schnappen. Ich werde unten warten.“ So ging ich allein durch den Korridor zurück, die zwei Treppen hinunter und trat auf die Straße. In dem Augenblick aber, als ich aus der Tür trat, erfüllte eine Explosion die Luft. Ich fühlte einen heißen, brennenden Schlag unterhalb meiner Rippen und einen heftigen Schmerz, der mir den Atem nahm.

Völlig benommen schaute ich an mir herunter und entdeckte, daß ich stark blutete. Mein Hemd war bereits durchtränkt, und auch meine Militärjacke begann sich ebenfalls aufzuweichen. Das einzige, woran ich zu denken imstande war, war: Man hat auf mich geschossen! Man hat auf mich geschossen!

Ich fiel auf die Knie. Dann hörte ich hinter mir Fußstritte. Jemand kam die Treppe heruntergerannt. Es waren Nikolai und Boris, jeder mit zwei Gewehren bewaffnet und bereit, meine Angreifer hinwegzufegen. Doch die waren längst verschwunden. Nikolai und Boris steckten die Gewehre fort, halfen mir wieder auf die Füße und zogen mich ins Haus. Der Regenmantel, den ich über meiner Jacke trug, hatte eine Innentasche, die mit Papieren vollgestopft war, Briefe, meine Anweisungen, mein Ausweis und noch anderes.

„Du hast aber vielleicht Glück gehabt, Sergei!“ rief Boris aus, während er diese Tasche, die sich ausgerechnet auf meiner linken Brustseite befand, ausleerte. Die Kugel war glatt durch alles hindurchgeschlagen, mein dickes Adreßbuch, all meine Ausweispapiere und sämtliche Kleidungsstücke, um dann unter meiner Haut stecken zu bleiben.

Nachdem Boris sich die Wunde und dann das Loch in sämtlichen Papieren angesehen hatte, stieß er einen vielsagenden Pfiff aus. „Wenn dieser Stoß Papier nicht gewesen wäre, wärest du jetzt eine Leiche!“ sagte er.

Mit unseren Taschentüchern und Boris' Hemd machten wir einen provisorischen Verband, um die enorme Blutung einzudämmen. Dann halfen sie mir auf die Beine und brachten mich ins Krankenhaus. Es war eine sehr nahe Begegnung mit dem Tod, und ich war ihm gerade noch entkommen.

Nachdem ich aus dem Krankenhaus entlassen wurde, verbrachte ich noch einige Tage bei Boris, um mich noch etwas zu schonen. Ich hatte nichts zu tun, und so trank ich. Ich war nie ein starker Trinker gewesen. In Barysewo hatte ich manchmal getrunken wie alle anderen Kinder auch und anschließend auch hin und wieder einmal. Aber gewöhnlich hörte ich kurz vorm Betrunkensein auf, denn ich war stets darauf bedacht, in guter physischer und psychischer Verfassung zu bleiben. Ich wußte, daß zu viel Alkohol schädlich sein konnte und be-trank mich daher nur bei wirklich besonderen Anlässen.

Eines Morgens nach einer großen Party, die Boris am Abend zuvor für mich gegeben hatte, wachte ich gegen neun Uhr auf und sah, daß alle anderen noch nicht zurechnungsfähig waren. Immer noch etwas benommen ging ich nach draußen, um meinen Kopf vollends klar zu kriegen. Und dort traf ich einen anderen, der wohl den gleichen Gedanken gehabt hatte. Er war ungefähr 50 Jahre alt, von gedrungenem Körperbau und hatte ein Holzbein. Da wir beide „die Spinnweben“ in unserem Kopf loswerden wollten, beschlossen wir, zusammen ein wenig im nahen Park spazierenzugehen. Nach einigen Minuten fanden wir auch eine Bank, wo wir uns erst mal hinsetzten. Es dauerte nicht lange, bis wir im Gespräch vertieft waren. Ich erzählte, wer ich war und was ich vorhatte und fragte dann auch ihn danach. Zu meiner Überraschung erfuhr ich, daß er ein Major bei der Polizei in Norilsk gewesen war. Als er den Namen dieser Stadt erwähnte, spitzte ich die Ohren. Norilsk zählt zu den berühmtesten Städten der Sowjetunion. Sie ist ein fabelhaftes Meisterwerk der nördlichen Technologie.

Norilsk ist eine Stadt, die im nördlichsten Teil des Landes gebaut wurde, steht als leuchtendes Beispiel für die sowjetische Kunst, auch im hohen gefrorenen Norden Städte zu bauen und sie bewohnbar zu machen.

„Das ist ja großartig!“ rief ich aus. „Ich habe viel über diese phantastische Stadt in meinen Schulbüchern gelesen. Soviel ich verstehe, ist es eine große technische Errungenschaft für die Partei.“

„Technische Errungenschaft!“ schnaubte er. „Ihr Grünschnäbel wißt nur das, was ihr in den Büchern lest. Das ist das Problem mit euch! Ihr glaubt alles, was sie euch erzählen und alles was ihr schwarz auf weiß seht!“

„Regen Sie sich doch nicht so auf!“ erwiderte ich beschwichtigend. „Ich wollte ja nur nett sein und sagen, was ich darüber gelesen habe.“

„Nun, dann vergiß schnellstens, was du gelesen hast! Kein Wort davon ist wahr. Ich weiß es besser. Ich bin von dort. Ich war Major dort bei der Polizei.“

„Aber“, protestierte ich, „soviel ich weiß, sind spezielle Maschinen und spezielle technologische Fähigkeiten entwickelt worden, um mit den schwierigen Bedingungen dort fertig zu werden.“

„Maschinen!“ sagte er und lachte. „Willst du wirklich wissen, was für Maschinen wir entwickelt haben? Die Maschinen waren Sklaven. Zehntausende starben, während die Stadt gebaut wurde. Ihre Knochen sind noch dort. Das ist die ‚Technologie‘, die Norilsk erbaut hat — das Blut und die Gebeine von Sklaven.“

Ich konnte einfach nicht glauben, was ich da hörte. Ich wünschte, ich wäre in der Lage gewesen, seine Worte als dummes Gerede eines betrunkenen Trottels abzutun, doch wie sollte ich? Der Mann war ein ehemaliger Polizeimajor, und wenn es stimmte, was er sagte, hatte er nicht nur dort gelebt sondern auch geholfen, die Stadt zu erbauen. „Ich sah sie zu Tausenden sterben“, fuhr er fort. „Sie starben vor Hunger oder Kälte oder von beidem.“

Er fuhr fort, mir zu erzählen, wie er sein Leben dem Kommunismus geweiht hatte. Als die ungarische Revolution im Jahre 1956 ausgebrochen war, hatte man ihn nach Ungarn geschickt. Doch dort, während er als Panzerwagenkommandeur in Budapest kämpfte, bekam er eine Kugel ins Bein und mußte es amputieren lassen. „Danach“, sagte er, „wurde ich als wertlos angesehen, zu nichts mehr nütze. Sie schickten mich nach Norilsk, damit ich dort die armen Teufel zur Arbeit antrieb. Dafür war ich ihnen gerade noch gut genug.“

Dieses Gespräch hatte für mich etwas Entheiligendes. Dieser Mann, ein Fremder, griff das System an, an das ich glaubte, und was ich hörte, gefiel mir gar nicht. Ich versuchte, nicht mehr hinzuhören, doch das ging nicht. „Weißt du, was sie mir gaben, mein Sohn?“ Oh, sie waren gut zu mir, in der Tat. Sie gaben mir ein Holzbein und eine Hand voll Rubel jeden Monat, von denen ich kaum leben kann, dann warfen sie mich hinaus! Oh, ja“ — und es schien mir, als wenn er sich das für den Schluß aufgehoben hatte — „sie gaben mir noch etwas. Weißt du was? Eine Handvoll Orden.“ Er griff in seine Tasche und fischte verschiedene heraus. „Wie du siehst, habe ich ihnen gut gedient in Ungarn. Und in Norilsk ebenfalls!“

Er hielt mir die Orden unter die Nase und fuhr fort: „Medaillen! Was soll ich damit? Sie essen? Meine Miete davon bezahlen? Sieh mich an, Sohn.“ Er schwieg, als wenn ich ihn wirklich von Kopf bis Fuß betrachten sollte — und ich tat es. Ich mußte dem, was er sagte, zustimmen. Er nannte sich selbst alt und wertlos und betonte noch einmal, daß er ein Holzbein habe und fünfundvierzig Rubel im Monat. Er entsprach wirklich nicht meiner Vorstellung von einem ab-

gedankten kommunistischen Offizier. Die Orden, ja. Aber nicht die Armut, die Bitterkeit und diese große Hoffnungslosigkeit.

Dann bekam er einen Hustenanfall, und die Orden fielen aus seiner Hand in den Schmutz. Er spuckte Blut. Mit einem Taschentuch wischte er sich das Blut vom Mund und fiel dann in den Schmutz auf die Knie, wo er mit seinen Fingern nach den Medaillen suchte. Ich stand auf und ging weg.

„Nun ja“, dachte ich, „wenn das stimmte, was der alte Mann gesagt hatte, so war es vielleicht mal in der Vergangenheit. Und das ist ja längst vorbei.“ Ich hatte für meine eigene Zukunft zu leben, und das war jetzt das Wichtigste. Nur Narren verweilen bei den Problemen der Vergangenheit, so hatte man uns gelehrt. Gewiß hatte unsere Partei vor langer Zeit Schwierigkeiten gehabt, als unser Land noch in den Kinderschuhen steckte. Es hatte Kämpfe bestehen müssen und schwer gelitten in den ersten Tagen des neuen Regimes. Einige kleine Ungerechtigkeiten mußten da in Kauf genommen werden. Übrigens, in welchem Land gibt es keine Ungerechtigkeit?

Doch all die vielen Toten, nur um eine Stadt zu bauen! Konnte man das als kleine Ungerechtigkeit abtun? Ich führte eine Art Debatte mit mir selbst, beschloß dann aber die ganze Angelegenheit aus meinem Gedächtnis zu löschen.

Wie dem auch war, ich fand keine rechten Antworten auf meine Fragen und für mich mußte das Leben weitergehen, gleichgültig, was diese pathetische Figur, die da im Schmutz nach ihren Orden suchte, für Probleme haben mochte. Es gelang mir trotzdem nur mit Mühe, diesen Vorfall zu vergessen, während ich mich für meine Abreise rüstete. Bald würde ich auf meinem Weg in den Fernen Osten der Sowjetunion sein, um meine neue und aufregende Karriere in der sowjetischen Marine anzutreten.

## AUF DER MARINEAKADEMIE IN KAMTSCHATKA

Mein erster Aufenthalt nach der Abfahrt von Nowosibirsk und einer endlos scheinenden Fahrt durch die weiten Ebenen von Sibirien war „der magische Seehafen“ — Wladiwostok. Ich blieb dort zwei Wochen im Flottenstützpunkt. Dann wurde ich für drei Wochen nach Blagoweschensk beordert, direkt an die Grenze Chinas, wo seit einiger Zeit große militärische Spannung herrschte und sogar Schießereien zwischen den russischen und chinesischen Truppen am Amur stattgefunden hatten.

Ich gehörte einer Militäreinheit der Marine an, die man gegen die Chinesen eingesetzt hatte und wurde bei dieser Gelegenheit in ein Maschinengewehrgefecht mit chinesischen Truppen verwickelt. Anschließend wurde ich wieder zurückgerufen nach Wladiwostok, wo ich an Bord eines Schiffes zu gehen hatte, das nach Nachodka fuhr, einer größeren sowjetischen Hafenstadt, um von dort meine Reise nach Petropawlowsk, meiner Hauptausbildungsstelle bei der Marine-Akademie, fortzusetzen.

Ende September 1968 kam ich hier an und begann mein 2<sup>1/2</sup>jähriges Studium als Funkoffizier.

Petropawlowsk ist die Hauptstadt der Provinz Kamtschatka, mit einer Bevölkerung von 15 000. Es ist eine Hafenstadt mit gepflasterten Straßen und Straßenlaternen in der Stadtmitte und unbefestigten Straßen außerhalb des Zentrums. Die Einwohner setzen sich aus allen Teilen der Sowjetunion zusammen. Aufgrund der zahlreichen Flotten- und Militärstützpunkte besteht die Bevölkerung aus einem hohen Prozentsatz junger Leute. Doch es gibt auch viel Militärpersonal im Ruhestand, das nach Quittierung des Dienstes dort geblieben ist. Die Marine-Akademie in Petropawlowsk unterstand dem Kommandeur Viktor Jelisajew, einem jungen Offizier, der die Leiter des Erfolges zu diesem bedeutenden Posten mit rasanter Geschwindigkeit emporgeklettert war. Der Flottenstützpunkt umfaßte ein weit ausgedehntes Territorium mit 1200 jungen Marineoffiziersanwärtern, die sich in ständigem Studium, Training und in Vorbereitung für ihren späteren Einsatz befanden. Diese 1200 Studenten waren die „Auslese vom Besten“, sorgfältig ausgewählt von überall aus der gesamten Sowjetunion, hochqualifizierte, zukünftige Offiziere.



Das Leben an der Akademie bestand im wesentlichen aus zwei grundlegenden Teilen: dem Marinestudium und den Aktivitäten der kommunistischen Partei. Das Marinestudium teilte sich ebenfalls in verschiedene Sachgebiete auf: Navigation, Funkwesen, Mechanik und andere. Wir studierten intensiv, konzentrierten uns aber hauptsächlich auf unser Wahlfach.

Da alles in Rußland einen politischen Aspekt hat — die kommunistische Partei reicht ja in jede Phase des Sowjetlebens hinein —, war es nur zu erwarten, daß die Parteiaktivitäten mit besonderem Nachdruck gerade hier betrieben wurden, wo man zukünftige Offiziere heranbildete. Es war wie erwartet.

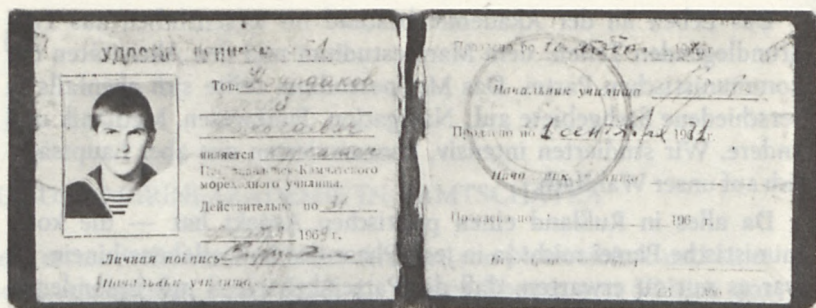
Einige Tage nach meiner Ankunft rief mich Kommandeur Jelisajew in sein Büro. Es waren verschiedene Offiziere anwesend sowie ein Mann in Zivilkleidung. Er wurde mir als kommunistischer Parteichef der Stadt vorgestellt.

„Kourdakow“, sagte er, auf meine Unterlagen in seiner Hand hinweisend, „wir haben Ihre Beurteilung als Parteiaktivist sowie die der anderen Kadetten geprüft. Wir müssen einen der Männer als Führer der kommunistischen Jugendliga hier an der Akademie einsetzen. Es gibt hier zwölfhundert junge Kadetten, doch wir sind zu einem einstimmigen Beschluß gekommen, daß Sie der bestgeeignete Mann für dieses Amt sind. Die Berichte über Sie sind tadellos. Seit Ihrem ersten Schuljahr waren Sie Aktivist, Ihre Gruppe hat den Bezirkswettbewerb von Nowosibirsk gewonnen, und auch in Leningrad haben Sie sich bestens bewährt. Sie sind es also, Kourdakow. Sie sind unser Mann.“

Ich war ein wenig benommen. Ich sollte für die kommunistische Entwicklung und Unterweisung von 1200 zukünftigen Offizieren verantwortlich sein! Und ich war erst 18 Jahre alt.

Während ich über das Gelände des Stützpunktes zu meinem Quartier zurückging, hörte ich mich mit Stolz und einer Art Selbstbewunderung mit mir reden: „Sergei“, sagte ich zu mir, „dies ist eine Chance in deinem Leben, die nie wiederkehrt. Du wirst es noch weit bringen.“

Ungefähr drei Fünftel unserer Zeit an der Akademie mußten wir mit politischem Studium verbringen und zwei Fünftel blieben für das technische. Als Offiziere der Sowjetmarine würden wir eine große Verantwortung hinsichtlich ihrer Kriegsschiffe tragen. Und wegen dieser Militärmacht, die wir kommandieren würden, mußten wir natürlich politisch stabil und absolut vertrauenswürdig sein. Das ist auch der Grund, warum so viel Zeit und Mühe auf unsere politische Entwicklung verwendet wurde.



**MITGLIEDSAUSWEIS NR. 51**

Kourdakov, Sergei Nikolajewitsch ist Student an der Petropawlowsk-Kamtschatzki Navigationsschule

Gültig: Bis 31. Dezember 1969

Verlängert: Bis 1. September 1970

Verlängert: Bis 1. September 1971



Gruppe aus der Ringermannschaft der Marine-Akademie in Petropawlowsk.  
Links: Sergei mit Sonnenbrille.

Wir hatten erwachsene Aufseher, die uns bei unserem täglichen Marinetraining assistierten, doch die politische Verantwortung lag in unserer Hand. Ich verfügte über sechs Leutnants, denen wiederum Gruppen von fünfzig, hundert oder zweihundert Mann unterstellt waren. Sie waren sozusagen mein Kabinett.

Meine Pflicht war es, sie im Organisieren und Überwachen von politischen Übungen anzuleiten und zu führen. Ich erhielt meine Anweisungen vom kommunistischen Jugendliga-Hauptquartier in Moskau, und meine Aufgabe war es, darauf zu achten, daß diese Anweisungen auch befolgt wurden. Ich trug die Verantwortung für zu erledigende Arbeiten und die politischen Studien durch mein Kabinett für alle Offiziersanwärter.

Im großen und ganzen war es meine Aufgabe, mich zu vergewissern, daß jeder Kadett, der sein Studium abschloß und einmal Verantwortung innerhalb der Marine übernahm, auch stark genug war, äußerst diszipliniert und mit Leib und Seele dem Kommunismus ergeben. Die Jugendliga war der Wächter der Partei über den politischen Glauben und die absolute Hingabe an den Kommunismus jedes einzelnen der 1200 Kadetten. Wenn ein Kadett Schwierigkeiten mit einem anderen oder selbst mit dem Kommandeur der Akademie hatte, hatte er das Recht, mit seinem Problem zu mir zu kommen. Dann war es meine Aufgabe, ihn vor dem Kommandeur zu vertreten und zu seinen Gunsten zu sprechen, wenn ich davon überzeugt war, daß er sich im Recht befand. Die älteren Offiziere sträubten sich natürlich gegen eine solche Doppelautorität innerhalb des Stützpunktes. Sie wollten selbstverständlich, daß ihre Autorität die oberste und endgültige war. Die Partei allerdings erteilte der Kommunistischen Jugendliga das gleiche Mitbestimmungsrecht. In einigen Fällen hatte die Liga sogar das Recht, die rein militärischen Offiziere zu überstimmen, wenn ein bestimmter Fall es erforderlich machte. Politische Einwandfreiheit war wichtiger als technisches Wissen. Wenn immer das Verhalten eines Offiziersanwärters Rückschlüsse zuließ, daß er begann, an den kommunistischen Zielen zu zweifeln oder seine Bindung an den Kommunismus sich lockerte, hatte ich ihn zu mir zu rufen und ihm eine gründliche Lektion zu erteilen. Anschließend stellte ich ihn vor eine Generalversammlung der Jugendliga und beschämte ihn vor allen anderen. Mit diesen Methoden und einer Art Schockwirkung sollte bezweckt werden, daß dieser Kadett sich in Zukunft daran erinnerte, wo sein Platz war und wo er hingehörte.

Ein Wort von der Jugendliga über meiner Unterschrift konnte die Karriere eines jungen Offiziersanwärters beenden. Er konnte entlas-

sen, zu einem gewöhnlichen Seemann degradiert oder in die unterste Rangstufe der Armee versetzt werden.

Andere Bestrafungen erfolgten streng und auf dem Fuße, selbst für den kleinsten Verstoß gegen die Gesetze. Jede kleine Übertretung konnte dem Kadetten fünfzehn Tage Arrest bei Wasser und Brot einbringen. Andere wurden zu vierundzwanzigstündigen Wachzeiten verurteilt.

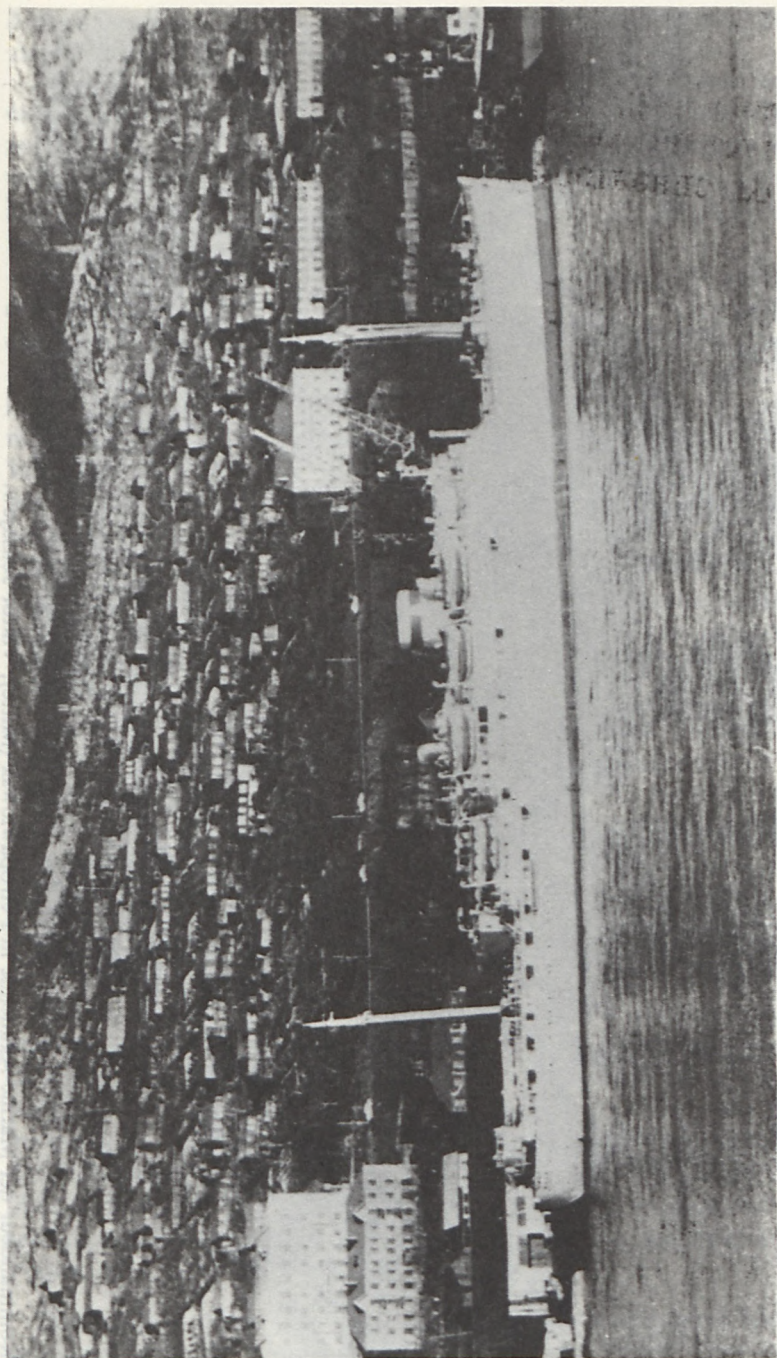
Wurden sie beim Schlafen erwischt, wurden auch sie eingesperrt. Das endgültige Ziel dieser Behandlung war es, sie so zu trainieren, daß sie jedem Befehl ihrer Vorgesetzten blind gehorchten, ohne selbst zu denken. Wir sollten Offiziere werden und andere leiten, doch bevor wir Anweisungen geben konnten, mußten wir erst lernen, sie selbst zu befolgen.

Ich war entschlossen, meine Autorität mit Umsicht und Anteilnahme auszuüben und den Kadetten soweit wie möglich zu helfen. Ich hatte Verständnis für menschliche Schwächen, und es war meine Aufgabe sowie mein persönlicher Wunsch, daß so viele Kadetten, wie es irgend ging, die Anstalt erfolgreich verlassen sollten.

Doch das war nicht in allen Fällen möglich. Der Druck, unter dem sie standen, war ungewöhnlich stark. Das ständige Marschieren, Exerzieren, das technische Marinestudium, das Studium des Marxismus-Leninismus, die langen harten Einsatzstunden als *subotniks* (freiwillige Arbeitsbrigaden) brachten für manche erhebliche Schwierigkeiten mit sich. Im ersten Jahr, das ich in Petropawlowsk verbrachte, verübten drei Kadetten Selbstmord durch Erschießen oder Erhängen. Es war einfach zu viel für sie geworden. Ich erinnere mich an einen Jungen, der beschuldigt wurde, während der Dienstzeit geschlafen zu haben, und so wurde er zu 24 Stunden ununterbrochener Wach- und Patrouillenzeit verurteilt. Es war für ihn ein Ding der Unmöglichkeit, und er verschwand. Wir schlossen daraus ohne weiteres, daß er desertiert sei, doch am nächsten Tag fanden wir ihn auf dem Dachboden, wo er sich erhängt hatte. Ein besonders trauriger Fall, mit dem ich mich zu beschäftigen hatte, war der eines jungen Kameraden, dem ich zu helfen versucht hatte. Er sprang schließlich aus dem dritten Stock und war tot. Wir hatten den Befehl, zu erzählen, daß er betrunken gewesen sei und nicht gewußt hätte, was er tat. Doch ich wußte es besser. Ich kannte ihn gut genug, um zu wissen, daß es einwandfrei Selbstmord gewesen war. Doch wie die anderen mußte auch ich gehorchen.

Manchmal gelang es mir, durch meine Position als Führer der kommunistischen Jugendliga für Kadetten einzutreten, obwohl die





Marineschiff im Hafen von Petropawlowsk. Teilansicht der Stadt, vom Hafen aus gesehen.



Kommandeur der Marine-Akademie in Petropawlowsk (Mitte), Viktor Jelisajew.

Autoritäten der Akademie entschlossen waren, ihn vom Studium auszuschließen.

In solchen Fällen legte ich es ihnen sehr nahe, dem Jungen noch einmal eine Chance zu geben und versprach, mich persönlich darum zu kümmern, daß er gründlicher Lenins Lehren studieren würde und wir so aus ihm noch einen guten kommunistischen Offizier machen könnten. „Geben Sie ihm doch bitte noch einmal die Möglichkeit“, war mein dringender Appell.

„Na, gut, Kourdakov“, erhielt ich oftmals zur Antwort. „Wir geben dir drei Monate Zeit, ihn hinzukriegen.“ In den meisten Fällen gelang es mir auch.

Ich mußte direkt dem lokalen Komitee der kommunistischen Partei in Petropawlowsk Bericht erstatten. Meine Pflichten dort brachten mich wiederum direkt in Kontakt mit den Parteiführern in Moskau. Von ihnen erhielt ich meine Richtlinien, Übungsanweisungen, Lektionen und Kopien von Vorträgen, die ich vor den anderen Kadetten halten mußte. Ich wurde mit vielen der höchsten kommunistischen Offiziere der Provinz Kamtschatka bekannt und auch dem lokalen *Gorkom* der Stadt Petropawlowsk, dem hiesigen Hauptbüro der kommunistischen Partei. Durch diese Verbindungen war mir die Möglichkeit gegeben, einen Blick in die innere Arbeit der Partei zu werfen.

Zu meinen angenehmen Pflichten gehörte es, unterhaltsame und kulturelle Ereignisse für die Akademie zu organisieren. Diese fielen unter die Rubrik „Politische Entwicklung“. Für die kulturellen Veranstaltungen luden wir oft Künstler aus Moskau ein, die immer begeistert aufgenommen wurden.

Weniger Anklang fanden dagegen die einfachen Vortragsversammlungen. Ich mußte jedoch eine gute Audienz für diese hohen Parteifunktionäre von Moskau vorweisen können oder sonst . . . ! Und viele dieser Dozenten schauten regelmäßig bei uns vorbei.

Während dieser Zeit, von September 1968 bis Mai 1969, wurde ich mehrmals vom *Gorkom* gebeten, in die örtlichen Schulen und Universitäten zu gehen und dort Vorträge über den Kommunismus und weltpolitische Ereignisse zu halten. Ich sprach über die amerikanische Einmischung in Vietnam, die Gefahren des Imperialismus, die Bedeutung der Militärmacht der Sowjetunion, den Leninismus, Marxismus und über andere politische Themen. Ich bemühte mich, mitreißend zu sprechen und wurde bald ein beliebter Redner mit gut besuchten Vorlesungen.

Zusätzlich zu diesen Aktivitäten nahm ich an verschiedenen Sportveranstaltungen der Akademie teil: Ringen, Judo, Karate, Lang- und

Kurzstreckenlauf. Ich hatte immer irgend was vor und eigentlich keine Entspannung. Doch ich liebte dieses geschäftige, aktive Leben.

Eines Tages, als ich im *Gorkom* in Petropawlowsk war, legte einer der Parteioffiziere seinen Arm um meine Schulter und sagte: „Kourdakow, ich will dir mal sagen, daß du deine Sache großartig machst. Wir hatten hier mit der Marineakademie weit weniger Schwierigkeiten als mit allen anderen unserer Militärinstitutionen. Du bist wirklich ein großer Organisator. Mach so weiter, Junge!“ Ich strahlte übers ganze Gesicht und wußte vor Freude gar nicht recht, was ich sagen sollte.

Als ich mich abwandte, um das Zimmer zu verlassen, kam der Führer der hiesigen Parteigruppe herein und sagte: „Junger Mann, nur weiter so! Du hast noch eine große Zukunft vor dir! Solche Leute wie dich brauchen wir. Mach nur weiter so, und du wirst es weit bringen.“

Ich ging fast wie auf Wolken zurück zur Akademie. Das war mein Leben. Das waren meine Leute. Die Partei war meine „Familie“. Ich war jetzt Teil von etwas, an das ich glauben konnte, zu dem ich gehörte und für das ich leben konnte. Ich wußte, was Disziplin, Autorität und harte Arbeit waren, und die Partei wußte, wie man so etwas belohnte. Dies war einer meiner stolzesten Augenblicke! Ich fühlte mich in völliger Harmonie mit der Welt.



## EIN AUFTRAG VON DER GEHEIMPOLIZEI

Eines Tages im Mai 1969, ich saß gerade in meinem Büro und arbeitete für die kommunistische Jugendliga, klopfte es an der Tür. „Herin“, rief ich und blickte von meiner Arbeit auf.

Der Mann, der eintrat, war mir fremd. Er wirkte gedrungen, kräftig gebaut, hatte sein dickes schwarzes Haar auf strenge Art glatt zurückgekämmt und trug Zivilkleidung. Er sprach mit einer sonderbaren Staccato-Stimme, die an Maschinengewehrfeuer erinnerte, ein Sprachfehler, der ihn schwer verständlich machte. Ich mußte sehr hinhören, um mitzubekommen, was er sagte. Er stellte sich als Iwan Azarow vor.

Seinen Namen hatte ich schon gehört. Er war Major im KGB, der Geheimpolizei, hier in Kamtschatka! Der KGB ist die Elite-Einheit der sowjetischen Geheimpolizei und operiert mit weitaus größerer Autorität als die uniformierte Polizei. Als ich seinen Namen hörte, verschluckte ich mich beinahe. Was wollte der KGB von mir?

Azarow zog ein paar Unterlagen aus seiner Aktenmappe, und während er sie auf dem Tisch zwischen uns ausbreitete, bemerkte ich verschiedene Papiere, die mit meinem Namen versehen waren.

„Kourdakow“, sagte Azarow, „ich habe deine Beurteilungen zurückverfolgt bis zu der Zeit, als du mit sechs Jahren im Kinderheim Nummer Eins warst. Für einen so jungen Mann wie du hast du schon eine beachtliche Vergangenheit!“

Ich zuckte mit den Schultern, was als Geste der Bescheidenheit gelten sollte.

„Du mußt wissen“, fuhr er fort, „daß wir einige schwerwiegende Probleme in unserem Lande haben, denen wir auf spezielle Art begegnen müssen. Wie du vielleicht weißt, bin ich im Polizeidienst tätig.“ Dann erzählte er mir, daß ein besonderer Polizeitrupp zusammengestellt werden sollte, um als offizieller Zweig der Geheimpolizei in Petropawlowsk zu operieren.

„Dieser besondere Aktionstrupp wird Aufgaben erhalten, mit denen die reguläre Polizei sich aus verschiedenen Gründen nicht abgeben kann“, erklärte er. „Ähnliche spezielle Aktionstrupps werden jetzt überall in der Sowjetunion ins Leben gerufen. Wir haben Anweisung vom Parteihauptquartier in Moskau bekommen, auch hier einen zu-

sammenzustellen.“ Er schwieg einen Moment, dann fuhr er fort: „Wir haben uns nach einem Mann umgesehen, der die Führung dieser Spezialtruppe hier übernehmen könnte.“

„So“, dachte ich, „das ist es also!“ Ich versuchte, alle möglichen Gründe vorzubringen, weshalb ich dieses großzügige Angebot nicht annehmen könnte. Ich hatte doch wirklich schon so alle Hände voll zu tun. Doch Azarow fuhr in seiner schnellen, stoßweisen Redeart bereits wieder fort: „Ich weiß nicht, ob du dich daran erinnerst“, sagte er, „aber ich war bei einer Versammlung deiner Schule, bei der du gesprochen hast, anwesend.“ Ich erinnerte mich nicht. „Du hast eine mitreißende Rede gehalten, junger Mann, eine der besten, die ich jemals an junge Leute adressiert gehört habe. Die Schüler hingen ja geradezu an deinen Lippen.“ Dann kam er zur Sache. „Wir suchen Führerqualitäten wie diese, Kourdakov. Der Mann unserer Wahl muß in der Lage sein, seine Leute zu rekrutieren und einzuarbeiten, sie zu organisieren und ihre Aktivitäten zu dirigieren. Ich habe deine Akte eingehend studiert“, fügte er hinzu, wobei er beim Sprechen zur Untermauerung mit dem Finger auf den Tisch klopfte. „Wir glauben, du könntest der richtige Mann sein, um unsere neue Polizeisondereinheit zu organisieren und zu leiten.“

Er konnte mir selbstverständlich befehlen, diese Aufgabe zu übernehmen, aber ich suchte immer noch nach Gründen, um *nein* sagen zu können. Als ich einen Ansatz machte, um meine Einwände vorzubringen, begann er wieder zu sprechen. Ich sah, daß er es nicht gewohnt war, unterbrochen zu werden. „Es versteht sich natürlich, daß du für diese Sonderarbeit auch einen Sonderlohn erhalten würdest, aus speziellen Fonds, die von Moskau für diesen Zweck eingerichtet wurden — fünfundzwanzig Rubel per Auftrag.“

Ich traute meinen Ohren nicht! Hatte ich richtig gehört? Schließlich sprach er wie ein Maschinengewehr. Sicher hatte ich ihn mißverstanden. „Würden Sie bitte noch einmal den letzten Satz wiederholen?“ fragte ich.

Er lächelte und sagte: „Ich weiß, was du denkst; aber du hast richtig gehört. Dies ist eine spezielle Polizeitruppe, die für ihre Arbeiten aus besonderen Fonds bezahlt wird. Es stimmt, du erhältst pro Auftrag fünfundzwanzig Rubel.“

Als Kadett der Marineakademie bekam ich sieben Rubel pro *Monat*. Und jetzt sollte ich fünfundzwanzig Rubel „pro Auftrag“ haben! Selbst als Offizier in der Marine nach abgeschlossener Ausbildung konnte ich höchstens siebzig Rubel pro Monat verdienen. Bei nur drei „Operationen“ mit einem solchen Polizeiteam würde ich zu mehr Geld kommen als bei einem ganzen Monatsgehalt durch die

Marine! Azarow gewährte ein momentanes Flackern in meinen Augen.

„Du nimmst diesen Posten also an?“ fragte er.

„Ja, natürlich“, sagte ich. „Aber warum gerade ich?“

„Aus drei einfachen Gründen. Erstens bist du als Offiziersanwärter in einer Militärschule, so daß deine Zeit bereits dem Staat gehört. Du brauchst also deinen Beruf nicht aufzugeben. Es ist eine ganz einfache Sache. Ich verhandle mit deinem befehlshabenden Offizier und befreie dich für deine Polizeiarbeit. Zweitens kann ich deine Rede über den Kommunismus und die weltpolitischen Ereignisse an der Universität nicht vergessen. Du zeigtest dabei Führungsfähigkeiten, die für diese Stellung unerlässlich sind. Drittens, und das ist der Hauptgrund, du verfügst über die Kontakte, um die richtigen Leute für dieses Team auszusuchen.“

Im letzten Punkt mußte ich ihm zustimmen. Als Führer der kommunistischen Jugendliga unterhielt ich freundschaftliche Beziehungen zu fast allen Parteisekretären unter mir. Diese wiederum kannten alle Marinekadetten auf dem Flottenstützpunkt. Ich brauchte also nur zu ihnen zu sagen: „Gib mir drei deiner härtesten Leute“, und sie würden es tun. Ich besaß die Kontakte und auch die Autorität, die besten Leute unter den 1200 Offiziersanwärtern auf dem Flottenstützpunkt auszuwählen.

„Wieviele Männer wollen Sie haben?“ fragte ich Azarow.

„Wenigstens zwanzig“, erwiderte er. „Sie werden nicht immer alle zur gleichen Zeit gebraucht werden, aber wir möchten wenigstens zwanzig Mann zusammen haben, auf die wir zurückgreifen können, für den Fall, daß dieser oder jener mal nicht abkommen kann.“ Meine Gedanken begannen bereits zu arbeiten, auf wen meine Wahl fallen sollte.

„Such dir die Leute aus, Kourdakov, und stell sie mir vor, nicht später als in zehn Tagen. Ich möchte jeden einzelnen kennenlernen und euch dann dem Mann übergeben, der eure Operationen im einzelnen dirigieren wird.“

„In Ordnung“, erwiderte ich. Der Major erhob sich und ging hinaus.

*Ich bin ja schließlich nicht von gestern*, dachte ich. Ich wußte, was er vorhatte. Wir sollten uns sicher Trunkenbolde, Mörder, Schlägertypen und andere Gesetzesbrecher vornehmen, mit denen sich die reguläre Polizei nicht abgeben konnte. Es gab hier in der Hafenstadt Petropawlowsk allerhand dunkle Elemente, unter denen man wohl aufräumen wollte. Ich brauchte also einige rauhe, furchtlose, rauflustige Kerle, die stark und geschickt genug waren, zwei sich streitende Parteien auseinanderzubringen.

Ich war sicher, daß ich selbst gut da hineinpaßte. Schon jahrelang hatte ich mit Disziplin und Ausdauer Körpererertüchtigung betrieben, hatte gerungen und war erst kürzlich Judo-Champion der Provinz Kamtschatka geworden. Ich mußte also noch zwanzig weitere Jungen wie mich herausfinden. Zuerst dachte ich an meine Sportsfreunde. Schon als ich in meinem Quartier angekommen war, hatte ich mich für einige von ihnen entschieden. Es waren alles Männer, die ich durch unser Jugendliga-Sportprogramm kennengelernt hatte – Championboxer, Judoexperten und andere gute Athleten. Als erstes entschied ich mich für Viktor Metwejew, einen sehr starken Mann, 2 m groß und 2 Zentner schwer. Obwohl er die Statur eines Bären hatte, war er doch erstaunlich flink auf den Füßen. Und trotz eines warmen, freundlichen Gesichtes war sein Herz kalt wie Stein. Er war ein enger Freund von mir und einer meiner Abgeordneten innerhalb der Liga. Ihm unterstanden 200 Kadetten in der Funkabteilung. Er war einer der besten Hockeyspieler in unserem Team. Das einzige Mal, daß wir Schwierigkeiten miteinander hatten, war bei sportlichen Wettbewerben. Anfangs war es immer nur ein freundschaftlicher Judo- oder Ringkampf, manchmal aber ging es darüber hinaus und wurde eine ernsthafte Sache, bei der wir beide die Beherrschung verloren.

Innerhalb seines eigenen Freundeskreises oder seiner Mitarbeiter war Viktor ein netter Mensch. Wenn er jedoch in einen Kampf geriet, war er wie besessen, als wenn animalische Instinkte von ihm Besitz ergriffen hätten. In diesen Augenblicken konnte er den anderen wirklich gefährlich werden, was er auch später bei den Polizeieinsätzen beweisen sollte.

Viktor hing zum Scheitern verurteilten Ambitionen nach. Er wäre gern Pilot geworden, schaffte jedoch nie die Prüfung und verlor darüber zwei Jahre Zeit. Obwohl er zwei Jahre älter war als ich, war er eine Rangstufe unter mir. Es war eine Art Minderwertigkeitsgefühl, das ihn so reizbar machte.

Im Judo allerdings erreichte er sein Ziel und wurde Champion von ganz Ostrußland.

Als nächstes fiel meine Wahl auf Anatoly Litowtschenko, einen Playboy in Petropawlowsk, groß, stark und gutaussehend, mit einem charmanten, freundlichen Wesen. Sein verhältnismäßig langes schwarzes Haar, sein dunkler Schnurrbart und seine großen, schwarzen Augen gaben ihm das Aussehen eines „feurigen Liebhabers“. Doch obwohl er wie ein Frauenliebling aussah, wagten doch nur seine engsten Freunde, ihn so zu nennen, und das auch nur im Spaß. Anatoly war ein hochtrainierter, erstklassiger Boxer, der damit in der Sowjetunion an dritter Stelle stand. Man war übereinstimmend der Meinung,

daß er es zum Champion der Sowjetunion gebracht hätte, wenn er nicht bei einem der Kämpfe eine komplizierte Schulterverletzung erlitten hätte. Bis zu diesem Zeitpunkt galt er noch als Kamtschatkas Hoffnung für die Olympischen Spiele. Solche Klasse war Viktor.

Der nächste Mann meiner Wahl war Alexander Guljajew, nervös und spannungsgeladen, mit einem explosiven Temperament, das ihn später das Leben kosten sollte.

Alex war kein Sportler, aber groß, stark und gewalttätig. Er reagierte impulsiv, ohne vorher nachzudenken. Er kam aus meiner Heimatstadt in Nowosibirsk, und wir waren gute Freunde geworden. Wahrscheinlich war er der entschlossenste von all meinen Leuten. Wenn er sich einmal etwas in den Kopf gesetzt hatte, so war es so gut wie ein Ding der Unmöglichkeit, ihn davon abzuhalten. Er hatte ein rundes, flaches Gesicht und eine Nase, die der von Viktor zum Verwechseln ähnlich sah. Wir nannten daher Viktor und Alex „die Brüder Nase“.

Wladimir Selenow zählte zu den etwas kleineren Männern, die ich für unser Team auswählte. Er war zwar nicht groß, aber ein enorm guter Boxer und recht stark. Er war ein unbeschwerter Bursche, für den das Leben nur aus Vergnügen zu bestehen schien. Er war nicht bei der Marineakademie, weil es einem Berufswunsch entsprach, sondern einfach, weil er die Armee vermeiden wollte. Eigentlich wollte er weder dies noch das, aber er kam zu dem Schluß, daß die Marine immer noch das kleinere von allen Übeln war. „Die ganze Marschiererei!“ pflegte er zu sagen, „ganz gleich, was es ist, es ist jedenfalls besser als das!“

Einmal bei der Marine, versuchte er jedoch alles, um wieder herauszukommen. Einige der Kadetten schnitten sich ernstlich in die Finger oder Sehnen, versuchten sich mit Tuberkulose zu infizieren oder auch eine andere gefährliche Krankheit, um aus dem Dienst entlassen zu werden. Wladimir unternahm zwar niemals etwas Derartiges, aber er sprach oft über einen Plan, wie er hier herauskommen könnte — sich ein Bein zu brechen, einen Finger abzuschneiden, einen Herzanfall zu inszenieren oder was ihm sonst noch in den Sinn kam. Er ging allerdings niemals über solche drohenden Redensarten hinaus.

Das einzige, was er ernsthaft betrieb, war Boxen. Er war der Champion im Mittelgewicht in der Provinz Kamtschatka.

Das größte Mitglied unserer Attackiergruppe war Juri Berestnikow. Seine Mutter war Direktorin an der staatlichen Schule Nummer Vierzehn in Petropawlowsk und hatte viele Freunde in der kommunistischen Partei. Juri war außergewöhnlich stark und liebte den Kampf über alles, besonders in Autobussen. Oft unternahm er eine

Busfahrt, nicht, um irgendwo hinzukommen sondern um einen Streit, dem eine Schlägerei folgt, vom Zaun zu brechen. Unsere Busse waren gewöhnlich überfüllt, oft mit Militärpersonal.

Einmal im Bus, konnte Juri immer damit rechnen, daß ihn jemand aus Versehen anstieß, wenn der Bus mit einem Ruck anfuhr. Das war für ihn Grund genug, um seinem „Widersacher“ einen kräftigen Schlag zu versetzen. Manchmal beteiligten sich alle jüngeren Fahrgäste daran, und Juri hatte bald eine regelrechte Schlacht im Gange. Einmal schaffte er es, daß alle Zivilisten gegen das Militär kämpften. Es war ein wildes Getümmel. Der Busfahrer schaute sich den lärmenden Haufen an und fuhr dann mit seiner Ladung voll kämpfender Passagiere geradewegs zur Polizeiwache.

Das war Juri. Er lebte für den Kampf. Und trotzdem mußte man ihn gernhaben. Er hatte eine gute Ausbildung gehabt, war klug, witzig und tat immer irgend etwas Verrücktes.

Ich war sicher, daß er der unmilitärischste Bursche war, der sich je in der Akademie einschreiben ließ. Ich glaube, er schaffte es nur durch die Beziehungen seiner in guter Stellung befindlichen Eltern. Wenn er in einer Unterrichtsstunde aufgerufen wurde, ging er zur Tafel, um die Frage des Lehrers zu beantworten. Dort stand er dann in strammer militärischer Haltung und gab mit ernstestem Gesicht die falsche Antwort. Gab ihm der unterrichtende Offizier dann zu verstehen, daß seine Antwort alles andere als richtig war, konnte er seinen Kopf in nachgemachter Scham hängenlassen und einen höchst unmilitärischen Schrei ausstoßen, der die ganze Klasse in brüllendes Gelächter versetzte. Einmal strich er doch einem glatzköpfigen älteren Offizier über den Kopf und sagte: „Auf einem guten Dach wächst nun mal kein Gras.“

Natürlich wurde Juri oft wegen seines undisziplinierten Benehmens zur Rede gestellt, aber das schien ihm nicht das geringste auszumachen. Sein Lebensinhalt bestand darin, die Leute um ihn herum entweder zum Lachen oder zum Kämpfen zu bringen und das möglichst mit ihm mittendrin.

Schließlich entschieden seine Vorgesetzten trotz des Einflusses seiner Eltern, daß er einfach nicht das Zeug zu einem Offizier habe, und er wurde ein einfacher Seemann. Doch während er zu meiner Aktionseinheit gehörte, erwies er sich als einer der robustesten, zuverlässigsten und angsteinflößendsten Leute, wenn er tätlich in eine Auseinandersetzung verwickelt war.

Ein weiterer Hauptvertreter unserer Gruppe war Sergei Kanonenko, ein Ukrainer, einer meiner Assistenten in der Jugendliga. Er war

zäh, zuverlässig, brutal, kalt, mit fast keinem Anzeichen einer Gefühlsregung und sehr wirkungsvoll. Er gehörte ebenfalls zu unserem Ringerteam, ein kräftiger Mann von ungefähr zwei Zentnern. Er liebte es, bei Schlägereien sein Messer zu zücken. Ich würde auf ihn aufpassen müssen, damit er es nicht unnötigerweise benutzte.

Es gab noch andere Freunde, wie Wladimir Litowka und Viktor Lasarow, alles starke und kraftstrotzende Athleten und große Kerle. Sie und ich würden den Kern meiner Polizeitruppe ausmachen. Um die übrigen Positionen zu besetzen, forderte ich meine Abgeordneten in der Jugendliga auf, mir die Namen der stärksten und hartnäckigsten Männer zu geben, Männer, geübt im Boxen, Ringen oder Judo. Ich glaube nicht, daß man in ganz Rußland eine härtere Gruppe zusammenstellen konnte. Azarow hatte die besten verlangt, und die sollte er auch bekommen.

Nachdem ich meine Liste abgeschlossen hatte, suchte ich jeden einzeln auf. Fast überall begegneten mir Ausflüchte und Entschuldigungen. „Sergei“, sagten einige, „ich bin zu beschäftigt. Ich bin jetzt schon viel zu sehr ausgelastet.“ So ging es, bis ich das Geld erwähnte, das sie dafür bekommen sollten. Danach brauchte ich nichts mehr zu sagen. Jetzt redeten sie. „Sergei“, hieß es jetzt, „wann fangen wir an?“ Fünfundzwanzig Rubeln für die Arbeit von ein paar Stunden konnte keiner von uns widerstehen. Nur Juri hätte sicherlich schon allein der Rauferei wegen zugestimmt!

Bald hatte ich eine Gruppe von einundzwanzig Mann zusammen und rief sie alle zu mir. Noch nie hatte ich so viele große, hart aussehende Männer in einem Raum versammelt gesehen. Als wir alle zusammen waren, genehmigten wir uns einen guten Schluck, ehrlich gesagt, mehrere. Ich sagte ihnen, daß sie sich am nächsten Tag alle bei Iwan Azarow im Hauptquartier der Kommunistischen Partei in Petrowpawlowsk melden sollten.

Zur festgesetzten Zeit erschienen wir also alle im Büro von Azarow. Wir waren bereits alle versammelt, als Azarow eintrat. Er sah sich meine Leute an und sagte: „Gut, Kourdakow, ich sehe, du hast mich beim Wort genommen, als ich dir empfahl, eine sorgfältige Auswahl zu treffen.“ Während er jeden einzelnen überprüfte, konnte ich sehen, daß er beeindruckt war. Azarow ging völlig unter in der Gruppe der großen, muskulösen Kerle, doch mit seiner ihm eigenen Autorität befahl er uns, Platz zu nehmen und gab ein paar einleitende Erklärungen, warum er eine solche Gruppe gewünscht hatte.

„Ich habe Kourdakow gebeten, euch aus einem bestimmten Grunde hierherzubringen. Im ganzen Land haben wir Probleme mit Feinden

unseres Volkes. Um sie unschädlich zu machen, bilden wir spezielle Operationsteams, die eng mit der Polizei zusammenarbeiten.

Technisch gesehen arbeitet ihr hier für die Polizei in Petropawlowsk. Hinter den Kulissen aber werdet ihr von meinem Büro im Hauptquartier der Partei hier dirigiert werden. Ihr werdet eine Sondereinheit darstellen, organisiert auf Grund direkter Befehle von Moskau, um diese speziellen Volksfeinde auszurotten. Ihr werdet also *nicht* zu gewöhnlicher Polizeiarbeit herangezogen werden. Irgendwelche Fragen?“

Es kamen keine. So fuhr er fort: „Nach dieser kurzen Einweisung werdet ihr als nächstes euren Polizeichef kennenlernen, dem ihr direkt in euren Einsätzen unterstellt seid. Ich selbst werde letzten Endes für eure Aktionen verantwortlich sein und mich daher ständig auf dem laufenden halten. Ich weiß, die meisten von euch sind wie Kourdakow von der Marineakademie. Ich werde daher eure befehls-habenden Offiziere davon unterrichten, daß ihr für außerdienstliche polizeiliche Zwecke eingesetzt werdet. So sind wir sicher, daß ihr die erforderlichen Pässe erhaltet, den Militärstützpunkt zu jeder Zeit verlassen zu können. Es ist natürlich selbstverständlich, daß eure Hauptverpflichtung der Akademie gegenüber besteht, wo ihr immerhin Offiziersanwärter seid. Doch eure Verpflichtung und Verantwortung der Polizei gegenüber, als Teil dieser Sondereinheit, kommt gleich danach. Irgendwelche Fragen?“

Es gab immer noch keine. „Wir werden euch zunächst ein paar vorbereitende Aufträge geben; in Kürze werde ich euch für weitere Anweisungen wieder in meinem Büro sehen. Jetzt werde ich euch eurem Polizeichef vorstellen, der euch die direkten Befehle erteilen wird.“

Kurz zuvor war ein Mann in einfacher Kleidung eingetreten und hatte sich etwas abseits niedergelassen. Ein Blick genügte, um zu sehen, daß er zum Militär oder zur Polizei gehörte und daß er sich in Zivilkleidung fehl am Platze fühlte. Seinen Mantel hatte er, obwohl er nicht dazu bestimmt war, bis zum Hals zugeknöpft, und er trug ihn, als wenn er sich in einer Zwangsjacke wohler gefühlt hätte. Jetzt sagte Azarow: „Ich möchte euch Polizeihauptmann Dimitri Nikiforow vorstellen.“

Nikiforow stand auf und begleitete Azarows Vorstellung mit einem linkischen Dankeschön und ein paar gestammelten Begrüßungsworten an uns. Anfangs war ich keineswegs beeindruckt, doch ich wußte, daß äußere Erscheinungen oftmals irreführend sind. Er war klein, gedrungen, mit mittelblondem Haar und kalten, stahlblauen Augen. Obwohl er nicht groß war, war doch fast alles an ihm von besonderer Größe — eine große, knollige, rote Nase, ein überdurchschnittlich



großer Mund, starke Knochen, doch keine Muskeln. Aufgedunsene dunkle Ränder unter seinen Augen gaben seinem Gesicht einen müden Ausdruck. Er machte den Eindruck, daß er sich nicht so ohne weiteres zum Narren halten ließ, und ich war sicher, daß es gefährlich war, ihn jemals zu unterschätzen.

Nikiforow war als junger Mann im Jahr 1947 nach Kamtschatka gekommen. 1953 wurde er zum Polizeichef von Petropawlowsk befördert, wo er einen Mann ablöste, der im betrunkenen Zustand aus dem Fenster der Polizeiwache mehrere Passanten mit einem Gewehr niedergeschossen hatte, bevor er selbst überwältigt und erschossen wurde.

Ich sollte bald erfahren, daß Nikiforow keine großartige Verbesserung gegenüber seinem schießwütigen Vorgänger war. Auch er war in solchem Maße von einer Art Aktionshunger erfüllt, daß er oft seine eigentlichen Pflichten vernachlässigte, um bei einer Razzia dabei zusein. Nikiforow hatte niemals geheiratet, lebte aber mit einer Prostituierten zusammen in einer Wohnung, die mit Ausnahme der absolut notwendigen Einrichtungsstücke, wie Kühlschrank, Bett, Stühle und Tisch, jeglicher Möblierung und Wohnlichkeit entbehrte. Sein ganzes Leben gehörte der Polizei und dem Staat. Sein Heim bedeutete ihm nichts. Wir gaben ihm den Spitznamen „Eisberg-Niki“.

Er besaß gute Kontakte in Polizeikreisen und hatte enge Verbindungen zu kommunistischen Parteiführern in Kamtschatka. Während ich ihn mir so betrachtete, dachte ich: Schrecklich, sich vorzustellen, wenn der hinter mir her wäre!

Nach seinen linkischen Begrüßungsworten begann Nikiforow langsam und bedächtig zu sprechen, wobei er jedes Wort betonte. „Ihr Männer“, sagte er, „seid ausgesucht worden, um eine Sondereinheit der Polizei zu bilden. Als solche werdet ihr direkt unter meinem Kommando stehen und meinen Anweisungen folgen. Ich, gemeinsam mit Genosse Azarow, werde für eure Ausbildung und eure Einsätze verantwortlich sein. In unserem Lande haben wir immer größer werdende Probleme mit Feinden des Volkes. Sie operieren im geheimen und versuchen, die Autorität unserer Regierung zu untergraben. Unsere Aufgabe ist es, diese Feinde aufzuspüren und unschädlich zu machen.“

„Zunächst einmal werdet ihr für kurze Zeit einige Routineaufträge erhalten, um euch einzuarbeiten. Danach werden Genosse Azarow und ich euch weitere Anweisungen erteilen. Ihr müßt jederzeit abrufbereit sein und euch jeweils umgehend bei mir im Polizeihauptquartier melden. Ihr werdet Aufträge bekommen, für die die Polizei keine

Zeit hat und auch solche, die nicht wie offizielle Polizeiaktionen aussehen dürfen. Darum werdet ihr auch jederzeit Zivilkleidung tragen. Für die Bevölkerung werdet ihr nur gewöhnliche Mitbürger sein, die aus Überzeugung gegen kriminelle Elemente vorgehen. Habt ihr verstanden?“

Wir nickten zustimmend. Dann fuhr er fort: „Jetzt möchte ich mit eurem Führer allein sprechen. Ihr seid entlassen — alle, außer dir, Kourdakov. Komm hierher zu mir, Genosse.“

Die anderen verließen nacheinander das Zimmer. Nikiforow teilte mir daraufhin mit, daß unsere Arbeit als Polizeisondereinheit sofort beginnen würde. Er befahl mir, mich in drei Tagen wieder mit meinen Leuten im Polizeihauptquartier zu melden.

Als wir uns nach drei Tagen wieder einfanden, sagte uns Genosse Nikiforow, daß wir in den nächsten Wochen erst einmal Routineaufträge bekämen und drei Stunden pro Tag der Polizei zur Verfügung stehen sollten. Schon bald halfen wir der Polizei bei routinemäßigen Festnahmen. Es war nicht ungewöhnlich, daß zwei oder drei Morde pro Woche passierten. Oft gab es Schlägereien zwischen betrunkenen Seeleuten, oder es waren andere Unruheherde zu beseitigen. Unsere Aufgabe bestand darin, durch Gewaltanwendung wieder Ruhe und Ordnung herzustellen.

Bei einer Gelegenheit wurden Viktor, Wladimir, ein paar andere und ich geschickt, um in einer Bar in der Nähe der Hafenanlagen einen Streit zu beenden. Bei solchen Einsätzen benutzten wir einen Polizeiwagen, mit dem wir fast zwanzig Leute transportieren konnten. An diesem Abend, als wir den Streit in der Hafenkneipe beilegen sollten, hatte Nikiforow gesagt: „Macht euch keine Gedanken darüber, wer recht hat und wer unrecht. Beendet die Sache unter allen Umständen, egal, auf welche Weise.“ Für Boxer, Judo-Champions und Ringer war diese Aufforderung das gleiche, als würde man einem Tiger frisches Fleisch unter die Nase halten. Viktor schlug dann auch vier Kerle fast gleichzeitig zu Boden, daß sie sich nicht mehr rührten. Ich befand mich mitten in der wütenden Menge, als mich zwei Burschen gleichzeitig anfielen. Sie waren beide größer als ich, doch ich konnte mich rasch von ihnen befreien, den einen mit einem Karateschlag ins Genick und den anderen mit einem Judogriff. Es war wirklich ein großartiger Sport!

Wir brauchten ungefähr zwanzig Minuten, um den Kampf zu beenden. Durch die Bar schien ein Tornado gefegt zu sein. Ich sah mich um. Dort standen Viktor, Anatoly und drei weitere meiner Leute und lachten. Und Juri! Er war im siebenten Himmel. Hatte er doch nicht einmal einen Streit vom Zaun brechen müssen. Er war außer sich vor

Freude. Für uns war es ein großartiger Spaß gewesen. Wo bekamen wir sonst schon die Erlaubnis, uns nach Herzenslust zu prügeln und wurden auch noch *bezahlt* dafür?

Nun, der Kampf war zu Ende. Die meisten Männer, die ihn aufgerührt hatten, lagen stöhnend auf dem Boden. Betrunkene Seeleute waren keine besonderen Gegner für eine disziplinierte Kämpfertruppe. Wir nahmen keinen fest. Unser Auftrag hatte diesmal nur gelaftet, den Streit zu beenden. Das hatten wir getan, und so rief ich: „Kommt, Jungs, geh'n wir!“ Wir kletterten alle wieder in den Polizeiwagen und fuhren zum Polizeihauptquartier zurück, wo wir Nikiforow unseren Erfolg berichteten.

„Gut“, sagte er. „Ihr macht eure Arbeit ausgezeichnet.“

Die Zeit verging. Drei- oder viermal pro Woche wurden wir gerufen, um Krawalle zu beenden oder der Polizei bei der Suche nach irgendwelchen Personen zu helfen. Manchmal wurden wir nur zum Polizeihauptquartier gerufen, saßen da und warteten auf einen Abruf, tranken, rauchten und unterhielten uns. Ging das Telefon und jemand berichtete, daß irgendwo ein Streit ausgebrochen war oder ein Mord stattgefunden hatte, so sagte Nikiforow lediglich: „So, Kourdakow, ihr könnt gehen!“

Dann rannten wir hinaus, sprangen in den Polizeiwagen, den Viktor normalerweise steuerte und rasten auf den Tatort zu, mit heulenden Sirenen und flackerndem Rotlicht, ohne Rücksicht auf irgend jemand anderen zu nehmen.

Nach jeder Razzia kassierten wir pro Person unsere fünfundsiebenzig Rubel und steuerten dann eine Bar an, wo wir aßen und tranken, mit den Mädchen tanzten und eine großartige Zeit verbrachten, bevor wir wieder zum Stützpunkt zurückgingen. Wie man es auch nahm, es war für uns eine phantastische Sache. Wir konnten die Akademie zu jeder Zeit verlassen, was den anderen Kadetten untersagt war, und nach unseren Einsätzen konnten wir noch draußen bleiben, solange wir wollten.

Die Arbeit brachte uns mit den schlimmsten Elementen zusammen, und schon bald entwickelten wir ihnen gegenüber eine solche Verachtung, daß wir ihnen alles Menschliche absprachen. Wenn wir die Gelegenheit hatten, einen Mörder zu verprügeln, warum sollten wir ihn nicht zu Brei schlagen? Und Nikiforow lachte darüber und gratulierte uns als „Gesichtsskulptoren“. Schlugen wir nicht hart genug zu, verhöhnte er uns als „die kleinen Sanften“. Wir verstanden ihn. Wehe dem nächsten, der uns in die Quere kam!

Dann rief mich eines Tages Nikiforow an. „Genosse Kourdakow“, sagte er. „Ich möchte, daß du morgen nachmittag um vier Uhr mit

deinen Leuten hier bei mir erscheinst. Azarow kommt ebenfalls. Wir wollen mit euch reden.“

Ich benachrichtigte meine Leute, und wir trafen uns im Polizeihauptquartier. Zuerst sprach Azarow. „Nun, Jungs“, sagte er, „wie ich gehört habe, habt ihr euch gut eingearbeitet. Damit ist jetzt der Zeitpunkt gekommen, wo wir zum eigentlichen Kern eurer Aufgabe kommen könnten, zu der wirklich bedeutenden Arbeit.“ Ich fragte mich, worauf er wohl hinaus wollte. Wir hatten unsere Arbeit jetzt schon seit mehreren Wochen getan. Was war da mehr zu tun?

Er fuhr fort: „Ich wollte, daß ihr erst etwas Erfahrung in dieser Tätigkeit sammelt, bevor ihr wirklich bedeutende Aufträge bekommt. In der Sowjetunion haben wir es mit den verschiedensten Arten von Kriminellen zu tun. Wir haben solche Staatsfeinde, wie Mörder, Trunkenbolde und Prostituierte. Bisher habt ihr mit dieser Sorte zu tun gehabt. Doch das sind längst nicht die gefährlichsten.“

Es gibt Kriminelle, die eine viel größere Gefahr für die Sicherheit unseres Landes und unsere Lebenseinstellung bedeuten. Sie sind insofern gefährlicher, weil sie in aller Stille in unserer Mitte arbeiten, die Säulen unseres Systems untergraben und die Existenz unseres Landes bedrohen. Die Leute, von denen ich spreche, sehen nach außen hin völlig harmlos aus. Aber laßt euch nicht irreführen. Sie versprühen ihr giftiges Gedankengut, bedrohen das Leben unserer Gesellschaft, vergiften unsere Kinder mit falschen Lehren und untergraben die Lehren des Leninismus und Marxismus. Die Leute, von denen ich spreche, sind die *religiozniki*, die religiösen Gläubigen.“

Ich verstand erst nicht, was er sagte. Doch er wiederholte. „Es sind die *religiozniki*.“ Er wollte sichergehen, daß wir alle verstanden hatten, wovon der sprach.

„Es sind die Gläubigen“, fuhr er fort, „die ein Aktionsprogramm organisiert haben, das die großen Fortschritte unserer sowjetischen Bevölkerung zunichte zu machen droht. Sie unterstützen aktiv die Feinde unseres Landes. Sie arbeiten Hand in Hand mit den Imperialisten und versuchen, die Errungenschaften der Kommunistischen Partei in der Sowjetunion zu schmälern oder zu vernichten.“ Jetzt war er in voller Fahrt. Man sah, daß er regelrecht besessen war von einem Gefühl der Verachtung und Wut. „Sie sind so gefährlich, eben weil sie keineswegs gefährlich aussehen. Mörder und Diebe sind offensichtlich. Aber diese Leute sind hinterlistig, niederträchtig und schlau. Bevor man sich versieht, haben sie alles, wofür wir hart gearbeitet haben, unterminiert, die Menschen vergiftet und einen unglaublichen Schaden angerichtet.“

Nun, und deshalb haben wir euch als Sondereinheit der Polizei zusammengestellt — um gegen diese Feinde vorzugehen. Ihr habt jetzt praktische Erfahrungen gesammelt; nun ist es Zeit für eure wirkliche Arbeit. Eure Einheit ist nur eine von vielen, die im ganzen Lande operieren. Es ist höchste Zeit, daß wir diese Staatsfeinde ausrotten.

Wir werden jetzt etwas dagegen unternehmen! Und das ist eure Aufgabe. Die Befehle dazu kommen direkt vom Parteibüro und dem Genossen Breschnew. Ihr werdet aus speziellen Fonds bezahlt, die zur Vernichtung der üblen und verseuchenden Einflüsse der Religion auf das sowjetische Leben eingerichtet worden sind. Nikiforow wird, wie bisher, euer direkter Vorgesetzter bleiben.“

Ich hörte erstaunt zu. Seit ich damals die fast zweitausend Gläubigen in Inskaja in der Nähe von Nowosibirsk gesehen hatte, hatté ich mir meine Gedanken darüber gemacht. Ich wußte natürlich, daß es keinen Gott gab und daß die Religion Opium für das Volk war. Ich wußte auch, daß die Religion keinen Platz im modernen Leben in der Sowjetunion hatte. All das war mir nur zu vertraut, hatte ich doch selbst oft genug in meinen Vorlesungen an den Schulen und Universitäten und in meiner Arbeit als Leiter der Kommunistischen Jugendliga darüber gelehrt. Was mich überraschte, war die Tatsache, daß die Religion und die Gläubigen eine solche Macht darstellten, daß sie eine Bedrohung für unser Land waren, so daß man sie im wahrsten Sinne des Wortes bekämpfen mußte. Natürlich, dachte ich bei mir, sie wachsen und breiten sich aus wie eine Krankheit, an der man sich infiziert hat, bevor man es merkt. So wird es schon seine Richtigkeit haben, wenn sie aus unserer Gesellschaft entfernt werden.

„Seht mal da drüben“, sagte Azarow und deutete auf mehrere Plakate an der Wand, über denen allen das Wort „gesucht“ zu lesen war. Außer den Photos von mehreren Mördern war da das Bild eines Mannes, der wegen „Feindlicher Aktionen gegen das Volk“ gesucht wurde.

„Dieser Mann“, fuhr Azarow fort, „vergiftete Kinder mit dem Narkotikmittel des religiösen Glaubens. Er erteilte heimlich Bibelunterricht. Wenn er gefaßt wird, bekommt er sieben Jahre.“

Ich war froh über das Geld, das ich inzwischen verdient hatte, doch andererseits paßte das Verfahren mit Mördern, Dieben und anderen Kriminellen nicht unbedingt zu meinen Interessen als kommunistischer Aktivist. Doch jetzt, da wir es mit wirklichen Staatsfeinden zu tun bekamen, war es etwas anderes, etwas viel Höheres und Bedeutenderes. Das waren Probleme, die ich oft in meinen Vorlesungen behandelt hatte. Jetzt konnte ich etwas dagegen tun und würde auch

noch dafür bezahlt werden. Das waren wirklich gute Nachrichten für mich.

Im Laufe unserer Unterhaltung fragte unser „Frauenheld“ Anatoly: „Genosse Azarow, Sie sagen, daß diese Leute schlimmer wären als die Mörder, mit denen wir es bisher zu tun hatten. Inwiefern?“

„Genosse Litowtschenko“, sagte Azarow, „Mörder bringen ein paar Menschen um, dann werden sie geschnappt. Doch diese Gläubigen töten die Seele und den Geist unseres sowjetischen Volkes und verbreiten ihren vergiftenden Glauben an Tausende. In den letzten zwei Jahren ist das Problem mit diesen Gläubigen immer stärker geworden. Statt auszusterben oder ihren Kampf gegen unseren Staat aufzugeben, haben sie im stillen weitergearbeitet und es geschafft, viele zu täuschen und für sich zu gewinnen. Wo immer sie können, vergiften sie den Geist unserer sowjetischen Jugend. Jetzt endlich muß unsere Partei eingreifen. Ein besonderer Befehl, die *religiozniki* zu bekämpfen, ist von der Führungsspitze in Moskau erlassen worden. Und ihr seid ein Teil dieses Aktionsprogrammes. Alle Organisationen, die den religiösen Glauben bekämpfen, sind unter der zentralen Parteiführung zusammengefaßt worden, und eine koordinierende Gruppe wurde zusammengestellt, um den Kampf gegen die Gläubigen und ihren Aberglauben zu dirigieren. Unsere besten Köpfe und intelligentesten Professoren studieren die theoretische Seite dieses Problems. Gleichzeitig wurde eine Arbeitsgruppe gegründet, die mit Hilfe von Computern Informationen über die Gläubigen sammelt, so daß wir sie leicht identifizieren und ihnen auf der Spur bleiben können. Ein Teil eurer Arbeit wird darin bestehen, Berichte zu verfassen, Namen und alle Einzelheiten von den Gläubigen anzugeben. Diese Berichte werden nach Moskau geschickt, wo sie in Computern gespeichert werden. Auf diese Art und Weise werden wir diesen hinterlistigen und gefährlichen Gegnern in nicht allzu ferner Zukunft das Handwerk legen können.

Ein weiterer Organisationszweig beschäftigt sich in Moskau mit den Lehren dieser Gläubigen, damit wir sie widerlegen und so auch auf geistiger Ebene besiegen können. Unsere besten Gelehrten studieren zu diesem Zweck ihre Literatur, einschließlich der Bibel. Man könnte es fast eine richtige Bibelschule nennen.“

Als ich das Wort Bibelschule hörte, mußte ich sofort an den kleinen Prediger in Barysewo denken, der sich immer gewünscht hatte, zur Bibelschule gehen zu können. Aber sicherlich meinte Genosse Azarow nicht solche Leute wie ihn. Ich wandte mich wieder seinen Ausführungen zu. Er schien überhaupt kein Ende zu finden.

Als ich mich umschaute, sah ich, daß die anderen genauso fasziniert waren wie ich. Noch nie hatte ich die große Bedrohung erkannt, die von den Gläubigen auf unser Gesellschaftssystem ausging. Doch jetzt wußten wir es. Und jetzt erfuhren wir von einem dynamischen Aktionsprogramm, das extra ins Leben gerufen war, um unser Land zu beschützen. Das bestätigte uns die Vitalität und die Macht unserer Kommunistischen Partei. Hinter all dem standen Männer, die genau wußten, was sie wollten. Sie waren es, die die Kommunistische Partei vorantrieben. Sie saßen nicht ruhig in großen Lehnstühlen und warteten, bis die Feinde von innen das Land zerstört hatten. Wir waren Männer, die Taten liebten, und wir hörten voller Bewunderung, was für umfangreiche Anstrengungen unternommen wurden, um der Lage Herr zu werden. Und wenn man bedachte, daß wir an diesem großen Plan teilnahmen! Ein unbändiger Stolz auf die Kommunistische Partei wallte in mir auf. *Endlich werden wir zurückschlagen*, dachte ich. Unsere Feinde hatten es zu weit getrieben. Wir, das sowjetische Volk, würden es ihnen schon zeigen. Die Kommunistische Partei hat viel Geduld, aber wenn man zu weit geht, weiß sie, was zu tun ist.

Azarow sprach noch von einer anderen Arbeitsgruppe dieser Organisation, deren Spezialität es war, die Grenzen zu „versiegeln“, um so das Hereinbringen von Bibeln und christlicher Literatur aus dem Ausland zu verhindern. Ich hatte noch nie von einem derartigen Unternehmen gehört. Azarow fuhr fort: „Jungs, es liegt in eurer Hand, sämtliche religiöse Literatur zu beschlagnahmen. Wir überprüfen sie und schicken sie dann nach Moskau. Von dort wiederum stellt man Nachforschungen an, aus welchem Land sie kommt und wie sie herübergeschmuggelt worden ist. Wenn wir das wissen, können wir dem auch bald einen Riegel vorschieben.“

„Schlagt den Kopf ab“, sagte Azarow, „und der Körper wird sterben. Wir müssen die Anführer, die Köpfe, hinter diesen geheimen Organisationen der Gläubigen finden. Dann werden die irregeführten Anhänger bald zur Besinnung kommen und wieder auf den rechten Weg gelangen.“

Als Azarow mit seinen Ausführungen zu Ende war, sahen wir in allen Gläubigen elende, intrigierende, hinterlistige Menschen, die sich heimlich in ihren Wohnungen versammelten, um auf den Sturz unserer Regierung hinzuarbeiten und unsere Kinder zu vergiften. Wir waren so empört darüber, daß wir bereit waren, sofort in Aktion zu treten, um ihnen eine Lektion zu erteilen und sie zu erledigen.

Azarows Rede folgten zwei Wochen lang eine Anzahl ähnlicher Vorträge. Wir lernten die Methoden und Techniken, die von den Gläu-

bigen angewandt wurden. Während einer dieser Vortragsstunden fragte ich, warum man nicht den Ausdruck „Religiöse“ oder „Christen“ benutze anstelle von „Gläubigen“.

Azarow erwiderte: „Das ist eine gute Frage, Kourdakov. Ich will es dir sagen. Hat uns nicht schon Genosse Lenin vor langer Zeit gelehrt, daß es nicht die Religion ist, die wir zu fürchten haben sondern der Glaube? Das ist unser größter Feind. Die Religion können wir zerstören und die Kirchen schließen. Seht euch doch um hier in Kamtschatka. Was seht ihr? Kirchen? Natürlich nicht! Wir erlauben sie nicht. Es gibt nicht einen religiösen Platz in Kamtschatka. Die *Kirche* bedeutet keine Gefahr, ebenfalls nicht die *Religion*. Es sind die *Gläubigen* selbst, die die eigentliche Gefahr sind.“

Er schwieg einen Augenblick und schaute sich um, ob seine Worte auch die nötige Wirkung auf seine Zuhörer ausübten. Offensichtlich befriedigt, fuhr er fort: „Genosse Lenin sagt, daß man mit Leichtigkeit die Kirchen schließen und ihre Anführer ins Gefängnis stecken kann, aber es ist sehr schwierig, den persönlichen Glauben aus dem Herzen eines Menschen zu vertreiben, wenn er erst einmal davon verseucht ist. Und darum, Genosse Kourdakov, ist der *Glaube* unser größter Feind, *nicht die Religion*. Und darum nennen wir sie nicht Christen oder Kirchgänger. Wir nennen sie *die Gläubigen*. Sie glauben innerlich, und diesen Glauben aus ihrem Herzen auszurotten ist eine sehr schwierige Aufgabe.“

Das leuchtete mir ein.

Schließlich war unser Kinderheim in Barysewo eine frühere Kirche gewesen. Es war wirklich nicht schwer, Kirchen zu schließen. Das verstand ich jetzt. Unsere Aufgabe war es, den Glauben im Herzen unseres Volkes nicht Wurzel schlagen zu lassen, vor allen Dingen nicht bei unserer Jugend und unseren Kindern.

„Vielen Dank, Genosse Azarow“, sagte ich im Namen meiner Leute. „Das waren für uns sehr aufschlußreiche Stunden. Wir hatten keine Ahnung, welche Bedrohung von diesen unschuldig aussehenden Leuten ausgeht.“





Sergei (im Hintergrund) mit einigen seiner Kameraden von der Marine-Akademie.



In dieser Gruppe befinden sich drei Mitglieder von Kourdakovs Attackergruppe: Außen links: Wladimir Litowko, 3. von links: W. Schorochow. Rechts außen: Y. Lasarew.

## DIE ERSTE RAZZIA: EINE KATASTROPHE!

Ein paar Tage später – ich war gerade mit meinen radiotechnischen Studien beschäftigt, kam eine Stimme durch den Lautsprecher: „Kourdakov, Kourdakov, sofort im Kontrollbüro melden!“ Mein Lehrer nickte, und ich packte meine Bücher zusammen und machte mich auf den Weg.

Der diensthabende Offizier im Kontrollbüro sagte: „Kourdakov, hier ist eine telefonische Nachricht vom Hauptmann Nikiforow. Du sollst dich heute abend um zehn Uhr mit deinen Leuten in der Polizeistation einfinden. Er sagte, du wüßtest schon, weshalb.“

„Ja, ich weiß,“ sagte ich. „Vielen Dank.“ Um zehn Uhr an diesem Abend traf ich mich mit vierzehn meiner Leute, allen, die ich in der kurzen Zeit zusammentrommeln konnte, auf der Polizeiwache.

„Schick deine Leute in den hinteren Raum“, befahl Nikiforow. „Laß sie sich noch etwas entspannen. Es ist noch zu früh.“ Ich schickte also meine Leute in den kleinen Aufenthaltsraum im hinteren Teil der Polizeiwache, während ich an Nikiforows Schreibtisch stehenblieb.

„Hier sind deine Instruktionen“, sagte er. „Wir haben erfahren, daß sich ein paar Gläubige heute abend gegen elf Uhr in einer Wohnung versammeln wollen.“

„Und wo?“ fragte ich.

Auf der riesigen Straßenkarte in seinem Büro zeigte er auf ein Haus im 75. Distrikt, einer Wohngegend auf der anderen Seite der Stadt. Nikiforow fuhr mit seinen Anweisungen fort. „Es werden höchstens zwölf bis fünfzehn Leute dort sein. Das dürfte also keine Schwierigkeit für euch sein.“

„Woher wissen Sie das alles?“ fragte ich verblüfft. Die Versammlung hatte ja schließlich noch nicht angefangen, so daß Nachbarn verdächtige Aktivitäten gemeldet haben könnten.

Ein sardonisches Lächeln erschien auf seinem Gesicht. „Nun, ein kleiner Vogel hat es mir ins Ohr gezwitschert, Kourdakov!“ sagte er. „Du tätest besser daran, nicht zu viel zu fragen.“

Ich wollte ihm eigentlich nur etwas Freundliches sagen und mußte erfahren, wie schwierig Nikiforow manchmal sein konnte. Ich be-

schloß, mich in Zukunft ein bißchen zurückzuhalten. Schließlich wollte ich ja mit ihm auf gutem Fuße stehen.

Inzwischen saßen meine Leute hinten im Aufenthaltsraum herum. „Greift nur zu, Genossen, trinkt und macht es euch gemütlich“, rief Nikiforow hinüber und zeigte auf die Wodkaflasche und die Gläser auf dem Tisch. So etwas ließen wir uns natürlich nicht zweimal sagen, und es dauerte gar nicht lange, bis wir alle leicht angeheitert in lustiger Unterhaltung zusammensaßen.

Als Nikiforow sah, daß der Wodka uns aufgelockert hatte, sagte er: „Ihr solltet gegen elf Uhr hier losfahren. Dann haben die Gläubigen ungefähr eine halbe Stunde Zeit, um mit ihrer Versammlung zu beginnen, und sie werden denken, daß alles in Ordnung sei. Wir wollen vor allem ihre Anführer, die heimlichen Pastoren. Hier sind die Namen der zwei Leute, die ihr herbringen sollt.“

„Jawohl, Genosse“, erwiderte ich. „Und was ist mit den anderen?“

„Die anderen? Ach, schüchtert sie ein bißchen ein. Verabreicht ihnen ein ‚nettes, kleines Andenken‘, woran sich sie erinnern. Aber bringt unter allen Umständen die Anführer hierher“, sagte er hart und deutete auf die Namen auf dem Zettel, den er mir in die Hand drückte.

„Jawohl, Genosse“, erwiderte ich wieder. Im stillen wunderte ich mich etwas, warum er uns all diese Instruktionen gab. Was war diesmal anders? Wenn wir in eine Bar geschickt worden waren, um dort eine Schlägerei zu beenden, war „Niki“ stets offen und direkt. Doch heute abend sah ich, daß er nervös war, und ich fragte mich, warum.

„Paßt auf, daß euch niemand in der Straße sieht“, fuhr er fort. „Eigentlich dürftet ihr keine Schwierigkeiten haben; es ist schon elf Uhr. Doch sollten noch Leute auf der Straße sein, so wartet ein paar Minuten, bis sie außer Sichtweite sind.“

Während einer seiner Einführungsreden hatte Azarow ausdrücklich betont, daß alle Unternehmungen gegen die Gläubigen mit größter Geheimhaltung vonstatten gehen müßten. Unter keinen Umständen durfte die Bevölkerung davon erfahren. Mich verwunderte das sehr und machte mich gleichzeitig ziemlich neugierig, denn wenn wir uns betrunkene Kerle vorzunehmen hatten, die in eine Schlägerei verwickelt waren, pflügten wir einfach lauthals in die Menge, und es hatte keine Probleme gegeben. Ich fragte nach dem Grund, und er erwiderte: „Nun Kourdakov, es könnte vielleicht mancher mißverstehen, was wir tun und warum wir es tun. Die meisten Menschen erkennen die Gefahr nicht, die diese Leute für unsere Gesellschaft bedeuten. Außerdem gibt es überall Feinde unseres Landes, Agenten des Imperialismus, die mit wahrer Genugtuung berichten würden, daß wir

die Gläubigen verfolgen. Daher ist es unbedingt erforderlich, daß ihr alles tut, was in eurer Macht steht, um ohne Zeugen zu arbeiten, vor allem, achtet darauf, daß niemals Photos von eurem Einschreiten gemacht werden. Wir können nicht zulassen, daß Feinde unseres Volkes aller Welt berichten, daß wir die Gläubigen verfolgen und keine religiöse Freiheit gewähren, oder sollten wir das etwa?“ sagte er und lachte. Das war für uns eine durchaus einleuchtende Erklärung.

Ich versicherte Azarow, daß wir warten würden, bis die Straße leer war, bevor wir irgend etwas unternehmen würden. „Gut, Kourdakow“, sagte er. „Geh jetzt zu deinen Leuten, und ich rufe euch, wenn es soweit ist.“

Zurück im Aufenthaltsraum, wo ich mir selbst noch einige Gläser genehmigte, stellte ich fest, daß der Wodka bereits alle in Stimmung versetzt hatte. Die Gespanntheit war gewichen, und Wladimir war gerade dabei, eine Geschichte zu erzählen. Alle lachten. Es dauerte aber nicht mehr lange, bis Nikiforow hereinkam und sagte: „Nun, Kourdakow, es ist elf Uhr, Zeit, euch auf den Weg zu machen.“ Als wir uns vom Tisch erhoben, stieß Alex dagegen, und ein paar Gläser fielen um. Er entschuldigte sich.

An der Tür gab mir Nikiforow noch die letzten Instruktionen. Er sagte: „Kourdakow, ich will, daß ihr eine eingehende Haussuchung vornehmt und euch nach Bibeln und Literatur umseht. Wir wissen, daß diese Leute antisowjetische Literatur haben. Wir brauchen davon so viel wie möglich, damit das *Gorkom* sie nach Moskau schicken kann. Sucht das Haus sorgfältig ab, und bringt alles mit, was ihr finden könnt!“ Ich nickte zustimmend.

Im Innenhof der Polizeiwache, wo die Wagen standen, kletterte Viktor ins Führerhaus. Ich stieg zu ihm, während die anderen es sich hinten, so gut es ging, bequem machten. Heute benutzten wir keine Sirenen. Wir hätten auch sowieso keine gebraucht, denn die Straßen waren kaum noch befahren. Und außerdem wollten wir unser Kommen den Gläubigen nicht schon vorher ankündigen.

Die Stadt war nur im Zentrum erleuchtet, die kleineren Nebenstraßen lagen im Dunkeln. Wir mußten durch einige dunkle Gassen fahren, um das Haus ausfindig zu machen, wo sich die Gläubigen treffen sollten. Schließlich hatten wir die Straße gefunden und fuhren langsam weiter, um die Nummern an den Häusern zu entziffern.

Ich spähte in die Dunkelheit, ob irgendwo noch Fußgänger unterwegs wären. Doch die Straße lag völlig verlassen. Viktor schaute ins Dunkle nach links und ich nach rechts, beide behielten wir die Hausnummern im Auge. Schließlich sagte ich: „Der nächste Block muß es sein, Viktor. Laß uns hier anhalten.“

Er parkte, stellte den Motor ab, und wir stiegen aus. Ich erinnerte die anderen daran, sowenig Geräusch wie möglich zu machen. Wir wollten keinen Lärm verursachen, um auch nicht die geringste Aufmerksamkeit auf uns zu ziehen.

Ich ging voran, während die anderen mir folgten. Es war ein kleines Holzhaus mit einem Holzdach. Es stand fast völlig durch einen hohen Zaun verdeckt und sah wie viele andere Häuser in Petropawlowsk aus. Die Vorhänge waren vorgezogen, doch ein schwacher Lichtschein fiel nach draußen.

Was sollten wir jetzt machen? Ein unsicheres Gefühl beschlich mich. Dies war doch etwas anderes, als eine Schlägerei in einer Bar zu beenden. Dort brauchten wir uns nur unter die wütende Menge zu mischen, Boxhiebe und Judogriffe zu verteilen, und schon bald war der Fall erledigt. Doch hier: Anstelle von Schlägereien, Schreien und Fluchen waren ein paar Leute in einer Wohnung versammelt! Wir konnten sie leise *singen* hören. Wir sahen uns gegenseitig an. Was sollten wir als nächstes machen? Nun, es war wohl meine Sache, den ersten Schritt zu tun, und so ging ich zur Tür und klopfte an. Dann klopfte ich noch einmal etwas lauter.

Wir standen unbeholfen herum und warteten darauf, daß die Tür aufgemacht wurde. Irgendwie kamen wir uns sehr lächerlich vor. Was für ein Anblick! Vierzehn große, stämmige Kerle hintereinander auf dem schmalen Gartenpfad, der zur Tür eines kleinen Hauses führte, nachts, in einer völlig verlassenen Gegend, und der erste in der Reihe klopfte höflich an die Tür!

Bald hörten wir innen Fußstritte, und jemand öffnete die Tür. Ein Mann von mittlerer Statur stand vor uns und fragte höflich: „Ja, was kann ich für Sie tun?“ Er schaute über meine Schulter auf die anderen und verstand. Sein Gesicht wurde niedergeschlagen, doch er bewahrte Haltung und sagte: „Kommen Sie herein.“

Als wir eintraten, schaute ich mich um. Das Haus bestand nur aus einem Raum und war spärlich eingerichtet. In einer Ecke war eine Kochnische. Zwölf oder dreizehn Leute saßen auf der Bettkante und auf Stühlen, die man zusammengestellt hatte. Sie sangen leise einen russischen Choral und fuhren auch fort im Singen — jedoch mit nervösen Seitenblicken — selbst während wir sprachen.

Der Mann, der uns die Türe geöffnet hatte, fragte leise: „Kommen Sie von der Polizei?“

Er wußte es natürlich. Woher sollten wir sonst kommen?

Ich erwiderte, ganz automatisch ebenfalls im Flüsterton: „Ja, wir sind von der Polizei.“ Im stillen dachte ich bei mir, *das ist ja albern!* *Wir sind hergeschickt worden, um dieses Treffen der Gläubigen ab-*



*zubrechen, und hier stehe ich und führe eine Unterhaltung im Flüster-ton, damit ich auch ja den Gesang nicht störe!*

Inzwischen hatten sie wohl erkannt, daß ihre Versammlung zu Ende war. Doch erstaunlicherweise sangen sie noch immer. Wir unterhielten uns, bis das Lied zu Ende war. Dann schwiegen sie und sahen uns an. Das kleine Haus war gepfropft voll mit den Gläubigen und meinen Leuten.

Fast in Abwehr, da ich nicht wenig verlegen war, versuchte ich meine Autorität geltend zu machen: „Was geht hier vor?“ verlangte ich zu wissen.

Der Leiter der Gruppe sagte: „Wir halten einen Gottesdienst.“

„Aber es gibt keinen Gott“, sagte ich.

„Nun, wir glauben, daß es doch einen Gott gibt, und zu seiner Ehre haben wir uns hier versammelt“, erwiderte der Mann, der ge-wiß der heimliche Pastor war.

„Das ist aber nicht erlaubt!“ sagte ich bestimmt.

„Warum nicht?“

„Weil es gegen das Gesetz verstößt. Und wir haben den Befehl, die Sache zu beenden.“

Noch immer höflich erwiderte der Mann: „Aber wir brechen doch nicht das Gesetz. Selbst Genosse Lenin sagte, daß die Einwohner unseres Landes das Recht und die Freiheit haben, Gott anzubeten.“

Ich wußte wirklich nicht, was ich dazu sagen sollte. Und da er meine Unsicherheit fühlte, blieb er bei diesem Thema: „Genosse Lenin sagte, daß jeder Bürger unseres Landes das volle Recht hat, seinen religiösen Glauben auszuüben oder aber nicht zu glauben, je nachdem, was er für richtig hält.“

„Stimmt das?“ fragte ich.

„Natürlich. Wenn Sie wollen, kann ich Ihnen zeigen, an welcher Stelle Lenin das gesagt hat.“

Auf diese Weise kamen wir nicht von der Stelle. Ich war völlig verwirrt; meine Leute hinter mir waren verlegen, und ich merkte, daß wir in dieser Diskussion den kürzeren ziehen würden. Dann begann der Gläubige eine Stelle aus der Verfassung der Sowjetunion zu zitieren, an der geschrieben steht, daß jeder Bürger das Recht hat, seinen religiösen Glauben auszuüben. „Wir nutzen lediglich die Rechte, Genosse“, sagte er, „die uns der Begründer unseres Landes und der Verfassung der Sowjetunion eingeräumt hat. Tun wir irgend jemand unrecht? Sehen Sie sich um. Wir glauben an Gott und sind in seinem Namen hier zusammengekommen. Das ist alles. Das ist unser Recht, und wir belästigen niemand. Was haben wir getan?“

Ich war in der Klemme, denn ich wußte, daß unsere Verfassung tatsächlich diesen Absatz enthielt, und ich erinnerte mich außerdem, daß auch Lenin irgendwo von der religiösen Freiheit gesprochen hatte. Ich erinnerte mich daran, daß ich in Leningrad Gläubige hatte zur Kirche gehen sehen und wie ich damals gedacht hatte, daß unser Land tatsächlich religiöse Freiheit bot.

Ich protestierte schwach: „Aber Sie brechen die Gesetze unseres Landes. Verstehen Sie das nicht?“

„Bitte erklären Sie mir, wieso“, entgegnete der Anführer.

„Nun, ich weiß lediglich, daß Sie die Gesetze übertreten, und ich habe hier zwei Namen von Leuten, die ich leider bitten muß, mitzukommen.“

Die Gläubigen sahen sich untereinander an und erkannten, daß zwei aus ihrer Mitte mitkommen mußten. Der Mann, mit dem ich gesprochen hatte, war einer von ihnen. Während sich die beiden Männer ihre Mäntel anzogen, um mit zur Polizeiwache zu kommen, gingen die widersprüchlichsten Gedanken durch meinen Kopf. Schließlich waren unsere beiden Gefangenen fertig. Ruhig schüttelten sie den anderen die Hand, sagten etwas ähnliches wie „betet für uns“ und kamen dann mit uns zur Türe hinaus. Beim Hinausgehen hörten wir, daß die Zurückbleibenden zu beten angingen.

Noch im Polizeiwagen, während wir über die unebenen, dunklen Straßen von Petropawlowsk holperten, war ich völlig verwirrt. Ich wollte mich lieber in die schlimmste Schlägerei mit zwanzig Messerhelden stürzen, als noch einmal so etwas erleben zu müssen! Das hatte mir wirklich keinen Spaß gemacht.

Wir stellten den Wagen hinter dem Polizeigebäude ab und stiegen aus. Niki stand bereits wartend in der Tür, ein breites Lächeln im Gesicht. Doch das Lächeln verschwand in der Minute, als wir zur Tür hineinkamen. Er warf einen Blick auf uns und auf die beiden Männer, die wir festgenommen hatten und wurde fuchsteufelswild. Er wandte sich an einen seiner Untergebenen und schnauzte ihn an: „Nimm diese Gefangenen hier mit, und sperr sie ein!“ Sofort wurden sie abgeführt. Dann wandte sich Nikiforow an uns. „Was für eine schafsköpfige Gesellschaft!“ schnauzte er uns an. „Vierzehn erwachsene Männer kommen von einer Razzia zurück und haben nichts weiter vorzuzeigen als zwei kleine, ältere Herren, die bei ihrer Festnahme nicht einmal Widerstand leisteten.“

Nikiforow hatte nicht lange gebraucht, um die Situation zu durchschauen. „Nun, meine lieben Kinderlein“, sagte er sarkastisch, „es sieht ganz so aus, als wenn ihr auf einem netten, kleinen Picknick wart.“ Dann ließ er plötzlich seinen Sarkasmus fallen und brüllte:



„Was denkt ihr Babys denn, weswegen ich euch dort hingeschickt habe?“ Er hielt uns eine Standpauke, die wir nicht so schnell vergessen sollten, während er wütend im Zimmer auf- und niederraste.

„Aber Genosse Nikiforow“, protestierte ich, „diese Leute haben keinerlei Widerstand geleistet. Es war überhaupt nicht mit unseren sonstigen Aktionen zu vergleichen. Das sind einfach andere Leute. Wir müssen manchmal eben verschiedene Techniken anwenden!“

„Verschiedene Techniken!“ brüllte er. „Andere Leute! Ich werde dir sagen, was das für Leute sind! Das sind ganz gemeine, hinterlistige Staatsverräter! Ich schicke euch fort, um sie gefangenzunehmen und unser Land vor ihnen zu schützen, und die bekehren euch um ein Haar!“ Allein die Tatsache, daß wir sie für harmlos hielten und Argumente für ihre Rechte hätten, sei schon der Beweis dafür, sagte er, wie hinterlistig und verderblich und schlau sie wären. Könnten wir das nicht begreifen? Er warf sich offensichtlich völlig erschöpft von seinem Ausbruch in einen Sessel.

Nach einem kurzen Augenblick schienen seine Kräfte wiederzukehren. Er sprang auf und setzte seine Predigt fort. „Kann ich es euch jemals in eure verblendeten Gehirne eintrichtern, daß das unsere schlimmsten Feinde sind? Sie sind die gefährlichsten Kriminellen unter uns. Sie sind wie Schlangen. Sie halten sich im Verborgenen auf, bis sie zum Schlag ausholen können, und dann ist es gewöhnlich zu spät! Mir sind hundert Mörder lieber, die frei herumlaufen, als ein Dutzend dieser Volksverdummer! Die Mörder können wir jederzeit festnehmen. Aber diese Leute — bei ihnen weiß man nie, was sie als nächstes vorhaben. Sie verbreiten ihre tödliche Propaganda überall und arbeiten beständig hinter unserem Rücken. Und ihr“, rief er aufgebracht, „ihr habt auch noch Verständnis für sie!“ Er wütete ununterbrochen weiter.

„Das sind die Blutsauger des russischen Volkes“, schrie er. „Wir müssen diese Elemente vernichten, ausrotten. Sympathisiert ihr jetzt immer noch mit ihnen?“

Inzwischen hatten wir begonnen, die ganze Sache in einem anderen Licht zu sehen. Die Schüchternheit, die meine Leute vorhin an den Tag gelegt hatten, hatte einer großen Wut Platz gemacht, weil sie von den Gläubigen so hereingelegt worden waren. Niemand will hereingelegt werden. Wir murmelten eine gestammelte Entschuldigung, daß wir Nikiforow wohl nicht richtig verstanden hätten.

Immer noch schlechter Stimmung fuhr er fort, uns anzuschmauzen: „Nun, das nächste Mal versteht ihr gefälliger besser! Was bedeutet euch die Partei eigentlich?“

Das traf uns schwer. Ich würde alles, was ich besaß, für die Partei

hergeben. Ich war aufgebracht und ärgerlich — auf mich und auf die Leute, die mich so hereingelegt hatten. Das nächste Mal, das versprach ich mir selbst, würde ich nicht so einfältig sein. *Das nächste Mal, dachte ich, das nächste Mal!*

Nikiforow fand, daß wir dringend noch ein paar normale Polizeieinsätze brauchten. Wenn er uns also die nächsten Male rief, war es wieder wegen Schlägereien oder ähnlicher Vorfälle.

Nikiforow kannte die menschliche Natur. Er war ein Meister der Psychologie, ein Student der menschlichen Gedanken und Verhaltensweise und wandte dieses Wissen geschickt im Umgang mit den Kriminellen an. Und genauso gebrauchte er seine Fertigkeit bei uns. Er wußte genau, wie und womit er uns treffen konnte. Im Laufe der kommenden Wochen ließ er niemals eine Gelegenheit ungenutzt, uns für besonders brutales Vorgehen zu belohnen. Als wir einmal zwei Diebe gefaßt hatten und sie ihm brachten, rief Nikiforow nach einem Blick auf die beiden aus: „Was war denn das für eine Festnahme? Sie sehen ja noch genau so frisch aus wie am Tag ihrer Geburt! Was ist denn los mit euch Babys? Werdet ihr niemals lernen, wie man solche Gesichter behandelt? Nehmt sie mit und zeigt mir, was ihr gelernt habt!“

Wladimir und Anatoly, unsere beiden Boxchampions, nahmen die beiden armen Burschen mit nach draußen. Gleich darauf hörten wir die Schläge und Schreie. Sie benutzten die beiden Diebe als Übungsbälle. Als sie wieder zurückgebracht wurden, waren ihre Gesichter nicht mehr zu erkennen. „Gut, Jungs“, sagte Niki. „Das ist schon besser! Jetzt handelt ihr wie die Männer, für die ich euch gehalten habe!“ Wir tranken Wodka, lachten und verbrachten einen unterhaltsamen Abend.

Das war nur ein Schritt in Nikiforows Brutalisierungsprogramm. Doch ich kann ihm nicht allein die Schuld geben. Wir reagierten mit Enthusiasmus und genossen bald diese Art von gewalttätigem Leben genauso wie er.

Im Mai hatten wir begonnen. Jetzt war es Anfang August. Die meisten Streifzüge hatten wir gegen Gangster und Schläger unternommen. Doch nach und nach streute er immer wieder zwischen die Schlägereien und brutalen Festnahmen einen kleinen Überfall auf Gläubige. Eine Razzia in einer Bar, eine Festnahme von Gläubigen. Schon bald hatten wir gelernt, die Gesichter der Gläubigen genauso zu demolieren wie die Gesichter von betrunkenen, sich prügelnden Seeleuten. Doch immer noch waren unsere Überfälle und Versammlungen von Gläubigen recht unbedeutend, es waren immer kleine Gruppen, die sich in ihren Wohnungen versammelt hatten.

Пролетарии всех стран, соединяйтесь!  
 ВСЕСОЮЗНЫЙ ЛЕНИНСКИЙ КОММУНИСТИЧЕСКИЙ СОЮЗ МОЛОДЕЖИ



КОМСОМОЛЬСКИЙ БИЛЕТ  
 №02941966

Фамилия Курдаков  
 Имя Сергей  
 Отчество Николаевич  
 Год и месяц рождения 1951, март  
 Время вступления в ВЛКСМ 1965, апрель  
Новосибирский райком  
 (наименование организации, выдавшей билет)



Уплата членских взносов  
 1965 год

Месяц	Месячный заработок	Членский взнос	Подпись секретаря
Январь			
Февраль			
Март			
Апрель			
Май			
Июнь			
Июль			
Август			
Сентябрь	<u>42-24001</u>	<u>100р. 11</u>	
Октябрь	<u>42-24002</u>	<u>100р. 11</u>	
Ноябрь	<u>42-24003</u>	<u>100р. 11</u>	
Декабрь	<u>42-24004</u>	<u>100р. 11</u>	

ПРОЛЕТАРИИ ВСЕХ СТРАН, СОЕДИНЯЙТЕСЬ!



ВСЕСОЮЗНЫЙ  
 ЛЕНИНСКИЙ  
 КОММУНИСТИЧЕСКИЙ  
 СОЮЗ МОЛОДЕЖИ

ЦК ВЛКСМ

ALL UNION LENINISTISCHE UND KOMMUNISTISCHE JUGEND LIGA

Komsomol Mitgliedsausweis

Familiennamen: Kourdakov

Vorname: Sergei:

Vaternamen: Nikolajewitsch

Geburtstag, Jahr und Monat: 1. März 1951

Eintrittsdatum in die VLKSM: April 1965

Nowosibirsk Kreiskomitee

Ausstellungsdatum: 8. Februar 1967

## UBERRASCHENDER TOD IN ELISOWO

Eines Freitags im August 1969 rief Nikiforow mich in der Akademie an. Als ich ans Telefon kam, sagte er: „Kourdakov, ich möchte, daß du um fünf Uhr heute nachmittag in meinem Büro bist.“ An der Art, wie er das sagte, merkte ich, daß wir endlich die große Chance bekommen sollten, die Qualität unseres Teams unter Beweis zu stellen und uns für die erste demütigende Begegnung mit diesen verhaßten Gläubigen zu rächen.

Nach dem Unterricht fuhr ich mit dem Bus zur Polizeiwache. Nikiforow wartete in seinem Büro auf mich. Als ich eintrat, stand er gerade vor seiner großen Straßenkarte an der Wand. „Oh, Kourdakov“, sagte er, „komm herein.“ Und dann kam er, wie es seine Art war, gleich zur Sache.

„Kourdakov, ich habe aus sicherer Quelle erfahren, daß die Gläubigen einen geheimen Taufgottesdienst am nächsten Sonntag planen und zwar hier“, und er zeigte auf einen Punkt seiner Karte. Es war das kleine Dorf Elisowo am Rande der Berge, ungefähr 50 km nördlich von Petropawlowsk, in der Nähe des Flusses Avatscha. „Da haben sie sich aber einen schönen Ort ausgesucht“, rief ich aus.

„Ja“, erwiderte er. „Er liegt mitten im Wald, und von ihrem Standpunkt aus gesehen ist es ein idealer Platz.“

Ich stimmte zu. Der Fluß Avatscha entsprang als kleiner Bach hoch oben in den Bergen der Halbinsel und nahm auf seinem Weg ins Tal ständig an Größe zu. Im Ort Elisowo war er ungefähr 65 m breit, aber immer noch sehr seicht. Von dort floß er auf den Pazifischen Ozean zu, wo er schließlich in der Bucht, an der auch Petropawlowsk gelegen war, mündete.

Bereitwillig erzählte Nikiforow alles, was er über diese Gruppe von Gläubigen wußte.

„Es ist nicht das erste Mal, daß sie diesen Platz benutzen“, sagte er. „Sie werden bereits unvorsichtig. Schon einmal haben sie hier eine heimliche Taufe vollzogen. Leider erfuhren wir aber erst davon, als es zu spät war, denn als wir dort ankamen, waren sie bereits wieder fort. Diese Leute sind gewöhnlich ziemlich schlau. Sie treffen sich niemals an einem Ort zweimal. Aber nach den Aussagen unseres Beobachters wollen sie noch einmal dort hingehen, da es solch ein idealer Platz ist.“

Mit unverholener Schadenfreude bemerkte er boshaft: „Wir haben sie das erste Mal verpaßt. Aber diesmal wird uns das nicht passieren!“

Ich war mir bewußt, daß wir ihn hierbei nicht enttäuschen durften. „Wann versammeln sie sich?“ fragte ich.

„Um vier Uhr am Sonntagnachmittag.“

Ich hätte zu gerne gewußt, woher er diese genauen Informationen hatte. Ich vermutete, daß sie nur von Spitzeln unter den Gläubigen selbst kommen konnten.

„Kourdakow“, sagte er, „Ich möchte, daß du mit deinen Leuten um neun Uhr am Sonntagmorgen hier bist. Die Gläubigen dürfen euch nicht kommen sehen, deshalb müßt ihr vor ihnen schon Stellung bezogen haben.“

„Jawohl, Genosse!“ rief ich angeregt und dachte daran, was für ein großartiger Sonntagsausflug das sein würde. Ich ging zurück, verständigte meine Leute und forderte sie auf, mich pünktlich auf der Polizeiwache zu treffen und auch ihre Gitarren mitzubringen.

„Wir werden ein Picknick veranstalten und dabei den Tag verbringen“, sagte ich. *Wenn wir sowieso bis dorthin mußten*, waren meine Gedanken, *warum sollten wir nicht schon früh da sein und das Beste draus machen?*

Am Sonntag waren zwölf Mann von uns bereits um acht Uhr im Polizeihauptquartier, und Nikiforow erteilte uns den Befehl, alle festzunehmen und herzubringen, derer wir habhaft werden konnten.

Wir verstauten drei Kisten mit Wodka und etwas zu essen hinten im Wagen. Alexander Guljajew brachte sowohl seine als auch meine Gitarre mit. So machten wir uns denn auf den Weg, verließen Petropawlowsk und fuhren nach Norden.

Unterwegs fragte ich Viktor, woher denn der Wodka käme. „Oh, das ist ein Geschenk von Nikiforow. Er hatte es für uns bereit, gleich als wir in seinem Büro erschienen.“

Ich schaute in den Proviantbeutel, der auf dem Boden lag, und fand eine Dose mit Kaviar. „Na, ja, der alte Eisberg-Niki ist wohl doch nicht so schlimm, wie er tut“, sagte ich.

Fast eine Stunde dauerte die Fahrt, bis wir auf kurvenreichen Straßen Elisowo erreicht hatten. Wir bogen in eine kleine Seitenstraße ab, die in den Wald führte. Was für ein wundervoller, sonniger und warmer Tag war es! Wir fuhren immer tiefer in den kühlen, grünen Wald. Ich verfolgte den Weg sorgfältig auf meiner Karte und kam zu dem Schluß, daß wir uns bereits in der Nähe des Avatscha-Flusses befinden mußten, der hier seinen Weg durch das dichte Gehölz nahm. Wir hielten an, luden alles aus, und ich schlug Viktor vor, den Lastwagen irgendwo in einer Vertiefung zu parken, so daß er nicht entdeckt

werden konnte. Wir nahmen unsere Sachen und den Proviant und suchten uns weiter abseits einen geeigneten Platz für unser Picknick. Indem wir es uns bequem machten, fingen wir an, den Tag zu genießen. Alexander begann auf seiner Gitarre zu klimpern, jemand öffnete ein paar Wodkaflaschen, und schon sehr bald war ein großartiges Picknick im Gange.

Inzwischen kam auch Viktor über den Hügel zurück und verkündete im Bewußtsein einer gut erledigten Arbeit: „Der Lastwagen ist so gut wie unmöglich zu finden. Er steht in einer Art Schlucht, völlig verdeckt.“

„Großartig“, erwiderte ich. „Hier, komm, iß was und trink!“ Wir verbrachten praktisch den ganzen Tag hier, aßen, tranken, sangen, erzählten uns Geschichten und hatten eine wundervolle Zeit. Nach und nach wurden wir immer betrunkenener. Wir dachten an die Kadetten in der Akademie. Sie hatten fast nie die Erlaubnis, den Stützpunkt zu verlassen. Wir aber waren frei.

Wahrscheinlich hatte ich wohl zu viel Wodka getrunken, denn ich bekam einen schweren Kopf und nickte ein. Als ich aufwachte, war es bereits 3.15 Uhr. Die Gläubigen mußten schon unterwegs sein. Nun galt es, schnell zu handeln. Bis jetzt war es ein erholsamer Tag gewesen, doch nun wurde es Zeit, an die Arbeit zu gehen. Ich sah mich unter meinen Leuten um und mußte zu meiner Bestürzung feststellen, daß die meisten halb betrunken waren. Natürlich war keiner so betrunken, daß er seine Sinne nicht mehr zusammen hatte, alle aber waren angeheitert und aufgekratzt, balgten sich und randalierten.

„Hee, Jungs“, schrie ich. „Macht euch fertig. Wir müssen noch Arbeit erledigen. Holt eure Gummiknüppel.“

„Wo sind sie denn?“ fragte jemand.

Und ein anderer erwiderte: Wir haben sie vergessen. Sie sind immer noch im Wagen!“

Unsere Schlagstöcke mußten wir haben. Sie waren in der Tschechoslowakei speziell für die sowjetische Polizeiarbeit entworfen und angefertigt worden. Da sie innen aus Stahl und außen von einer Hartgummischicht umgeben waren, waren sie schwer und außergewöhnlich hart. Selbst ein kleiner Schlag damit konnte verheerende Folgen haben. Durch einen Hebeldruck am Griff konnten sie leicht auf die doppelte Größe verlängert werden. Für Einsätze auf engem Raum konnten wir sie am wirkungsvollsten in der Originalgröße verwenden. Für Außenarbeit wie heute allerdings ließen wir sie auf ihre volle Länge ausschnellen. Meine Leute und ich waren inzwischen im Umgang damit ziemlich geschickt geworden, sowohl in engen Räumen als auch im offenen Gelände.

Inzwischen hatte jemand die Stöcke geholt und unter die Leute verteilt. Wir kletterten über einen hohen Hügel und erreichten in wenigen Minuten den Platz, von dem wir annahmen, daß ihn die Gläubigen für ihren Taufgottesdienst erwählen würden. Wir begannen, uns genauer umzusehen.

„Hier muß es sein!“ rief Viktor aus. „Der ist doch wie geeignet für so etwas.“ Es war wirklich einer der schönsten und friedlichsten Plätze, die ich je gesehen hatte. Eine kleine Grasfläche führte sanft abfallend hinunter zum sandigen, flachen Ufer. Der Platz lag völlig abgeschlossen, versteckt zwischen Bäumen und hohen Felsen. Er war schwer zu erreichen, und niemand konnte sich, ohne sich zu verraten, an sie heranschleichen. *Diese Gläubigen*, dachte ich. *Sie sind zwar dumm genug, an Gott zu glauben, aber jedenfalls verstehen sie etwas davon, ihre Versammlungsplätze zu wählen.*

Während ich mich weiter umsah, bemerkte ich allerdings etwas, das für den Ausgang unseres Unternehmens zum Gefahrenpunkt werden konnte. Da der Fluß hier ziemlich seicht war, würde es das einfachste für die Gläubigen sein, den Fluß zu überqueren und im dichten Wald zu verschwinden, sobald unsere Attacke begann. Mein militärisches Training sagte mir, daß es sicherer war, auf der anderen Seite des Flusses zwei Wachen aufzustellen, um eine Flucht in diese Richtung auszuschließen. Sergei Kanonenko und Juri Berestennikow wurden dazu abkommandiert. „Sollte jemand versuchen zu fliehen, schneidet ihnen den Weg ab“, waren meine Instruktionen.

„Aber Sergei“, protestierten sie, „so weit wird niemand von ihnen kommen, und wir verpassen die ganze Sache. Wo bleibt denn unser Spaß dabei?“

Das interessierte mich jetzt allerdings nicht im geringsten. Außerdem benutzte Kanonenko einfach zu gerne sein Messer, und ich wollte nicht, daß jemand zu Tode verletzt würde. Das wichtigste war, daß keiner davonkommen sollte. So begaben sich Kanonenko und Juri an die andere Seite des Flusses, wobei sie sich unentwegt selbst bemitleideten.

Ich ließ die anderen Männer oben auf dem Hügel im Halbkreis hinter Büschen und Bäumen Stellung beziehen, so daß wir die Gläubigen, egal, in welche Richtung sie auch davonlaufen sollten, ausnahmslos zu fassen kriegten. Nichts, absolut gar nichts verriet unsere Anwesenheit. *Das wird eine schöne Überraschung geben!* dachte ich mit großer Befriedigung. Die Falle war perfekt. Zwei jenseits des Flusses und zehn von uns hier. Wir brauchten nicht lange zu warten. Gegen 4.15 Uhr hörten wir Stimmen und das Geräusch von knackenden Ästen unter vorsichtigen Fußritten hinter uns im Wald.

Sie kamen näher und näher, und bald entdeckte ich eine Reihe von mindestens achtzehn bis zwanzig Menschen, die hintereinander den engen Pfad entlang auf uns zukamen. Ihr Anführer war ein Mann von ungefähr achtunddreißig Jahren. Einige der Gläubigen trugen weiße Kleider, und ich nahm an, daß sie diejenigen waren, die getauft werden wollten. Ich war überrascht, daß so viele junge Leute dabei waren.

Schweigend warteten wir, während sie sich am Rande des Wassers versammelten. Nachdem auch die letzten eingetroffen und sie alle versammelt waren, begann einer der Männer zu sprechen. Ich bemühte mich krampfhaft, seine Worte zu verstehen, aber ich fing nur hin und wieder ein paar Phrasen auf. Nikiforow hatte mir gesagt, ihr Anführer sei Wasily Litowtschenko, ein Mann aus Petropawlowsk, der bereits wegen seiner aufrührerischen Tätigkeiten von der Polizei gesucht wurde. *Ironie des Schicksals!* dachte ich. Er trägt denselben Familiennamen wie Anatoly Litowtschenko, einer meiner besten Männer. Einige der anderen Gläubigen waren ebenfalls aus Petropawlowsk, ein paar aus dem nahen Ort Elisowo, und vier kamen von einer nicht weit entfernten Kolchose namens Pogramischny. Offensichtlich hatte der Parasit Wasily nicht nur in der Stadt sondern auch auf dem Lande Anhänger gefunden. Da zeigte es sich wieder einmal, wie schnell sich diese Sekte vermehrte und wie die Leute überall im Hinterhalt arbeiteten, wenn man sie gewähren ließ.

Als ich die Gruppe der Gläubigen von meinem Versteck aus musterte, zählte ich sieben in weißen Kleidern. Die Partei lehrte uns, daß die Religion bei der Jugend nicht mehr ankäme, doch was ich jetzt hier mit eigenen Augen sah und auch schon bei anderen Gelegenheiten wahrgenommen hatte, war genau das Gegenteil. Es beunruhigte und ärgerte mich irgendwie.

Nachdem er ein paar Minuten gesprochen und aus einem kleinen Buch vorgelesen hatte, stimmte Wasily Litowtschenko ein Lied an, in das die anderen einfielen. Wieder gab ich mir alle Mühe, die Worte zu verstehen, allerdings größtenteils wieder ohne Erfolg. Es hatte was mit Gott zu tun, so viel war mir klar, denn es war dieses eine Wort, daß ich am häufigsten hörte. Nach dem Lied begann Litowtschenko in den Fluß hinauszuwaten, gefolgt von den sieben in weißen Kleidern, bis sie bis zur Taille im Wasser standen. Die anderen blieben leise singend am Ufer stehen. Die Sonne schien warm vom Himmel, und der Wald war vollkommen ruhig, bis auf das Zirpen der Grillen. In der Ferne konnte man das Geräusch des Flusses hören. Ich konnte nicht umhin, die Schönheit und erhabene Ruhe dieser Szene zu bemerken.



Jetzt aber war unsere Zeit zum Eingreifen gekommen. Meine Leute warteten geduckt. Plötzlich sprang ich in die Höhe und schrie mit donnernder Stimme: „Los!! — Attacke!!“

Sofort explodierten sie aus den Bäumen und Gebüsch hervor und kamen den Hügel heruntergerast, mit erhobenen Gummiknüppeln — in voller Fahrt bis hinunter zum Fluß. Wir schmetterten mitten in die verdutzten Gläubigen hinein, und ehe sie sich versahen, lagen sie alle im Wasser. Nicht einer war bei unserem ersten Anlauf auf den Beinen geblieben. Starr vor Entsetzen trieben sie im Wasser, während wir uns daranmachten, uns jeden einzelnen vorzunehmen.

Nach den ersten Schrecksekunden begannen die Schreie der Gläubigen durch die Stille zu gellen. Eine Frauenstimme rief: „Oh, lieber Herr! Nein! Nein!“ Wer auch immer es war, hörte jedenfalls mit dem Geschrei auf, nachdem einer meiner Männer sich ihrer annahm. Ein einziger schriller Schrei war das letzte, das ich aus dieser Richtung hörte. Die wundervolle, friedliche Bergszene war in ein wüstes Getümmel von fuchtelnden Händen, Füßen und Gummiknüppeln, spritzendem Wasser und qualvollen Schreien verwandelt worden.

„Schnappt euch die im Fluß“, brüllte ich, und ein paar meiner Leute steuerten auf die weißgekleideten Personen zu, die noch immer wie verdattert im Wasser standen und schlugen mit den Gummiknüppeln auf sie ein. Ein junger Mann versuchte, sich von mir loszureißen, doch mein Knüppel war lang genug, um damit einen Schlag auf seinem Kopf zu landen.

Ich blickte mich um und sah gerade, wie Alex Guljajew ein Mädchen mit der Faust an die Seite des Kopfes traf, so daß ihr Ohr eine große Platzwunde erhielt. Sie griff sich an den Kopf, als das Blut herausströmte. Ich ergriff einen anderen beim Genick und drückte ihn mit einem Judogriff zusammen, bis er aufhörte zu schreien, dann ließ ich ihn ins Wasser fallen. Die ganze Szene war ein Gemisch von Flüchen, Toben, Schreien und verzweifelten Gebeten: „Gott, hilf uns, Gott, hilf uns!“

Ihre Gebete brachten mich in Wut. „Stopft ihnen das Maul!“ schrie ich, dann reichte ich ins Wasser hinunter, holte eine Handvoll Sand herauf, riß einem Gläubigen den Mund auf und stopfte ihn damit voll, so daß er nicht mehr beten konnte. Die anderen taten es mir nach. Wir stopften ihnen den Mund mit Sand und Schlamm, und die Gebete verstummten.

Als ich hinter mir einen wilden Aufruhr hörte, fuhr ich herum, gerade, als Anatoly Litowtschenko den Pastor Wasily Litowtschenko erreicht hatte. Das Mädchen, das als erstes getauft werden sollte, hatte versucht, zu fliehen, als es Anatoly auf sich zukommen sah. Wladimir

Selenov sprang hinter ihr her und schlug einmal mit dem ausgezogenen Schlagstock zu. Ohne einen Laut sackte sie im Wasser zusammen. Wladimir zog sie an Land und ließ sie fallen.

Anatoly kümmerte sich um den Pastor. Wir anderen stopften den Gläubigen den Hals voller Sand, Steine, Dreck, kurz, alles, was wir zu fassen kriegten. Einer der Männer betete noch immer, als ich ihm mit voller Kraft einen Faustschlag mitten ins Gesicht versetzte. Ich mußte ihm ein paar Zähne ausgeschlagen haben, denn meine Knöchel bluteten. Ich stieß ein paar gewaltige Flüche aus, während das Blut über sein Gesicht strömte.

„Genug jetzt! Schluß damit!“ brüllte ich jetzt, nachdem ich die Lage überflogen hatte. „Zieht sie aus dem Wasser!“ So begannen wir denn, einen nach dem andern auf die Sandbank zu zerren, wo wir sie fallen ließen. Eine ältere Frau, den Mund voller Sand, schien dem Tode durch Ersticken oder Ertrinken nahe zu sein. Während sie würgend und nach Atem ringend aus dem Wasser auftauchte und dann wieder verschwand, ergriff ich sie, zog sie heraus und ließ sie hart zu Boden fallen. Dann schaute ich mich um, um mir einen Überblick über die Szene zu verschaffen. Dort lagen sie, die geschlagenen, nach Luft ringenden Gläubigen, viele blutüberströmt. Das Mädchen, dessen Ohr Wladimir aufgerissen hatte, blutete mehr, als mir lieb war. Wir trieben sie zusammen, und meine Männer bewachten sie. Es kam mir so vor, als wenn seit Beginn unseres Angriffs eine Ewigkeit vergangen wäre, doch als ich auf meine Uhr schaute, sah ich, daß wir dazu nur fünf Minuten gebraucht hatten. Wir hatten diesen Leuten eine Lektion erteilt, die sie nicht so schnell vergessen würden. Und das war es ja, worauf es ankam.

„Trennt die Männer von den Frauen“, befahl ich. Wir ergriffen die Männer und banden ihre Hände auf dem Rücken zusammen. Dann sah ich in die Runde und zählte. Irgend etwas stimmte nicht. Einer von ihnen fehlte.

„Wo ist Litowtschenko?“ fragte ich.

„Hier!“ rief Anatoly zurück.

„Ich meine doch nicht dich, du Idiot“, knurrte ich. „Den Pastor meine ich.“

„Ich weiß es nicht, Sergei. Das letzte Mal habe ich ihn gesehen, als ich ihm eins mit dem Stock übergezogen habe.“

Nun, ich mußte mich im Moment um dringendere Dinge kümmern, so daß ich den Gedanken über den fehlenden Pastor zunächst erst mal fallenließ. Wir trieben die Männer den Weg hinunter zum Wagen. Dann wandten wir uns den Frauen und Mädchen zu. Einige meiner Leute rissen den jungen Mädchen die nassen, blutigen Kleider vom

Körper. Völlig nackt kauerten sie sich dort unten am Ufer zusammen und versuchten, so aussichtslos es auch war, sich voller Scham zu verstecken. Doch wir stießen sie mit unseren Stöcken und lachten. „Hee Jungs, so sehen also die Gläubigen aus!“ Wir lachten alle schallend. Die älteren Frauen senkten ihre Köpfe und weinten, als wir die jungen verängstigten und geschlagenen Mädchen so verspotteten.

Während der ganzen Zeit waren Juri und Sergei am anderen Ufer des Flusses geblieben. Jetzt kamen sie, sich lauthals beschwerend und verärgert, zurück, daß sie die ganze Sache verpaßt hätten.

„Geh'n wir jetzt“, rief ich laut. Indem wir die Mädchen auf die Füße rissen, mußten sie sich manchen dreisten Handgriff von meinen Männern gefallen lassen. Dann marschierten wir los, indem wir die Gläubigen vor uns herstießen.

Viele von ihnen schluchzten den ganzen Weg lang.

„Haltet eure Mäuler!“ brüllte Wladimir. Doch sie weinten in einem fort, während wir sie trieben und stießen, bis wir am Polizeiwagen angelangt waren. Als wir ankamen, zählte ich noch einmal die Männer durch. Doch es blieb dabei — einer fehlte, der Leiter der Gruppe, Wasily Litowtschenko.

„Wo ist er? Wer hat ihn gesehen?“ verlangte ich von meinen Leuten zu wissen. Doch alle zuckten mit den Schultern, bis auf Anatoly.

„Als ich ihn das letzte Mal gesehen habe, Sergei, trieb er bewußtlos im Wasser.“

Soll er! dachte ich, Nikiforow wird das schon verstehen. Wir verfrachteten die Männer in den vorderen Teil des Polizeiwagens und die Frauen und Mädchen nach hinten. Meine Leute saßen auf den Bänken im hinteren Teil des Wagens, während die Frauen und Mädchen auf dem Boden in der Mitte hockten. Die vier jüngeren Mädchen waren immer noch nackt. Sie verbargen ihre Gesichter in ihren Händen und schluchzten. Die Männer im vorderen Teil des Wagens hielten ihre Augen abgewandt. Die älteren Frauen beteten, nehme ich an, denn ihre Lippen bewegten sich wie zu unausgesprochenen Worten.

Es war ungefähr fünf Uhr nachmittags, als wir wieder in die Zivilisation zurückkamen. Wir fuhren durch verschiedene Dörfer, bis wir die Vororte von Pétropawlowsk erreichten. Es war noch immer hell, und die Leute konnten deutlich den Polizeiwagen mit seiner seltsamen und anstößigen Ladung sehen. Inzwischen hatten wir die restlichen Wodkaflaschen geleert. Die Arbeit war erledigt, und jetzt waren wir ziemlich betrunken. Wir hielten es für einen großartigen Spaß, als einige von uns Zigaretten anzündeten, rauchten und sie dann auf dem nackten Körper der Mädchen ausdrückten, wobei wir

mit Vergnügen beobachteten, wie sie entsetzt aufsprangen und sich in verzweifelter Verlegenheit wanden.

Eins der Mädchen, Nina Rudenko, war erst sechzehn Jahre alt, und gerade weil sie so jung und unschuldig aussah, hatten wir eine besondere Freude daran, sie zu belästigen. Eine andere junge Frau war ungefähr sechsundzwanzig, und Wladimir Selenov fand besonderen Gefallen an ihr. Er hänselte sie ununterbrochen, betätschelte sie mit seinen Händen und lachte ungehalten, bis sie sich plötzlich umwandte und ihm mit voller Kraft ins Gesicht schlug.

Die Fahrt zum Polizeihauptquartier war für diese jungen Christinen ein schrecklicher Alptraum. Sie waren ausgegangen, um als Gläubige an Gott getauft zu werden, aber anstelle der Taufe erlebten sie den größten Terror. Auf der Polizeiwache fiel mein Blick erneut auf die sechzehnjährige Nina Rudenko. Sie hatte wundervolle blaue Augen und lange braune Haare und war feingliedrig gebaut. Ihre Lippen bebten, und sie schluchzte und zitterte unkontrollierbar.

Nikiforow, der uns in der Tür erwartete, übersah die Szene mit einem Blick und donnerte: „Kourdakow, hast du die Mädchen in diesem Aufzug durch die Straßen gefahren?“

„Natürlich! Warum nicht?“ erwiderte ich.

„Du Idiot! Weißt du nicht, daß das die Leute gegen die Polizei aufbringen wird? Das bringt uns in schlechtes Licht!“ brüllte er in Wut. „Wenn euch niemand sehen kann, macht meinetwegen mit diesen Leuten, was ihr wollt! Aber niemals in der Öffentlichkeit! Niemals!“ Nikiforow rief nach seinen Leutnants. Ein paar kamen eiligst herausgerannt, und er befahl: „Bringt sie fort, nach drinnen. Sperrt sie ein!“ Man führte die Männer ab. Die Mädchen, darunter auch Nina, wurden die ganze Nacht in unserer Ernüchterungszelle festgehalten, voller betrunkenener Männer, die sie quälten und mißbrauchten, wie immer es ihnen beliebte, die ganze Nacht lang. Es war ein entsetzliches Erlebnis für sie, ein Erlebnis, wovon sich Nina Rudenko nie wieder erholen sollte.

Wir saßen noch eine Weile auf der Polizeiwache, und Viktor sagte lachend: „Habt ihr den armen, alten Wladimir gesehen? Er ist zwar Box-Champion von Kamtschatka, aber seine Reflexe sind so langsam, daß er sich von einem christlichen Mädchen zusammenschlagen läßt.“ Er lachte laut, und noch für eine lange Zeit zogen wir Wladimir damit auf, daß er in einem zierlichen Christenmädchen seinen Meister gefunden hatte.

Es gehörte zu meinen Aufträgen, jeden Einsatz zu Ende zu bringen und einen abschließenden Bericht über alle zu schreiben, die wir festgenommen hatten. In diesem Zusammenhang erfuhr ich einige Tage

später, daß Nina Rudenko von der Schule verwiesen worden war. Der Direktor sagte mir: „Nina war bis vor ein paar Tagen völlig in Ordnung, bis sie aus uns unerklärlichen Gründen emotionale und geistige Störungen erlitt. Sie war nicht mehr in der Lage, sich auf eine Arbeit zu konzentrieren und unterbrach die Klasse häufig durch zusammenhangloses Gestammel. Sie begann oft zu zittern und unkontrollierbar zu weinen. Wir mußten wiederholt den Unterricht ihretwegen unterbrechen und sie hinausführen. Schließlich blieb uns nichts anderes übrig, als sie wegen dieser ständigen Unterbrechungen von der Schule zu verweisen. Ich denke, daß sie einen Nervenzusammenbruch hatte, aber ich weiß nicht, warum.“ Ich hätte dem Direktor sagen können, warum, aber ich tat es nicht.

„Wir haben ihre Mutter zu einer Besprechung hergebeten“, fuhr der Direktor fort, „und sie erzählte uns, wie Nina in der Nacht plötzlich aufwachen, sich im Bett aufrichten und mit hoher Stimme so laut schreien würde, daß es nicht nur im Haus sondern in der ganzen Straße zu hören wäre.“ Der Schuldirektor beendete dieses Interview mit der abschließenden Bemerkung: „Sie können sich sicher vorstellen, Genosse Kourdakow, wie unmöglich es ist, ein solches Kind weiterhin in der Schule zu behalten.“ Während ich ihm zuhörte, war ich froh, daß er nicht wußte, was diesem jungen Mädchen widerfahren war.

Die Männer, die wir von unserer Razzia in Elisowo mitbrachten, wurden zuerst einmal in Zellen gesperrt, und Nikiforow sagte zu uns: „Ihr Jungs könnt euch ein bißchen ausruhen. Trinkt etwas. Ich werde mich um die Männer kümmern, und dann höre ich mir euern Bericht an.“ Die Berichte, ob mündlich oder schriftlich, gehörten mit zu unserer Aufgabe. Sie wurden an das *Gorkom* weitergeleitet und von dort nach Moskau. Die Partei überwachte genauestens jeden unserer Schritte, und oftmals erhielten wir ein paar anerkennende Worte, wenn wir gute Arbeit geleistet hatten.

Während wir auf der Polizeiwache saßen, tranken und warteten, um Nikiforow unsere Berichte zu geben, sagte Anatoly zu mir: „Hee, Sergei, du hast ausgesehen, als würdest du einen Ferientag da draußen verbringen. Wie kommt es eigentlich, daß du nicht wirklich deinen Teil dazu beigetragen hast?“

„Hör mal zu, du da!“ rief ich quer durch den Raum. „Werd nur nicht zu übermütig, oder ich verpasse dir die ‚Elisowo-Kur‘.“ Wir lachten alle. Wenn wir in Zukunft den Gläubigen den Mund mit Sand oder Dreck stopften, nannten wir es nur noch die „Elisowo-Kur“, oder wir drohten uns auch gegenseitig: „Paß auf, oder du bekommst die ‚Elisowo-Kur‘!“ Nach einer Weile kam Nikiforow wieder, und wir

wurden ruhig, um ihn reden zu lassen. „Nun, meine Kinder“, begann er. *Meine Kinder?* dachte ich. *Das ist das erste Mal, daß er eine solche Anrede für uns gebraucht.* Er war wirklich erfreut. „Ich möchte euch gratulieren. Ihr Jungs habt schließlich doch noch gelernt, wie man solche Dinge anfassen muß.“ Er strahlte, wie wir ihn noch niemals gesehen hatten. Er schwieg einen Augenblick, dann fragte er: „Was ist übrigens mit Pastor Wasily Litowtschenko passiert?“

Ich wußte, daß diese Frage kommen mußte und hatte meine Leute darauf vorbereitet. Ich nickte, und wir sangen alle im Chor: „Litowtschenko tötete Litowtschenko.“

Wir meinten natürlich, daß *Anatoly* Litowtschenko den Untergrundpastor Wasily Litowtschenko getötet hatte. Doch so, wie wir es sagten, hörte es sich an, als wenn der Pastor Selbstmord begangen hatte. Nikiforow stimmte in unseren Spaß mit ein und lachte schallend mit. Inzwischen waren wir alle in gehobener Stimmung. Doch plötzlich wurde er wieder ernst und fragte streng: „Genug, Kourdakow, jetzt muß ich wissen, was wirklich mit Litowtschenko passiert ist.“

Ich lächelte und sagte: „Wie wir schon gesagt haben, Herr Hauptmann. Litowtschenko tötete Litowtschenko.“

Wir brachten erneut in ein schallendes Gelächter aus, und Nikiforow sagte schließlich lächelnd mit väterlicher Einwilligung: „Nun, wie ich sehe, kann ich heute abend nicht mehr viel aus euch herausbekommen. Kourdakow, nimm diese Männer mit nach draußen und trinkt irgendwo noch einen guten Schluck. Komm morgen wieder her und erzähl mir, was passiert ist.“ Wir sprangen auf und wollten gehen, als Nikiforow uns noch einmal zurückhielt: „Bevor ihr jetzt geht, möchte ich euch doch noch sagen, wie stolz ich auf euch bin. Ihr habt großartige Arbeit geleistet. Ihr habt diesen Gläubigen eine Lektion erteilt, die sie so schnell nicht vergessen werden. Allmählich kommt ihr in Form, meine Kinder.“

Das war das zweite Mal, daß er an diesem Abend solch eine Anrede benutzte. Und ich fragte mich, was das zu bedeuten hatte. Vielleicht waren wir doch endlich in den Bereich seiner Gunst emporgestiegen. Vielleicht taute der alte Eisberg-Niki jetzt allmählich auf.

Als ich mich am nächsten Tag bei Nikiforow meldete, fragte er mich: „Kourdakow, bleibt es immer noch bei dieser Version ‚Litowtschenko tötete Litowtschenko‘, oder sollte das Ganze ein Witz sein?“ Im Laufe der Nacht war ich wieder nüchtern geworden, und so sagte ich jetzt ernsthaft: „Um Ihnen die Wahrheit zu sagen, Herr Hauptmann, ich bin nicht ganz sicher. Es war solch ein großes Durcheinander draußen, daß ich nicht ganz sicher bin, was passiert ist.“

„Nun“, sagte er, „dann habe ich ja Neuigkeiten für dich. Ein paar Dorfbewohner haben heute morgen den Körper von Wasily Litowtschenko ein paar Kilometer von Elisowo entfernt im Fluß gefunden, er hatte sich in einem Busch verfangen. Sie riefen die Polizei, und der Körper ist jetzt auf dem Wege hierher zur Autopsie.“ Ich zuckte mit den Schultern. Dann war also nichts Unangenehmes passiert. Mir war bereits gestern abend aufgefallen, daß Nikiforow sehr stolz auf seine Leistung war, den Untergrundpastor endlich losgeworden zu sein. Er hatte sogar eingestimmt, als wir uns über diese Angelegenheit lustig machten.

Mit ernstem Gesicht fuhr er jedoch fort: „Kourdakow, ich möchte diese Razzia noch einmal mit dir besprechen. Ich habe keinerlei Einwände gegen irgend etwas, was ihr gemacht habt, bis auf eine Ausnahme — und zwar, wie ihr diese jungen Mädchen so öffentlich durch die Straßen gefahren habt. Macht mit den Frauen oder anderen Gläubigen, was ihr wollt, wenn ihr mit ihnen allein seid, aber bringt nicht noch einmal auf solche Art und Weise die Polizei in Verruf.“

Ich sagte: „Jawohl, Genosse“! Ich war allerdings betroffen, daß Nikiforow weder Einwände dagegen erhoben hatte, daß wir einen Mann getötet hatten, noch uns wegen des Mißbrauchs dieser Mädchen kritisierte.

Am nächsten Tag war ich gerade auf der Polizeiwache, als der Autopsiebefund eintraf. Es ging daraus hervor, daß Pastor Litowtschenko eine starke Kopfwunde erhalten hatte, die durch eine innere Blutung seinen sofortigen Tod verursachte.

Das war das erste Mal, daß wir einen Menschen getötet hatten. Als ich darüber nachdachte, begann ich mich sehr elend zu fühlen.

„Hör zu“, sagte Nikiforow, der meine Gedanken erriet, „ihr habt eine hervorragende Arbeit in Elisowo geleistet. Du brauchst jetzt deswegen keine Gewissensbisse zu haben. Denk daran, daß es sich hierbei um Staatsfeinde handelt. Sie sind äußerst gefährlich, und ihr Ziel ist es, unsere Gesellschaftsordnung umzustürzen, deshalb müssen sie ausgerottet werden. Außerdem hatte ich diesen Mann schon einmal festgenommen. Wir haben ihn gewarnt, wir haben ihm eine Lektion erteilt, doch er hat sich überhaupt nicht daran gekehrt und gleich wieder seine Arbeit unter den Gläubigen aufgenommen. Kourdakow, er war kein unschuldiger Mann. Das darfst du niemals vergessen!“

Nach dieser Rede fühlte ich mich etwas besser. Gewiß hatte Nikiforow recht. Doch als ich mir die Leiche von Wasily Litowtschenko ansah, einem kleinen, schwächtigen Mann, kam er mir keineswegs wie solch ein schrecklicher Feind vor. Später hörte ich, daß er ein Mann von großartigem Charakter und geistlichem Format gewesen sei. Er

hatte viel für seinen Glauben gelitten. Er war sehr mutig und ließ sich durch nichts und niemanden einschüchtern.

„Kourdakow“, sagte Nikiforow, „es hat sich in dieser Gegend herumgesprochen, daß ein Mann getötet wurde und daß es deine Gruppe war, die dafür verantwortlich ist.“

„Weiß seine Frau davon?“

„Ja. Und du mußt jetzt zu ihr gehen und ihr erzählen, was geschehen ist.“

„Ich soll ihr erzählen, was geschehen ist?“

„Unsere Version natürlich,“ sagte er und lächelte boshaft.

Das war etwas, mit dem ich nicht gerechnet hatte. Doch ich erwiderte gehorsam. „Jawohl, Genosse. Wo kann ich sie finden?“

„Im Krankenhaus!“

„Im Krankenhaus? Sie war doch nicht dabei.“

„Nein, aber sie ist offensichtlich sehr emotional veranlagt, und der Schock über den Tod ihres Mannes war zu viel für sie. Sie hat einen Schlaganfall erlitten. Man hat sie zur Unfallstation des Kempki-Krankenhauses gebracht. Ich möchte, daß du sie dort aufsuchst.“

„Aber was soll ich ihr denn sagen?“

„Erzähl ihr einfach eine gute Geschichte, wie er zu dieser Kopfwunde gekommen ist.“

*Warum mußten wir überhaupt etwas sagen?* fragte ich mich. Ich konnte nicht verstehen, daß es irgend jemand überhaupt etwas anging. Das war Sache der Polizei, und wenn er dabei seinen Kopf verlor, war es seine eigene Schuld. Man hatte ihn ja schließlich gewarnt, aber er wollte sich nicht belehren lassen. Doch Befehl war Befehl, und so mußte ich gehen. Ich verließ die Polizeiwache und machte mich gleich auf den Weg zum Kempki-Krankenhaus.

Als ich nach Frau Litowtschenko fragte, wurde ich in einen großen Krankensaal geführt. Sie lag im vierten Bett von rechts, gleich neben dem Fenster, ein mitleiderregender Anblick.

Die Schwester erklärte mir, daß sie von der Taille abwärts gelähmt sei, noch unter Schockwirkung stände und daher im Augenblick noch mit narkotischen Mitteln behandelt würde. Ich sah sie mir genauer an und dachte, daß sie früher einmal eine sehr hübsche Frau gewesen sein mußte. Sie schien ungefähr fünfunddreißig Jahre alt zu sein, war zierlich gebaut, mit dunklem Haar und schönen, ebenmäßigen Zügen. Doch jetzt war sie gelähmt, und es war nicht zu erwarten, daß sie je wieder gehen konnte. Durch den Tod ihres Mannes wurde auch ihr Leben zerstört. Mein erster Gedanke, als ich sie so liegen sah, war: *Was für eine Verschwendung! Solch eine schöne Frau in einem solch hilflosen Zustand.*



Ich empfand nicht einmal Reue, nur, daß sie eben Pech gehabt hatte. Mein einziges Gefühl war eine Art Mitleid, das man eben für einen Menschen in einem solchen Zustand empfindet. Ich bedauerte jedoch keineswegs, was mit ihrem Mann geschehen war. Staatsfeinde können schließlich nicht erwarten, daß sie aufgrund ihrer Familienangehörigen verschont bleiben.

Die Schwester weckte Frau Litowtschenko, und sie schaute mich geistesabwesend an. Sie war noch nicht ganz zu sich gekommen und starrte mich verständnislos an. Ein jäher Schmerz durchzuckte mich, nur für einen Augenblick allerdings. Ich riß mich zusammen, trat zu ihr und sagte hastig und in förmlichem Ton: „Frau Litowtschenko, ich komme von der Polizei in Petropawlowsk. Ich bin der Leiter der Polizeitruppe, die ihren Mann und auch die anderen in Elisowo festgenommen haben.“

Ich wartete auf irgendeine Reaktion ihrerseits. Ich hatte zumindest erwartet, daß sie wütend werden würde, wenn sie erfuhr, daß ich für den Tod ihres Mannes verantwortlich war. Doch sie blieb regungslos liegen, offenbar ohne den Sinn meiner Worte zu verstehen. Nun, Nikiforow hatte mir nicht den Auftrag gegeben, ihr die Sache verständlich zu machen. Ich sollte sie lediglich informieren. Wenn sie es nicht verstand, war es nicht meine Schuld.

Ich fuhr also fort: „Ich bin offiziell hier hingeschickt worden, um Ihnen den Grund für den Tod Ihres Mannes zu erklären.“ Wieder wartete ich, ob sich irgendeine Reaktion auf meine Worte zeigte, doch es kam keine. Ich fragte mich, ob sie vielleicht auch ihren Verstand verloren hatte. Das einzige Lebenszeichen, das sie von sich gab, war ein klägliches Stöhnen, das aus ihrer Seele zu kommen schien.

Ich sagte ihr, daß ihr Mann versucht hatte zu fliehen, als wir ihn festnehmen wollten und daß er bei einem Sprung in das seichte Gewässer mit dem Kopf auf einen Felsen geschlagen sein mußte. Sie schaute zwar zu mir herüber, schien mich aber überhaupt nicht wahrzunehmen. Ihr ins Leere gerichteter Blick enthielt nichts weiter als eine bodenlose Betrübnis.

Ich erklärte noch einmal, daß ihr Mann heute noch am Leben wäre, wenn er unsere Anweisungen befolgt und nicht versucht hätte zu fliehen. Die arme Frau bemühte sich jetzt, etwas zu sagen, aber ohne Erfolg. Es war kein einziges Wort zu verstehen. Noch einmal stöhnte sie laut und fiel dann wieder wie leblos ins Kissen zurück.

*Völlig sinnlos, hier noch meine Zeit zu verschwenden*, dachte ich. Ich hatte ihr gesagt, wovon ich sie unterrichten sollte.

Als ich mich abwenden wollte, begegneten sich unsere Blicke, und kalte Schauer liefen über meinen Rücken. Diesen letzten Blick von

Frau Litowtschenko werde ich nie mehr vergessen. Es war, als wenn ein innerer, zurückgehaltener Schrei sich in stummer Weise entlud oder ein qualvoller Schrei vergebens versuchte, frei zu werden. Ihre gequälten Augen verfolgten mich tagelang.

Ich trat hinaus in den hellen Sonnenschein von Petropawlowsk und ging langsam wieder zur Polizeiwache zurück. Als ich dort ankam, sagte Nikiforow: „Kourdakov, vergiß es. Deine Arbeit war für den Staat. Einige werden natürlich leiden müssen, aber sie sind Kriminelle und unsere schlimmsten Feinde. Denke immer daran.“

Trotzdem fiel es mir sehr schwer, dieses Gesicht zu vergessen. Später erfuhr ich, daß Pastor Litowtschenko zwei Kinder gehabt hatte — eine Tochter, die an einer Krankheit gestorben war und einen achtzehnjährigen Sohn, der zur Zeit in der Armee diente. Wir mußten ihm schreiben, um ihn offiziell vom Tod seines Vaters zu benachrichtigen.

Drei Tage später wurden wir in das Haus von Pastor Litowtschenko beordert, um dort nach illegaler Literatur zu suchen. Nikiforow bellte wieder seine Befehle: „Stellt das Haus auf den Kopf. Macht, was ihr für nötig haltet. Aber findet unter allen Umständen die Literatur!“

Zu viert fuhren wir zu diesem Haus im Zentrum von Petropawlowsk. Es war eine ärmliche, baufällige Hütte und schon von außen war auf den ersten Blick zu sehen, daß Pastor Litowtschenko kein großartiges Leben geführt hatte. Die Einrichtung war ebenfalls schäbig und ärmlich.

Wir durchwühlten das Haus vom Boden bis zum Keller, und unsere Bemühungen wurden reichlich belohnt. Wir fanden handgeschriebene Gesangbücher, eine neue Bibel, die vom Ausland eingeschmuggelt worden sein mußte und noch eine andere Bibel, sehr alt, zerlesen und beinahe vom vielen Gebrauch zerfetzt.

Als wir Nikiforow unsere Schätze überreichten, strahlte er in boshaftem Vergnügen. „Ausgezeichnet! Ausgezeichnet!“ rief er. „Wir werden alles nach Moskau schicken und ihnen zeigen, wie sehr wir auf Draht sind, die Arbeit getan zu kriegen.“

Später, am Abend, mußte ich noch einmal an das Litowtschenko-Haus denken. Kein Ehemann würde je wieder dorthin zurückkehren, und keine Frau würde ihn jemals wieder dort erwarten. Ich fing mich jedoch sofort wieder und dachte: *Sergei, du wirst sentimental! Denke daran, es sind Feinde von der schlimmsten Sorte. Du darfst es nicht vergessen, es sind Feinde . . .!*

Fünf Tage nach der Attacke von Elisowo wurden wir wieder zu einer Versammlung von Gläubigen geschickt. Auch auf dieser Razzia verabreichten wir ihnen Denkkettel und nahmen ihre Anführer fest.

Einige von ihnen wurden in Arbeitslager nach Sibirien verbannt, hauptsächlich nach Magadan. Nikiforow war sehr freundlich zu uns. Seinem Verhalten nach zu urteilen schienen wir wirklich seine kühnsten Erwartungen übertroffen zu haben. Neben meiner Arbeit für die Geheimpolizei bemühte ich mich, meine anderen Pflichten nicht zu vernachlässigen. Dazu gehörten meine Aufgaben als Leiter der Kommunistischen Jugendliga mit Organisieren, Vorlesungen, der Aufstellung von freiwilligen Arbeitsbrigaden und der Überwachung der Einwandfreiheit von 1200 zukünftigen sowjetischen Offizieren. Dazu kamen die Studien für meine eigene Funkoffiziersausbildung. Außerdem war ich ein aktives Mitglied des Sportteams der Akademie, und es war in diesen Tagen, daß ich hierin den Meisterschaftstitel von Kamtschatka errang.

Unter meinen militärischen Pflichten waren die „Tage der offenen Tür“ im Moment die wichtigsten. Dazu waren alle Bürger Petropawlowsks eingeladen, um unseren Flottenstützpunkt kennenzulernen. Die Hauptattraktion bildete hierbei eine große Tanzveranstaltung, zu der die Mädchen aus der Stadt eingeladen wurden. Ich war dafür verantwortlich, daß nicht getrunken wurde und postierte daher einige Männer an die Eingangstür, um die Taschen der Mädchen auf mitgebrachten Alkohol hin zu kontrollieren.

Wodka ist der Fluch Rußlands. Er ist allgegenwärtig. Wir Kadetten erhielten am Ende jeden Monats sieben Rubel, die wir dann umgehend in der Stadt in zwei Flaschen Wodka umsetzten. Eine Wodkaflasche unter dem Mantel war ein sicheres Eroberungsmittel für jedes Mädchen der Straße.

Wir kämpften einen ständigen Kampf gegen den Alkoholismus unter den Kadetten. Die Ironie bestand jedoch darin, daß wir, die dafür verantwortlich waren, zu den größten Übertretern dieser Anordnungen zählten.

Wieder einmal — nach einem „Tag der offenen Tür“ mit anschließendem Tanzabend — machten wir unsere Runde, um uns zu vergewissern, daß niemand unbefugterweise im Stützpunkt geblieben war. Als wir die Tür der Damentoilette öffneten, war der Fußboden nicht mehr als solcher zu erkennen — er war bedeckt mit leeren Wodkaflaschen. Am nächsten Tag forderte ich einen Lastwagen an, der mit der Rückseite direkt unter dem Fenster dieser Örtlichkeit hielt, durch welches die Kadetten den Raum von den verbotenen Gegenständen befreiten.

Die Partei macht den Wodka als Hauptursache für die niedrige Produktion in der Industrie verantwortlich. Besonders an Wochenenden waren in Petropawlowsk oder auch in anderen großen Städten

Betrunkene, die durch die Gegend taumelten oder in die Gosse fielen, kein ungewohnter Anblick.

Auch in unserer Arbeit für die Polizei hatten wir schon oft gesehen, welche Wirkung der Wodka hatte, vor allem unter den jungen Menschen. Bei den meisten Schießereien, Schlägereien und Messerkämpfen war Alkohol mit im Spiel. Und doch, obwohl wir um die Folgen wußten, tranken auch wir unseren Teil, besonders vor Einsätzen gegen die Gläubigen. Das einzige, was uns davon abhielt, auf diesem Gebiet wie so viele andere ins Extrem zu gehen, war unser Interesse an Athletik. Um sportlich und in guter physischer Verfassung zu bleiben, mußten wir unsere Trinkerei in Grenzen halten. Und wir taten es nur aus diesem Grunde. Die große Flut von Richtlinien, die wir zu diesem Thema von Moskau erhielten, zeigte mir die große Gefahr, die der Alkohol für unsere Jugend in der Sowjetunion bedeutete. Es war das Problem Nummer eins unter der Jugend.

УДОСТОВЕРЕНИЕ  
ДРУЖИНИКА

Исправительный комитет  
районного Совета депутатов  
трудящихся Новосибирской области

№ \_\_\_\_\_  
ДЕЙСТВИТЕЛЬНО  
по 2.11.57 г.  
и. п. Председатель Исполкома

ПРОДЛЕНО  
по 2.11.57 г.  
и. п. Председатель Исполкома

*К. А. ...*  
(АНКЕТА ПОЛИЦИИ)



ДОБРОВОЛЬНАЯ НАРОДНАЯ ДРУЖИНА ПО ОХРАНЕ  
ОБЩЕСТВЕННОГО ПОРЯДКА

УДОСТОВЕРЕНИЕ № \_\_\_\_\_  
Гов. Дюрашов Сергей  
(Фамилия, имя, отчество)  
Иванович

является дружинником.  
Имеет право, при необходимости, требовать от граждан, нарушающих общественный порядок, предъявления документов, составлять акты о нарушениях общественного порядка и доставлять нарушителей в штаб дружины, милицию или сельский совет.

Ausweis für Durchsuchung und Festnahme  
FREIWILLIGE VOLKSBRIGADE ZUR AUFRECHTERHALTUNG DER  
ÖFFENTLICHEN ORDNUNG

## JAGD AUF DAS WORT GOTTES

Als ich eines Nachmittags in der Akademie mit meinen Studien beschäftigt war, erhielt ich den Befehl, mich um 9 Uhr abends mit einer kleinen Gruppe auf dem Polizeirevier einzufinden. Ich stellte rasch eine Mannschaft von sieben Jungen zusammen, und als wir dann pünktlich auf der Wache eintrafen, gingen wir ohne zu zögern in den hinteren Aufenthaltsraum. Hier wartete bereits der unvermeidliche Wodka, doch an diesem Abend hatte Nikiforow sogar noch Kaviar bewilligt. Ich hätte gern gewußt, woher er all die teuren Sachen nahm. Eines Tages würde ich ihn danach fragen. Nikiforow befahl den anderen, es sich gemütlich zu machen und nahm mich mit in sein Büro. Sehr ernst und eindringlich erklärte er mir den Auftrag des heutigen Abends. „Dieser Einsatz ist äußerst wichtig für uns“, sagte er. „Wir haben erfahren, daß sich eine Gruppe von Gläubigen heute abend um zehn Uhr versammeln will. Sie sollen eine neue Bibel haben und ein paar handgeschriebene Bücher. Wir brauchen diese Bücher als Beweismittel gegen sie. Bringt sie her. Wir werden sie nach Moskau schicken.“

„Schicken wir alle Literatur nach Moskau?“ fragte ich.

„Nein, natürlich nur das gedruckte Zeug. Den handgeschriebenen Schund wollen sie nicht.“

„Und was machen wir damit?“

„Komm mit, ich werde es dir zeigen. Es loszuwerden ist ein Teil unserer Aufgabe.“ Er führte mich eine nur schwach erhellte Treppe in den sogenannten Kühlraum hinunter, ein unbeheizter Kellerraum, der selbst im Sommer eiskalt war. Hier wurden gewöhnlich die Betrunkenen zur Ernüchterung eingesperrt. In einer Ecke stand ein kleiner Allesbrenner, um die Wachen warm zu halten, während im übrigen Raum eine unverminderte Kälte herrschte. Nikiforow deutete auf eine Kiste voll alter Zeitungen und Feuerholz und sagte: „Werft das Zeug nur hier hinein, wenn ihr zurückkommt. Wir verwenden es für einen guten Zweck!“ Er lachte über seinen eigenen Witz. Wenn wir bereits im voraus zu einer Aktion gegen eine Versammlung von Gläubigen gerufen wurden, konnte man ziemlich sicher sein, daß ein Spitzel innerhalb dieser Untergrundgemeinde die Informationsquelle war. Das von Nikiforow organisierte Netzwerk von Spionen erwies

sich als äußerst wirksam. Ich fragte mich oft: „Warum tun sie diesen Dienst?“ Ideologische Gründe konnten nicht dahinterstecken, auch nicht, daß sie hundertprozentige Kommunisten waren. Sie taten es für Geld, genau wie wir. „Ein Rubel kann ein Herz verändern“, sagt man, und es waren mehr Rubel für diese Zwecke im Umlauf, als ich je für möglich gehalten hatte. Die Spitzel, die unter den Gläubigen arbeiteten, wurden gut bezahlt. Sie verdienten sogar mehr als wir. Und das auch aus gutem Grund. Oft wurden sie gemeinsam mit den Gläubigen zusammengeschlagen, weil wir niemals ihre Identität erfuhren. Damit sie sich nicht selbst verrieten, besuchten sie ebenfalls die Zusammenkünfte der Gläubigen, und wenn einer von ihnen das Pech hatte, bei einer Razzia von uns gefaßt zu werden, so wurde er genauso gründlich verprügelt wie die Gläubigen. Darum erhielten sie auch diese enorme Bezahlung, denn ohne ihre Dienste hätten wir nur sehr wenig ausrichten können.

Die Spitzel schienen es zwar niemals zu führenden Positionen innerhalb der Untergrundkirche zu bringen. Doch wir erfuhren von ihnen, wo Versammlungen stattfanden und wer daran beteiligt war. Und mehr brauchten wir zunächst auch nicht zu wissen. Der Rest ergab sich von selbst.

Es war ungefähr zehn Minuten nach neun, als Nikiforow mich zur letzten Lagebesprechung in sein Büro rief.

„Wo ist es denn heute abend?“ fragte ich. Den Platz, den er mir auf seiner großen Straßenkarte zeigte, konnten wir in fünfzehn bis zwanzig Minuten erreichen.

„Wieviel werden dasein?“

„Nun“, erwiderte Nikiforow, „nach unseren Informationen ungefähr zehn bis fünfzehn.“ Unsere sieben Männer würden genug sein, um mit ihnen fertig zu werden.

Ich sah mir die Karte genau an und legte die Fahrtroute fest.

Jetzt war es 9.15 Uhr, und wir hatten immer noch genügend Zeit. Wir hatten es uns zur Regel gemacht, immer erst zwanzig oder dreißig Minuten verstreichen zu lassen, ehe wir eingriffen. Diese Taktik gab den Gläubigen Zeit, sich zu entspannen und in falscher Sicherheit zu wiegen. Daher sagte ich zu meinen Leuten: „Wir werden frühestens um Viertel vor zehn aufbrechen.“

Einige von ihnen hatten bereits die Füße auf den Tisch gelegt, nippten am Wodka und unterhielten sich. Der Kaviar verschwand schnell. Kadetten bekommen nicht oft so etwas vorgesetzt. Viktor las in einem Buch über Judo, dabei hätte er es selbst geschrieben haben können. Er war Judomeister Ostrußlands.

Plötzlich warf er das Buch auf den Tisch, sprang auf und probierte Judogriffe und Karateschläge aus. „Heute abend werd' ich diesen neuen Karateschlag ausprobieren“, rief er. „Er scheint äußerst wirksam zu sein!“

„Hee! Hast du schon mal diesen hier versucht, Viktor?“ Ich demonstrierte einen Schlag mit der flachen Hand vor meinen Hals über dem Adamsapfel: „Sehr geeignet, um jemandem ein schnelles Ende zu bereiten.“ Die anderen schauten amüsiert zu.

Wladimir Selenow und Anatoly Litowtschenko, unsere beiden Box-Champions, begannen ebenfalls, sich gegenseitig herauszufordern. Da Wladimir Meister von Kamtschatka war, Anatoly aber von ganz Sibirien, versuchte er nur zu gern, sich mit ihm zu messen.

„Hee, kleiner Bruder“, gab er an, „paß auf, und ich werde dir zeigen heute abend, was 'ne Harke ist. Ich zeig' dir einen Schlag, daß dir kalte Schauer den Rücken runterlaufen.“

Anatoly lachte nur. „Wenn du mit deinem Kleinkinderkram fertig bist, sieh her, und ich werde dir den Schlag zeigen, der mich Meister von Sibirien gemacht hat.“

Sie lachten beide, und wir stimmten mit ein. Allmählich waren wir alle aufgetaut. Der Wodka floß in Strömen, das Geplänkel ging weiter, und wir waren bereit, unsere Künste an diesen nichtsahnenden Gläubigen zu erproben, die gerade dabei waren, sich zu versammeln, um ihre kostbare Lektüre zu studieren.

Ich warf einen Blick auf meine Uhr und sagte: „Los, Jungs. Genug der Albernheiten und großen Reden. Geh'n wir, und überzeugen wir uns, ob ihr nur so großartig tut oder es auch wirklich seid!“

Wenige Minuten später fuhren wir durch die dunklen Straßen von Petropawlowsk. Sobald wir aus der Innenstadt heraus- und in die Vororte kamen, ließen wir auch die gepflasterten Straßen hinter uns zurück und holperten über die schmutzigen Lehmstraßen, die wie gewöhnlich von den häufigen Regenfällen Kamtschatkas schmutzig waren.

„Fahr langsam, Viktor“, sagte ich, „es muß hier ganz in der Nähe sein . . . Da ist es schon“, und ich zeigte auf das Straßenschild. „Es muß nur noch ein kleines Stück entfernt sein. Fahr langsam und leise.“ Viktor trat auf die Bremse und fuhr vorsichtig den aufgeweichten Weg entlang, während ich in der Dunkelheit nach dem bewußten Haus suchte. Hinter den Häusern erhoben sich die dunklen Umrisse der gezackten Berge, die für diesen Teil Sibiriens charakteristisch waren.

„Das ist es,“ sagte ich leise. Es war ein kleines Holzhaus, typisch für diese Gegend. „Halt hier an“, sagte ich zu Viktor, „den Rest des Weges werden wir zu Fuß gehen.“



Wir stiegen aus und steuerten so unauffällig wie möglich auf das Haus zu. „Ihr zwei!“ sagte ich und deutete auf Alex Guljajew und Juri, „behaltet die Haustür und das Fenster im Auge. Paßt auf, daß niemand auf diesem Wege entkommt.“

Alex protestierte. „Hör zu, Alex“, sagte ich. „Ich weiß, was du sagen willst. Aber du mußt diese Ausgänge bewachen. Sobald der Spaß drinnen losgeht, kannst du kommen und mitmachen.“ Juri beschwerte sich wie immer, aber er ging. Wir fanden die vordere Tür verschlossen. Außer im hinteren Teil des Hauses brannte kein Licht. Es war eine dunkle, mondlose Nacht. Schnell und ruhig gingen wir um das Haus herum, wo ein Raum angebaut worden war. Er war ungefähr halb so groß wie das Haus, mit einem schräg abfallenden Dach und einer Hintertür. Ein schwacher Lichtschein fiel durch die zugezogenen Vorhänge. *Hier waren sie also!* Während wir uns nach hinten schlichen, warf jemand versehentlich einen Gegenstand um. Laut scheppernd rollte ein Eimer über die Steine, und innen konnte man plötzlich aufgeregte Stimmen vernehmen. Schritte hasteten hin und her.

Für uns war es nicht mehr notwendig, leise zu sein. Sie wußten, daß wir da waren. „Los!“ rief ich. „Schnell!“ Wir rannten zur hinteren Tür, doch sie war ebenfalls verschlossen. Sie sah nicht besonders solide aus, und so lief ich ein paar Meter zurück, nahm Anlauf und rannte mit voller Wucht dagegen. Ich fühlte einen scharfen Schmerz in meiner Schulter, prallte zurück und landete im Schmutz. Als ich dasaß, wenn auch nur für einen kurzen Augenblick, konnte ich meinen Ärger kaum noch zurückhalten.

„Hierher!“ rief jemand und zeigte auf einen kleinen Holzbalken. Sie hoben ihn auf und brachten ihn herüber.

„Brecht die Tür auf!“ befahl ich.

Immer und immer wieder rammten sie den Balken dagegen. Es war eine sehr stabile Tür. Schließlich gab sie nach. Inzwischen hatte uns alle die Wut gepackt, mich besonders. Drinnen rannten zehn oder elf Leute im Schein von Öllaternen hin und her. Wir brachen mit all unserer Macht dazwischen und schlugen sie fluchend zu Boden.

Ich sah einen Mann in einer Ecke des Zimmers stehen. In der Hand hielt er eine Bibel, und mit entsetzten Augen suchte er einen Platz, wo er sie verstecken könnte. Ich sprang hinüber zu ihm, griff brutal danach, doch er hielt sie fest. Ich gab nicht nach, und schließlich riß ich sie ihm aus der Hand. Doppelt wütend, da meine Schulter noch von dem Schlag gegen die Tür schmerzte, begann ich, die Seiten aus dem Buch zu fetzen und sie auf dem Boden zu zerstreuen.

Der Mann, ungefähr fünfundsechzig Jahre alt, sah auf und rief in flehendem Ton: „Nicht! Bitte nicht! Ich flehe Sie an!“

Trotzdem fuhr ich herum und schlug ihm mit voller Kraft mitten ins Gesicht. Meine Faust landete auf Nase und Mund gleichzeitig, die sofort zu bluten begannen. Mit Mühe kam er wieder auf die Beine und versuchte noch einmal, die Bibel an sich zu reißen.

Was war das bloß für ein Verrückter? fragte ich mich. Er schätzte dieses Buch mehr als sein Gesicht! Ich entriß es ihm erneut und schlug ihm noch einmal mit voller Kraft ins Gesicht. Diesmal schwankte er und fiel bewußtlos zu Boden. Er würde uns keine Schwierigkeiten mehr bereiten. Jetzt war auch noch meine Hand mit dem Blut des Verrückten beschmiert.

Ich fuhr herum und sah gerade noch, wie einer der Gläubigen ein paar Bücher unter einen Tisch warf, der mit einem bodenlangen Tisch-tuch bedeckt war. Während ich darauf zusprang, sah ich wie Wladimir einem ungefähr fünfundzwanzigjährigen Mann einen Schlag versetzte. Er segelte durch den Raum und stürzte gegen die Wand. Dann fiel er bewußtlos zu Boden.

Meine anderen Leute waren ebenfalls sehr beschäftigt. Viktor ergriff einen Mann mittleren Alters und wirbelte ihn durch das Zimmer, als wenn er nur eine ausgestopfte Puppe gewesen wäre. Er schlug mit dem Kopf gegen einen Schrank und blutete aus einer klaffenden Wunde. Das Zimmer hatte sich inzwischen in ein blutiges Chaos verwandelt.

Doch ich wollte die Bücher unter dem Tisch. Wir hatten den Befehl erhalten, alle Bücher mitzubringen. Anatoly packte den Mann, der sie unter den Tisch geworfen hatte. Indem er ihn am Hemdkragen hochriß, versetzte er ihm einen solchen Schlag, der seinen Kiefer in tausend Stücke zersplittert haben mußte. Nicht ein einziger Laut kam über seine Lippen, als er zusammensackte.

Dann war alles vorüber, fast genauso schnell, wie es begonnen hatte. Keiner der Gläubigen stand mehr auf den Beinen. Die Männer hatten sich in blutverschmierte Häufchen Elend verwandelt, und der Mann, dem ich zweimal ins Gesicht geschlagen hatte, lag mit dem Gesicht nach unten in einer Blutlache. Drei ältere Frauen hockten weinend in einer Ecke.

„Nehmt alle Bibeln und sonstige Literatur mit“, wies ich meine Männer an. Dann kroch ich unter den Tisch, um nachzusehen, was dort noch lag.

Gerade in diesem Augenblick kamen Alex und Juri ins Zimmer gelaufen. Verärgert darüber, daß sie alles verpaßt hatten, warf Juri einen Blick auf meine Hinterseite, die nur unter dem Tisch hervorsah.

In der Annahme, daß es sich um einen Gläubigen handelte, der sich verstecken wollte, sprang er herüber, hob seinen voll ausgezogenen Gummiknüppel, und bevor ihn irgend jemand daran hindern konnte, zog er mir mit aller Macht, indem sich sein ganzer Ärger Luft zu machen schien, eins über. Ich hatte das Gefühl, als sei das Haus über mir zusammengefallen und schrie auf. Diesen Schmerz werde ich niemals vergessen! Er war unbeschreiblich. Ich sah Sterne und fiel der Länge nach hin. Die anderen schrien Juri an, doch es war zu spät. Wütend stieß er den Tisch um, und erst jetzt sah er, wen er geschlagen hatte.

„Oh, Sergei“, rief er entsetzt, „das tut mir leid!“ „Ich dachte, es wäre einer der Gläubigen, der sich verstecken wollte.“

Ich hatte solche Schmerzen, daß ich nicht sprechen konnte. Ich lag lediglich stöhnend und gewaltig fluchend auf dem Boden.

Schließlich halfen mir Juri und Guljajew wieder auf die Beine.

Der untere Teil meines Rückgrats schmerzte so sehr, daß ich kaum meine Beine bewegen konnte. Noch nie hatte ich einen solch qualvollen Schmerz gefühlt! Juri entschuldigte sich unentwegt, bis ich ihn endlich anschrie: „Hör auf damit! Laß mich endlich in Ruhe!“

Zwei der Gläubigen, die wir mitnehmen sollten, waren immer noch bewußtlos. Wir trugen sie über die schmutzige Straße und warfen sie in den Polizeiwagen. Sie sahen ziemlich mitgenommen aus. Ich ging gebückt und humpelnd wie ein alter Mann, bis zwei meiner Kameraden mir behilflich waren. „Habt ihr die Bücher mitgenommen?“ fragte ich Viktor.

„Mach dir keine Sorgen, Sergei, wir haben sie alle“, sagte er und zeigte auf eine mit Papier vollgestopfte Kiste hinten auf dem Wagen.

Dann fuhren wir wieder los zur Polizeiwache. Jeder Stein und jedes Schlagloch, über die wir fuhren, bereiteten mir unsägliche Schmerzen. Als wir dort angelangt und die Gefangenen hereingebracht waren, ging ich für eine Weile auf und ab, um wieder in Übung zu kommen. Mein Rücken schmerzte immer noch entsetzlich. Wie sehr wünschte ich, die beiden Bücher, die unter den Tisch geworfen wurden, gar nicht gesehen zu haben. Doch auf der anderen Seite konnte ich auch Juri keine Vorwürfe machen. Wahrscheinlich hatte ich wirklich wie ein Gläubiger ausgesehen, der fliehen wollte.

Als ich mich wieder etwas besser fühlte, ging ich ins Polizeigebäude. Die anderen waren gerade dabei, die Bibeln und sonstigen Bücher hineinzuschleppen und stapelten sie dann vor Nikiforow auf. Er besah sich den wachsenden Literaturberg und rief voller Begeisterung aus: „Wundervoll! Wundervoll! Diese hier“, und er zeigte auf die gedruckten Bibeln, „werden großartige Geschenke für die Partei in

Moskau sein. Und hinter diesen beiden“, fuhr er fort, „warst du also her, als du deinen Unfall hattest.“ Er grinste amüsiert.

Der Leiter der Gruppe, der Mann, dem ich zweimal ins Gesicht geschlagen hatte, saß auf einer Bank und hielt seinen Kopf mit beiden Händen. Seine oberen Vorderzähne fehlten, und sein Hemd war völlig mit Blut befleckt.

„Ich glaube, er hat eine Dusche nötig“, sagte Nikiforow. Die anderen lachten und zerrten ihn die Treppe hinunter. Sie stießen ihn unter die Brause und drehten den kalten Wasserhahn auf, eine Methode, die sonst für Betrunkene verwendet wurde, um sie wieder zu ernüchtern.

Oben rieb ich mir meinen Rücken, während Nikiforow uns lobte.

„Ausgezeichnet“, sagte er, „seht, was wir für einen Fang gemacht haben. Eine ganze Ladung voll. Die haben sich ja mengenweise von dem Kram abgeschrieben, alles mit der Hand! Und wir haben es alles!“ Er breitete die Bücher auf dem Tisch aus. Zwei Bibeln waren darunter, eine neue im Taschenformat, die andere alt und zerlesen.

„Die beiden gehen nach Moskau“, sagte Nikiforow. Dann inspizierte er die übrige Literatur, darunter ein Kinderschulbuch, in das Bibelverse gekritzelt waren, ein Notizbuch mit einigen Liedern und einige Blätter mit handgeschriebenen Bibelversen.

„Nehmt diesen Kram und werft ihn unten in die Kiste!“ rief er einigen Männern zu. „Die Wärter werden sich freuen.“ Dann wandte er sich an die anderen: „Habt ihr nicht Lust, noch etwas auszugehen und euch einen gemütlichen Abend zu machen?“ Das taten wir denn auch. Mein Rücken schmerzte zwar immer noch, aber es wurde langsam erträglicher. Während des Essens bemerkte ich plötzlich, daß an meiner Hand immer noch das Blut dieses Gläubigen klebte. „Ach was“, dachte ich, „ich wasche es später ab!“

Unsere Einsätze wurden immer häufiger. Manchmal wurden wir zwei- oder dreimal in der Woche gerufen. Die Gläubigen schienen immer aktiver zu werden. Besonders nach einigen Einsätzen hatte ich ungeheure Mengen von Papierkram zu erledigen. Um möglichst detaillierte Berichte abfassen zu können, mußte ich jemanden zur Arbeitsstelle der Gläubigen schicken, um von den Mitarbeitern die nötigen Informationen zu erhalten. All diese wurden an das anti-religiöse Hauptquartier in Moskau geschickt und dort in einen Computer gespeichert.

Kopien davon wurden dann wieder von Moskau an unser Hauptquartier gesandt. Dadurch hatten sowohl Moskau als auch wir eine Kontrolle darüber, wer zu den Feinden unseres Volkes zählte. Zusätzlich wurde eine 7 x 12 Zentimeter groß Karteikarte mit einem Bild

des Gläubigen, seinen Geburtsdaten und sonstigen Angaben an die Polizei geschickt, wo sie in einer besonderen Kartei aufbewahrt wurden. Unter diesen Vorkehrungen konnte die Partei jederzeit, wenn sie es für ratsam hielt, zuschlagen, die Gläubigen zusammenfassen und aus der Gesellschaft entfernen.

## GROSSER STOLZ UND TIEFE ENTTÄUSCHUNG

Um mich von meinem anstrengenden Leben hin und wieder etwas zu entspannen, unternahm ich mit meinen Freunden in meiner Freizeit oft Bergbesteigungen und Wanderungen durch die Gebirge von Kamtschatka.

Unser Militärstatus ermöglichte es uns, dabei an Orte zu kommen, die der zivilen Bevölkerung nicht zugänglich waren. Während solcher Ausflüge machten wir bald sehr rätselhafte Entdeckungen und zwar fanden wir nicht weniger als dreißig Konzentrationslager, versteckt in einsamen Gebirgstälern im Inneren des Landes. Wir waren sehr erstaunt, besonders weil sie neu waren — und leer.

Oft kamen wir um eine Kurve oder über einen Hügel und entdeckten wieder einen neuen Gefängnis-komplex, völlig mit Stacheldraht abgesichert. Alle waren komplett eingerichtet, selbst mit Wohnungen für die Wärter. Hausmeister hielten die Gebäude in Ordnung und bewachten sie. Diese Gefängnisse hatten alles — Wärter, entsprechende Einrichtungen, Hunde — nur keine Gefangenen.

Ich wunderte mich darüber, was das alles zu bedeuten hatte, und fragte eines Tages Nikiforow danach. Er erwiderte: „Du weißt, daß wir viele Feinde im Land haben, und wir müssen auf sie vorbereitet sein. Falls sie uns einmal irgendwie Schwierigkeiten bereiten sollten, werden diese Lager einige Insassen bekommen.“

Wir lachten gemeinsam, als wäre es ein guter Witz. Aber es war keiner. Lange Listen mit Namen, auch von den Gläubigen, wurden zur Identifizierung von Personen erstellt, die beim ersten Anzeichen eines Aufruhrs festgenommen werden sollten. Das einzige, was uns dazu noch fehlte, war der Befehl von Moskau. Die Gefängnisse waren bereit und warteten auf ihre Besetzung, versteckt im unzugänglichen Gebirge. Ich war sehr stolz darauf. Unsere Partei war wachsam und plante im voraus!

Nikiforow zog ein geheimes Polizeidokument hervor, das er vom antireligiösen Hauptquartier in Moskau erhalten hatte mit genauen Anweisungen zur Behandlung von Gläubigen in der Sowjetunion. Der Bericht enthielt ferner Anweisungen über eine große antireligiöse Kampagne, mit deren Hilfe jede Stadt, jeder Ort und jedes Dorf in der Sowjetunion von Leningrad bis in den Fernen Osten erfaßt wer-

den sollte. Speziell dafür ausgebildete Leute waren darauf gedrillt, durch Filme, Flugblätter, Broschüren, Vorlesungen, Ausstellungen, kurz, Propaganda jeder Art, den Atheismus zu verbreiten und den religiösen Glauben zu bekämpfen.

Als ich diese Dokumente überflog und mit Nikiforow darüber sprach, wurde ich mir der grenzenlosen Anstrengungen der Partei erst so recht bewußt, der drohenden Gefahr der Religion in unserem Lande Herr zu werden. Ich war überwältigt. „Welch phantastische Summen muß das verschlingen“, rief ich aus.

„Das kannst du dir wohl denken“, erwiderte Nikiforow. „Du weißt ja, was eure Gruppe allein kostet. Wie ich dir bereits sagte, Kourdakow, haben wir zwei große Feinde, die imperialistischen Amerikaner und diese alles unterminierenden Feinde hier im eigenen Land. Sie müssen um jeden Preis unter Kontrolle gehalten werden. Die Gläubigen sind besonders gefährlich, weil sie sich so schnell vermehren. Wir haben allein dreißigtausend davon in Kamtschatka. Und das bei einer Bevölkerung von nur 250 000!“

„Das würde bedeuten“, sagte ich kalkulierend, „daß wahrscheinlich Millionen von Gläubigen unsere Nation verseuchen.“

„Du hast recht. Und der Kommunismus wird niemals völlig triumphieren, ehe wir nicht ihre Gesinnung geändert oder sie unschädlich gemacht haben. Offen gesagt, ziehe ich das letztere vor.“

„Was aber ist mit den Gläubigen, die behaupten, ein Recht auf Glaubensfreiheit zu haben?“ fragte ich.

„Das steht nur zum Schein in unserer Verfassung“, sagte er. „Aber du und ich, wir sind beides Männer. Wir wissen, was gespielt wird. Wir kennen die Realität.“

Seine Bemerkung erinnerte mich an eine Gelegenheit, bei der ich Zeuge war, wie er mit einem Gläubigen sprach.

„Warum wurden wir verhaftet?“ fragte der Gläubige. „Sie wurden verhaftet, weil wir antisowjetische Literatur in eurem Besitz gefunden haben.“ „Was meinen Sie mit antisowjetischer Literatur? Es waren doch nur Bibeln.“

Nikiforow fauchte zurück. „Davon spreche ich ja, du Narr. Das ist antisowjetische Literatur.“

„Wie kann eine Bibel antisowjetische Literatur sein?“ gab der Gläubige, den man vorher ziemlich geschlagen hatte, zurück. „Unsere Regierung sagt doch selbst, daß sie Bibeln im eigenen Lande druckt. Und wenn die Regierung Bibeln druckt, wie können sie dann antisowjetisch sein?“

Ich war gespannt auf Nikiforows Antwort. „Das stimmt nicht!“ schrie er. „Unsere Regierung würde niemals Bibeln drucken.“ „O doch, das würde sie. Das hat sie bereits. Wenigstens sagt sie das.“

„Halt's Maul!“ erwiderte Nikiforow ärgerlich und fuhr in seiner Befragung fort.

Später erfuhr ich, daß unsere Regierung tatsächlich behauptete, 10000 Bibeln gedruckt zu haben. Doch diese Bekanntmachung war nur für die Öffentlichkeit im Ausland bestimmt, um damit zu beweisen, daß in der Sowjetunion religiöse Freiheit gewährleistet ist. Was geschah dann mit all diesen Bibeln?

Nun, 5000 wurden, wie ich hörte, zum Verkauf an russisch-sprachige Leute ins Ausland geschickt. Weitere 3000 Exemplare gingen in die kommunistischen Länder Europas, und ungefähr 2000 wurden an die antireligiösen Organisationen in Moskau gesandt, um dort studiert und für atheistische Propagandazwecke verwendet zu werden. Tatsächlich gelangte nicht eine dieser 10000 Bibeln in die Hände von russischen Gläubigen in der Sowjetunion.

Das war auch der Grund, weshalb sie geschmuggelte oder handgeschriebene Bibeln besaßen.

Als Führer der Kommunistischen Jugendliga an der Marineakademie hatte ich oft von dem Genossen Orlow gehört, dem Parteiführer der Provinz Kamtschatka. Er war hier als Parteisekretär unter der Regierung von Stalin an die Macht gekommen und war auch bald als „Klein-Stalin“ bekannt, nicht nur, weil er unter seinem Regime zur Parteispitze vorstieß, sondern weil seine Persönlichkeit, seine Praktiken und Methoden denen von Stalin ähnlich waren.

Genosse Orlow gehörte zu den obersten 200 Führern der gesamten Sowjetunion. Ich hatte seinen Namen wieder und wieder gehört, und ich respektierte und bewunderte ihn sehr. Ich begegnete ihm zum ersten Mal am 22. April 1970, als anlässlich des 100. Geburtstages unseres Vaters und Begründers Lenin ein großer Parteitag abgehalten wurde. Die Parteiführer ganz Kamtschatkas versammelten sich hier einschließlich der Parteijugendführer. Auch ich war zu dieser großen Konferenz eingeladen.

Die Idee, die hinter diesem Parteitag steckte, war die, die zukünftigen kommunistischen Führer den älteren vorzustellen. Es war so eine Art Ehrung für die zukünftigen Parteiführer. Ich war ein geladener Ehrengast, auserwählt, eine besondere Auszeichnung für meine Arbeit in der Jugendliga in Empfang zu nehmen sowie als „vielversprechender, neuer Führer der Partei“ vorgestellt zu werden.

Meine Jugendgruppe war zur besten Jugendliga-Organisation der Provinz Kamtschatka erwählt worden. Da ich an der Spitze stand,



sollte ich die größte persönliche Auszeichnung innerhalb der kommunistischen Jugend Kamtschatkas erhalten. Ich bekam sogar einen Ehrenplatz auf der Tribüne. Hier saßen außer mir der Genosse Orlow und andere hohe Parteifunktionäre, von denen ich zwar schon oft gehört, aber sie noch nie gesehen hatte. Hinter der Tribüne hing ein riesiges Bild von Lenin. Ich war ein bißchen nervös und sehr aufgeregt. Es war die größte kommunistische Feier seit vielen Jahren.

Ich wurde als Führer der besten Jugendorganisation vorgestellt, während Fernsehkameras die Veranstaltung als Direktübertragung sendeten.

Man hatte mich vorher gebeten, mich auf eine kleine Ansprache vorzubereiten, und so hielt ich denn eine fünfzehnminütige, mitreißende Rede über den Sieg des Kommunismus. Ich gab einen detaillierten Bericht über meine Arbeit als Jugendleiter und hob hervor, was unsere Pläne für die Zukunft waren. Ich betonte, wir würden auch weiterhin den Zielen der Partei dienen, in der Zukunft noch mehr als in der Vergangenheit, und ich schloß mit dem Versprechen, zu Ehren unseres Genossen Lenin unsere Jugendliga zu noch größeren Errungenschaften für den Kommunismus zu verpflichten. „Ich gelobe Ihnen und in Lenins heiligem Gedenken: Das war nur der Beginn!“ Ich meinte jedes Wort ehrlich. Als ich schloß, folgte brausender Applaus, und Genosse Orlow sprang auf und legte den Arm um meine Schulter. Er rief nach der roten Fahne, die extra von Moskau eingeflogen worden war. Sie wurde herübergebracht, und er überreichte sie mir feierlich. Ich küßte sie, und unter dem Applaus der Delegierten drapierte ich sie stolz um meinen Körper. Es war ein großer Augenblick für mich. Dort stand der oberste Führer der gesamten Provinz Kamtschatka, ein Mann, der in der ganzen UdSSR als einer der höchsten politischen Führer anerkannt war und legte seinen Arm um meine Schultern. Und dieses Bild wurde im sowjetischen Fernsehen übertragen!

Als der Applaus abklang, erklärte Genosse Orlow: „Junge Männer wie dieser sind ein vollkommenes Beispiel der kommunistischen Jugend und die zukünftige Hoffnung der Partei in der UdSSR. Wir müssen sie unterstützen und ihnen weiterhelfen, denn, Genossen, seht euch diesen jungen Mann an. In ihm und tausend anderen gleich ihm seht ihr die Zukunft unserer Partei und unseres Landes.“ In meinem Kopf begann sich alles zu drehen. Ich hoffte, meine Nervosität war für die Fernsehkameras nicht sichtbar. Welch ein stolzer Augenblick war das für mich — der stolzeste Augenblick meines Lebens.

Nach dem offiziellen Teil, den Reden und Ehrungen, wurden wir alle in einen großen Bankettsaal geladen, wo die Tische unter den

Getränken und Speisen zu stöhnen schienen. Viele der Männer, die hier versammelt waren, gratulierten mir. Die höchsten kommunistischen Funktionäre allerdings, darunter auch Genosse Orlow, gesellten sich nicht zu uns. Sie begaben sich in einen privaten Speiseraum, abseits der übrigen Festlichkeiten. Nachdem ich gegessen hatte, schlenderte ich ein bißchen umher. Ich hatte nicht viel getrunken, denn ich trainierte gerade für eine kurz bevorstehende Judomeisterschaft. Während ich gerade dabei war, den Korridor entlangzugehen, öffnete sich plötzlich eine Tür, und vor mir stand kein anderer als der Genosse Orlow! Aus reinem Versehen befand ich mich genau vor der Tür des privaten Bankettraumes der obersten Parteiführer. Orlow sah mich, und obwohl er jetzt bereits ziemlich angetrunken war, erkannte er mich. Er streckte mir die Arme entgegen und rief: „Hee, Genosse Kourdakov, komm nur herein!“

Ich blieb zögernd stehen. Schließlich war es ja nicht meinem Rang angemessen, mich da zu den höchsten Funktionären unserer Gegend zu gesellen. Orlow aber nahm mich beim Arm und zog mich hinein. Ungefähr 20 ältere Parteiführer waren in diesem Raum, deren Tisch unter den Speisen und Getränken zusammenzubrechen drohte. Ich dachte, es war gut, daß sie einen separaten Speiseraum hatten. Hier gab es Würste, Kaviar und andere Delikatessen, griechischen Wein – einfach alles. Und Wodka floß wie Wasser. Ich schaute mit großen Augen auf diese Verschwendung. Das war gewiß nicht das gleiche, was wir anderen vorgesetzt bekommen hatten.

Orlow entschuldigte sich für ein paar Minuten und wankte zur Tür hinaus, auf der Suche nach einer Toilette. Während er draußen war, schaute ich mich um. Das waren die großen kommunistischen Führer von Kamtschatka, - - betrunken. Einige waren schon völlig hinüber. Ihre Köpfe lagen flach auf dem Tisch, davon drei mit dem Gesicht in ihrem Teller, auf dem sich noch Essensreste befanden. Ein Paar Beine ragten unter dem langen Speisetisch hervor. Andere waren noch dabei, sich in die Bewußtlosigkeit hineinzutrinken. Ein Mann lag in voller Länge oben auf dem Tisch. Seine Arme und Füße ruhten in großen Serviertabletts, die voller Speisen waren. Voller Verachtung sah ich sie an. Ich hatte veranlaßt, daß Kadetten wegen kleinerer Vergehen als diesen hier von der Akademie entlassen wurden. Ich dachte erschüttert: *Das Leben der Leute in Kamtschatka wird von diesen Männern kontrolliert, die jetzt so betrunken sind, daß sie nicht einmal mehr ihren Vornamen wissen.* Ich sah auf die „Creme“ der kommunistischen Führer, und diese „Creme“ war nicht mehr zurechnungsfähig. Einem Mann war übel geworden, und er hatte sich über seine

Kleidung erbrochen. Die ganze Szene wirkte unbeschreiblich häßlich und abstoßend.

Jetzt kam Orlow zurück. Er zog mich auf einen Stuhl neben sich. Während er den Wodka unentwegt in sich hineinschüttete, wurde er immer betrunkenener, und sein Kopf begann nicht mehr fest auf dem Genick zu sitzen. Schließlich fiel er mit dem Gesicht in seinen vollen Teller. Er hob den Kopf und rief: „Gib mir eine Serviette!“ Ich reichte ihm eine, und er wischte sich einen Teil des Essens aus dem Gesicht. Doch ein Rest der zerdrückten Kartoffeln blieb ihm an Kinn und Nase hängen. Er fluchte das Blaue vom Himmel herunter. Es war ein unbeschreiblicher Anblick! Essensreste liefen ihm über das Gesicht auf seinen Anzug und seine Orden.

Dann zog er seine Uniformhosen hoch und zeigte mir eine lange Narbe, die er sich im Krieg zugezogen hatte. Noch immer mit hin und her taumelndem Kopf sagte er: „Genosse Kourdakov, siehst du das? Das habe ich dem Bastard Stalin zu verdanken! Stalin hat mich in den Krieg geschickt. Stalin hat unsere Körper als Waffen benutzt. Stalin habe ich das zu verdanken, und wenn mich die Narbe schmerzt, verfluche ich ihn.“

In seinem betrunkenen Zustand verfluchte er erst Stalin, dann fielen ihm andere ein. „Nicht nur Stalin, o nein, wer ist denn schon dieser Breschnew? Er ist ein Speichellecker, ein Nichtsnutz, ein Bückling, der um Stalin herum war wie eine Wespe um den Honig. Nur so konnte er überleben, und nur so konnte er Parteichef werden! Ich habe ihn auf dem Parteikongreß in Moskau sprechen gehört. Er blökt wie ein Schaf, bla, bla, bla, ein Wort wie das andere, wie ein Schaf!“

Ich traute meinen Ohren nicht! Doch Orlow fuhr fort, in seinem betrunkenen Zustand seinen „Kollegen“ Breschnew mit Gassenworten zu beschreiben. Ich sah mich entsetzt um, ob die anderen im Raum ebenfalls diese unglaublichen Worte gehört hatten. Wenn sie verstanden, was Orlow da sagte, war ich erledigt! Doch niemand schien sich dafür zu interessieren! Sie hatten, wenn überhaupt noch, nur Augen für die Getränke. Und Genosse Orlow selber war bereits in einer anderen Welt und verlor sich lallend in seinen Wortschwallen.

Doch ich hatte nicht nur die anderen zu fürchten. Wenn Orlow sich später daran erinnerte, was er mir gesagt hatte, dann war mein Leben keinen Pfifferling mehr wert. Er konnte es sich nicht leisten, mich leben zu lassen. Ein Wort von ihm, und ich würde von der Bildfläche verschwinden. Er war ein Mann von solcher Macht. Ich sah ihn mir an. Sein Kopf war jetzt auf den Tisch gesunken, und ich dachte, er sei eingeschlafen. Plötzlich richtete er sich abrupt auf, warf seine Arme in die Luft und sagte: „Der Kommunismus ist der schlimmste Fluch,

der jemals über die Menschheit gekommen ist!“ Er nickte und murmelte: „Kommunismus ist (eine Beschreibung, zu schmutzig zum Abdruck.“) Ich war geradezu versteinert. Orlow wankte und rief aus: „Die Kommunisten sind eine Bande von Blutsaugern!“

Ich floh aus dem Zimmer, durch die Halle und rannte, so schnell ich konnte, zur Marine-Akademie zurück. Tagelang lebte ich in Angst und Furcht.

Bis zu diesem Erlebnis mit Orlow war ich ein aufrichtiger und fester Anhänger des Kommunismus gewesen. Ich hatte einen unanfechtbaren Glauben an seine Ziele und Lehren. Oft war ich von den jüngeren Kadetten gefragt worden: „Warum ist das Leben so schwer in Rußland?“ Meine ständige Antwort darauf war: „Es ist zwar jetzt noch schwierig, doch wir bauen ein besseres Morgen.“ Und ich hatte das aufrichtig geglaubt. Ich hatte viel Widersprüchliches gesehen zwischen den Lehren des Kommunismus und der Realität. Doch ich war sicher, daß es sich dabei um Irrtümer oder persönliche Schwächen gehandelt hatte und daß wir tatsächlich auf dem Weg in eine bessere Zukunft waren.

Doch diese Begegnung mit Orlow und dem Raum voller hoher kommunistischer Funktionäre zeigte mir die wahre Seite dessen, woran ich geglaubt hatte. Tagelang beschäftigte ich mich damit. *So sind also die Führer in Wirklichkeit, dachte ich, gefühllos, hart, zynisch und glauben nicht einmal an den Kommunismus sondern nur daran, was für sie persönlich ein Vorteil ist.*

Mir war aufgefallen, daß es dem Leben der Führer an nichts mangelte, während das Leben des Volkes arm und hart war. Ich hatte die große Kluft gesehen zwischen den Versprechungen des Kommunismus und der Realität im Leben der Menschen. Ich hatte alles gutgeheißen und mich mit den Worten getröstet: „Heute müssen wir noch Opfer bringen, damit wir morgen in einer besseren Welt leben können.“

Doch jetzt hatte ich diese unglaubliche Szene miterlebt. Und ich beschloß, wenn diese Männer nicht daran glaubten sondern das System lediglich zu ihrem eigenen Fortkommen benutzten, dann würde ich das ebenfalls. Wenn ein Mann wie Orlow nicht im geringsten an den Kommunismus glaubte, warum sollte ich es dann? Wenn Orlow gerissen und schlaue genug war, um an die Spitze zu kommen, dann konnte ich es auch. Ich war unter diesem System aufgewachsen, seit ich sechs war, und ich würde meinen Weg darin machen wie die anderen auch. Mein Idealismus, obwohl irregeleitet, war an diesem Abend des 100. Geburtstages von Lenin, am 22. April 1970, gestorben.

„Vorankommen! Vorankommen!“ Dieses Motto aus meinen Kindertagen im Waisenhaus wurde auch jetzt wieder mein Leitspruch. Von jetzt an kannte ich nur noch ein Ziel: An die Spitze zu kommen! Wenn das Spiel Zynismus und Unbarmherzigkeit erforderte, so würde ich mich eben an diese Regeln halten. Und ich würde es besser spielen als Orlow oder irgend jemand anders. Ich würde dem Kommunismus dienen, weil das der Weg war, voranzukommen.

## NATASCHA

Nach zweimaligem Läuten nahm ich den Telefonhörer ab und hörte Nikiforows Stimme: „Ich habe eine große Sache für euch, Kourdakov“, sagte er. „Bring mindestens zehn Männer mit, und sei um Punkt halb neun hier!“ Ohne eine Antwort abzuwarten, hängte er ein.

Normalerweise war es schwierig, mehr als zehn Mann zusammenzutrommeln, doch heute fanden sich vierzehn bereit. Als ich eine Viertelstunde zu früh auf der Polizeiwache eintraf, waren einige bereits da. „Was gibt's?“ fragten sie mich. „Wohin geh'n wir heute abend?“ Ich schlenderte hinüber in Nikiforows Büro, um es herauszufinden.

„Okeanskaja-Straße 66“, sagte er, indem er mit mir vor die Karte trat und auf eine Straßenkreuzung zeigte, drei Häuserblocks davon entfernt. „Ihr haltet am besten hier und geht den Rest des Weges zu Fuß.“

Ich kannte diesen Stadtteil gut. „Das ist eine sehr belebte Gegend“, sagte ich. „Wir waren in der letzten Zeit mehrmals hier. Wir werden mit Sicherheit vorher erkannt werden.“ „Du bist doch militärisch ausgebildet oder nicht?“ sagte Nikiforow in bestimmtem Ton. Das hieß: Benutz militärische Taktiken!

„Gut“, sagte ich, während ich die Karte studierte. „Ich werde zwei Männer hier und einen weiteren an dieser Ecke aufstellen. Auf diese Art kann ich die Straße blockieren und Fußgänger fernhalten.“

„Ausgezeichnet.“

„Wie viele Gläubige erwarten Sie?“

„Fünfzehn!“

„Noch besondere Instruktionen?“

„Die gleichen wie immer“, sagte er. Ich sollte die beiden Männer mitbringen, deren Namen auf dem Zettel standen, den er mir gegeben hatte. „Diese brauchen wir.“

„Und was ist mit den anderen?“

„Mit den anderen?“ donnerte er los. „Soll ich es dir aufschreiben? Verpaßt ihnen einen Denkkettel! Laßt sie wissen, daß sich solche Aktivitäten nicht lohnen.“

„Wann ist die Versammlung?“

„Um zehn Uhr. Seht zu, daß ihr um halb elf da seid!“

Ich ging wieder in den hinteren Aufenthaltsraum, wo meine Leute bereits tranken und Witze rissen. Die meisten von ihnen waren enge Freunde geworden, einige allerdings nur Wodka-Kameraden.

Endlich war es 9.45 Uhr, Zeit zum Aufbruch. Als wir zum Ausgang gingen, rief ich zu Juri hinüber: „Paß auf, was du heute machst, und vor allem, reiß deine Augen auf, bevor du deinen Knüppel schwingst!“

Juri lachte und sagte: „Ja, ja, schon gut, Sergei.“ Auf dem Weg zum Wagen griffen wir uns unsere Polizeistöcke und Handschellen. „Laß die Knüppel heute zusammen“, sagte ich. „Wir kämpfen auf engem Raum.“

Die Handschellen, die wir mitnahmen, waren ebenfalls in besonderer Weise konstruiert. Nachdem sie angelegt waren, zogen sie sich immer mehr zusammen, je mehr das Opfer sich dagegen wehrte, und die scharfen Eisenzähne gruben sich tief und schmerzhaft in das Handgelenk. Ich hatte einmal welche nur so zum Spaß anprobiert, aber gleich nach jemandem geschrien, sie mir wieder abzunehmen. Sie waren überaus schmerzhaft. Wir benutzten sie oft bei den Gläubigen.

Wir stiegen in den Polizeiwagen und rasten los. Mit heulenden Sirenen und Blaulicht fuhren wir wie die Teufel durch die Stadt und brachten den ganzen Verkehr durcheinander. Als wir uns unserem Bestimmungsort näherten, fuhren wir leise und langsam weiter. Bald erreichten wir die Okeanskaja-Straße. „Park hier“, sagte ich zu Viktor. Als der Wagen am Straßenrand zum Stehen gekommen war, zeigte ich auf einige meiner Leute und sagte: „Ihr zwei sperrt hier die Straße ab, und ihr zwei, da drüben, ihr sperrt das andere Ende. Denkt daran, niemand darf passieren. Verstanden?“ Wir hatten die ausdrückliche Anweisung von Nikiforow, alle Passanten fernzuhalten. Ein paar Einsätze in letzter Zeit waren nicht ganz in unserem Sinne verlaufen, da ganze Scharen von neugierigen Zuschauern von den Schreien der Gläubigen angelockt worden waren. Wir hatten sie schließlich vertreiben können, aber der Schaden war getan. Nikiforow hatte davon erfahren. Er war außer sich vor Wut gewesen und hatte mir in unmißverständlichen Worten klargemacht, es unter keinen Umständen wieder vorkommen zu lassen.

Ich war entschlossen, es würde heute Abend nicht wieder Zuschauer geben. Deshalb sperrten wir die Straße an beiden Enden völlig ab. Wir überließen die vier Wächter ihren Pflichten, und die restlichen zehn von uns gingen zu Fuß zum Haus Nummer sechsundsechzig und seinen nichtsahnenden, betenden Bewohnern. In wenigen Augenblicken standen wir davor. Es war ein kleines unscheinbares Haus, genau wie die anderen in dieser Gegend. Drinnen brannte Licht, gedämpft durch schwere Vorhänge. An jeder Seite des Hauses befanden sich zwei

Fenster, die Eingangstür an der Rückseite. Ich bestimmte Posten für die Fenster und für die Tür. Nach dem üblichen Gemaule, „sie würden alles verpassen“, trotteten sie los. Damit war die Hälfte meiner Leute beschäftigt. Ich sagte ihnen, daß sie ihre Posten verlassen dürften, wenn die Sache erst mal in Gang war, um an dem Spaß teilzunehmen. Alles war bereit. Auf leisen Sohlen schlichen wir zur Haustür. Nach einer letzten Versicherung, daß jeder auf seinem Platz stand, nickte ich und rief:

„Achtung, los!“ Damit warf ich mich kräftig gegen die Tür, daß sie aufsprang.

Drinnen sahen fünfzehn kniende Menschen, die zuvor gebetet und leise gesungen hatten, versteinert und in ungläubigem Erstaunen auf. Sie wußten, was jetzt passierte, und ihre Gesichter waren erfüllt von Überraschung und Angst. Ein paar beteten jedoch weiter, und drei oder vier setzten sogar ihr Lied fort, ohne einen Ton auszulassen. Diese Leute, dachte ich bei mir, sind wirklich unvorstellbar! Ich mußte ihren Mut bewundern; jedoch auf der anderen Seite machte es mich wütend. Ich brüllte: „Was macht ihr hier?“

„Wir beten“, erwiderte jemand.

„Zu wem?“

„Zu Gott.“

„Es gibt keinen Gott, ihr Narren“, brüllte ich. „Wißt ihr das denn immer noch nicht? Ihr betet in einen leeren Raum. Wo ist denn euer Gott jetzt? Holt ihn doch zu Hilfe!“ Wir stießen und schubsten sie, als kleine Vorübung für unsere eigentliche Attacke. Dann schwang plötzlich einer meiner Männer seinen Gummiknüppel, und der Kampf begann. Wir schlugen, boxten, hieben und wüteten um uns. Wladimir ergriff einen alten Mann, schmetterte ihm die Faust ins Gesicht und ließ ihn mit aller Kraft durch den Raum segeln, wo er am anderen Ende in einer Blutlache liegenblieb. Anatoly, der sich nicht von Wladimir übertreffen lassen wollte, packte einen anderen und schlug ihm in Magen, Brust und Gesicht, als wenn er ein Spielzeug wäre. Dann erledigte er ihn schnell mit einem Volltreffer auf den Mund. Die Gläubigen, die wir noch nicht zu fassen gekriegt hatten, rannten durch den Raum und versuchten, ihre Bibeln und andere Bücher zu verstecken. Ich beobachtete ihr Vorhaben und brüllte: „Reißt die Bibeln an euch!“

Sergei Kanonenko hatte sein Messer gezückt und schwang es wild in der Luft herum, während die Gläubigen entsetzt versuchten, der Klinge auszuweichen. Juri griff eine alte Frau an ihren langen, grauen Haaren, riß ihren Kopf zurück und verpaßte ihr einen Karateschlag



vor den Hals, so daß sie, ohne einen Laut von sich zu geben, zu Boden fiel.

Plötzlich sah ich einen alten Mann, der gerade versuchte, sich aus dem Staube zu machen. Ich packte ihn und zielte mit einem kräftigen Schlag auf seinen Kopf. Doch es gelang ihm, den Stoß abzuwehren. Das machte mich nur noch wütender, und ich holte erneut aus. Doch plötzlich hielt jemand von hinten meinen Arm fest und rief in flehendem Ton: „Bitte, schlagen Sie ihn nicht! Schlagen Sie ihn nicht! Er ist doch nur ein alter Mann!“

Voller Wut fuhr ich herum. Hinter mir standen zwei junge Männer, Gläubige, einer ungefähr achtzehn und der andere einundzwanzig Jahre alt. „Wollt ihr mir etwa sagen, was ich zu tun habe!“ brüllte ich. „Das werden wir gleich sehen!“ Ich sah mich im Raum um, entdeckte Boris und Juri und schrie: „Nehmt die beiden hier mal nach draußen und bringt ihnen bei, daß sie uns keine Befehle zu erteilen haben.“ Die jungen Männer wurden nach draußen gezerrt und so zusammengeschlagen, daß ihr Gesicht nur noch eine einzige blutige Masse war. Fast sämtliche Knochen in ihrem Gesicht waren gebrochen.

Inzwischen hatte Sergei Kanonenko sein Messer an einigen Frauen ausprobiert. Sie schrien und hielten sich die Seiten. Ein alter Mann lag auf dem Boden, blutend und zerschlagen und bemühte sich, wieder auf die Beine zu kommen. Juri sprang herzu und trat ihm mit seinen schweren Stiefeln einmal fest in die Rippen. Ein knackendes Geräusch verriet, daß er mehrere Knochen gebrochen hatte. Der alte Mann rollte auf die Seite und wand sich in Schmerzen.

Nichts in dem Haus — ob Menschen oder Einrichtungsgegenstände — entging unserer Zerstörungswut. Wir zertrümmerten alles, was uns unter die Hände kam. Wer sein Haus zu einem geheimen Treffen für Gläubige zur Verfügung stellte, mußte damit rechnen, daß er alles verlor, was er besaß. In Minuten war das Haus in ein Tollhaus verwandelt worden — Tische, Stühle, Geschirr, alles war zertrümmert und lag im Raum verstreut umher. Unter den Trümmern lagen halb verdeckt die Gläubigen, einige bewußtlos und die anderen in unsäglichem Schmerzen.

Ich sah, wie Viktor Metwejew nach einem jungen Mädchen griff, das in einen anderen Raum flüchten wollte. Es war ein wunderschönes junges Mädchen. *Was für eine Verschwendung*, dachte ich. Viktor fing sie ab, hob sie über seinen Kopf und hielt sie einen Augenblick hoch in der Luft. Sie flehte: „Bitte, bitte nicht. Lieber Gott, hilf uns!“ Viktor warf sie mit voller Wucht gegen die Wand. Stöhnend und halb bewußtlos fiel sie auf den Boden. Viktor wandte sich um, lachte und rief: „Ich wette, der Glaube an Gott ist ihr gleichzeitig aus dem Kopf ge-

flogen.“ Doch ich konnte nichts weiter denken, als: *Wie schön sie ist!* Ich wünschte, ich hätte sie unter anderen, günstigeren Umständen kennengelernt.

„Nehmt die Bücher“, befahl ich dann. Wir fegten durch den Saal und suchten nach Bibeln und sonstiger Literatur. Einer alten Frau riß ich ein Schulheft aus der Hand, in das einige Bibelverse hineingekritzelt waren. Sie war halb bewußtlos und stöhnte ununterbrochen: „Warum? Warum?“ Es war keine direkte Frage sondern eher ein qualvoller Ausruf, der aus ihrer innersten Seele zu kommen schien. Warum?

„Nehmt die beiden Männer mit!“ ordnete ich an und zeigte auf die beiden Anführer, die auf die Beschreibung paßten, die Nikiforow mir gegeben hatte. „Bringt sie zum Wagen.“ Und während ein paar meiner Leute meinen Befehl ausführten, sammelte der Rest von uns die Ausweispapiere von den Gläubigen ein, anhand derer wir uns dann Notizen machten. Dabei holte ich mir den Personalausweis von diesem schönen Mädchen. Ich hatte ein besonderes Interesse an ihr. Ihr Name war Natascha Sdanowa. Wenn wir erst einmal ihre Namen hatten, konnten wir sie jederzeit wiederfinden.

Der Auftrag war ausgeführt, Zeit zu verschwinden. Ich schickte meine Leute hinaus. Beim Hinausgehen warf ich noch einmal einen Blick auf die Szenerie, die wir zurückließen. In einem wüsten Durcheinander lagen zerschundene Körper, zerbrochene Stühle, Tische, Geschirr, nichts im Zimmer war mehr an seinem Platz. Blutflecke bedeckten die Wände. Wir hatten unsere Arbeit gut gemacht.

Auf dem Rückweg zur Polizeiwache begann ich die beiden festgenommenen Männer zu verhören. Doch zuerst hatten sie eine Frage an uns. „Woher wußten Sie das?“

„Was denkt ihr denn, ihr Idioten? Wir haben unsere Leute, unsere Spione. Für uns ist es das einfachste der Welt, euch zu finden.“ Sie schienen nicht überrascht zu sein.

„Ihr ladet doch die Leute ein, in eure Versammlungen zu kommen — oder nicht?“ fuhr ich fort. „Wenn ihr nicht entdeckt werden wollt, warum tut ihr das dann?“

„Das versteht ihr nicht“, sagte der Untergrundpastor. „Wir wissen, daß Spione auf uns angesetzt werden. Wir sind nicht so dumm. Aber wir haben eine große Verantwortung, andere einzuladen, zu Gott zu kommen. Doch wie können wir Menschen zu Gott führen, wenn wir nur unter uns bleiben? Wir wissen natürlich, wenn wir mit anderen über Gott sprechen, daß einige Spione darunter sein werden. Wir wissen, es ist ein Risiko.“ Er schwieg einen Augenblick, und ich

dachte, er wäre fertig, doch dann fuhr er fort. „Aber wir glauben, daß unsere Verantwortung, andere zu Gott zu führen, wichtiger ist als unsere eigene Sicherheit.“

Was für verrückte Narren, dachte ich. Wie konnte unser Land durch Leute wie solche gefährdet sein?

Es dauerte nicht lange, wieder zur Polizeiwache zurückzufahren, und während die Gefangenen unten „bearbeitet“ wurden, ruhten wir uns oben aus und tranken. Anatoly und Wladimir unterhielten sich lachend über die Razzia. „Schade, daß es immer so schnell geht“, meinte Wladimir bedauernd. „Ein kleiner Schlag, und sie fallen um.“ Ich hatte Wladimirs Schläge gesehen und konnte verstehen, warum die Gläubigen umfielen. „Es ist zu einfach“, fuhr er fort. „Ich wünschte, sie würden sich einmal wehren und uns einen richtigen Kampf liefern.“

Doch das taten sie nicht. Die Gläubigen wehrten sich niemals. Sie versuchten zwar, sich zu schützen, aber zurückschlagen, niemals.

„Großartig, meine Kinder, großartig!“ rief Nikiforow aus, als ich ihm den Verlauf der Razzia schilderte.

Drei Tage später saßen sieben meiner Leute und ich wieder abrufbereit im kleinen Raum hinter Nikiforows Büro, falls irgendwelche Meldungen über Untergrundversammlungen eingehen sollten. Gegen sieben Uhr abends klingelte auch das Telefon, und Sekunden später kam Nikiforow aufgeregt rufend aus seinem Büro gelaufen. „Kourdakow, Kourdakow, macht euch fertig, und fahrt sofort los!“

„Wohin denn?“ fragte ich, ein neues Abenteuer witternd.

„Nagornaja-Straße.“ Er nannte uns die Hausnummer. Entweder hatte irgend jemand bei dieser Adresse etwas Verdächtiges bemerkt, oder einer der Spione hatte die Meldung durchgegeben. Auf jeden Fall war die Zusammenkunft bereits seit einiger Zeit im Gange!

Ich trieb meine Leute zur Eile an und befahl Viktor, so schnell wie möglich zu fahren. Viktor war heute der schlechteste Fahrer der Welt, da er so viele unnötige Risiken hervorrief, indem er nämlich die anderen Autos immer nur um eine Haaresbreite verfehlte.

„Stell die Sirenen ab“, rief ich, als wir uns dem Ziel näherten.

Wir rasten die Nagornaja-Straße hinauf, sprangen aus dem Wagen, bevor er noch zum Stehen kam, liefen zur Haustür und rannten sie ein. Zu unserer Verwunderung waren hier nur junge Leute anwesend. Nicht ein einziger grauer Kopf war zu sehen. Wir waren in eine geheime Jugendversammlung geraten und hatten sie völlig überrascht. Ohne langes Federlesen machten wir uns gleich an die Arbeit, indem

wir die verdutzten Gläubigen ergriffen, sie schlugen, stießen und mit Judogriffen durch die Luft schleuderten.

„Das ist er. Packt ihn“, brüllte ich und deutete auf den dreiundzwanzigjährigen Anführer. Ein paar von meinen Leuten sprangen herzu und schlugen auf ihn ein. Einige andere kümmerten sich um die restlichen, wobei sie spielerisch als Übungssäcke zum Boxen benutzt wurden. Ich warf einen kurzen Blick durch den Raum und wollte meinen Augen nicht trauen! Dort war sie wieder, dasselbe Mädchen! Das konnte doch nicht wahr sein! Doch sie war es. Vor drei Abenden erst war sie bei dieser anderen Versammlung gewesen, wo sie brutal gegen die Wand geworfen wurde. Es war das erste Mal, daß ich sie mir richtig ansehen konnte. Sie war noch schöner, als ich sie in Erinnerung gehabt hatte, mit langem fließenden blonden Haar, großen, blauen Augen und einer glatten Haut — eins der von Natur schönsten Mädchen, das ich je gesehen hatte.

Viktor hatte sie ebenfalls erkannt und rief: „Da ist sie wieder! Hee, seht mal, Jungs, sie ist schon wieder da!“

„Na“, rief ich, „es sieht ja nicht so aus, als wenn du das letzte Mal großen Eindruck auf sie gemacht hättest, Viktor. Deine Lektion scheint nicht angekommen zu sein! Jetzt bin ich an der Reihe!“ Ich packte sie und warf sie auf den Tisch, mit dem Gesicht nach unten. Zwei von uns rissen ihr die Kleider vom Körper. Einer meiner Männer hielt sie fest, und ich begann sie mit meiner bloßen Hand so hart zu schlagen, wie ich nur konnte, immer und immer wieder. Meine Hände begannen zu glühen, aber ich schlug weiter. Sie stöhnte, aber kämpfte verzweifelt, um nicht zu weinen. Um ihre Schreie zu unterdrücken, biß sie sich auf die Unterlippe, bis das Blut über ihr Kinn hinunterlief.

Schließlich konnte sie nicht mehr und begann zu schluchzen. Als ich so erschöpft war, daß ich meinen Arm nicht mehr zu einem einzigen Schlag erheben konnte und ihr Rücken nur noch eine einzige offene Wunde war, stieß ich sie vom Tisch herunter. Sie brach auf dem Boden zusammen.

Auch die anderen jungen Gläubigen lagen auf dem Boden des zerrümmerten Raumes verstreut. Ich sah mich nach meinen Leuten um. Sie hatten wieder ganze Arbeit geleistet. Es lag jetzt kein Grund mehr vor, noch länger hierzubleiben, zumal wir ja den Leiter der Gruppe hatten, und so rief ich: „Beeilt euch! Wir haben ja, wen wir brauchen! Schreibt noch die Namen auf, und dann laßt uns verschwinden.“

Als wir auf der Polizeistation eintrafen, stand Nikiforow bereits in der Tür und begrüßte uns mit einem boshaften und zugleich wohl-

wollenden Lächeln: „Nun, meine Kinder,“ sagte er, „wie ich sehe, habt ihr schnelle Arbeit geleistet.“

„Hier ist Ihr Mann“, sagte ich und stieß den Leiter der Gruppe zu Nikiforow hinüber, der ihn sofort zur „Befragung“ mit nach unten nahm. Ich sah mir die Namensliste der anderen jungen Leute an, die wir bei der Versammlung überrascht hatten. Ich konnte ja noch einfältige alte Leute verstehen, die bereits vor dem Kommunismus von der Religion infiziert worden waren. Aber, daß auch *junge Leute* an Gott glauben konnten! Das war zuviel für mich! Diese Leute in meinem Alter, aus meiner Generation. Es machte mich stutzig.

Doch diesem Mädchen hatte ich bestimmt eine Lektion erteilt. Ich zog Viktor noch einmal damit auf: „Du hast eben doch nicht so viel auf dem Kasten, alter Junge, paß auf, jetzt werden wir Dornröschen nicht mehr wiedersehen!“

Als ich mich am nächsten Tag wieder bei Nikiforow meldete, kam ich gerade hinzu, als er den Jugendleiter verhörte, den wir gestern Abend festgenommen hatten. Ich hörte zu, fasziniert von seiner Vernehmungstaktik. Indem er brutale Einschüchterungsversuche mit plötzlicher Freundlichkeit abwechselte, benutzte er harte und weiche Methoden, um den jungen Gläubigen aus der Fassung zu bringen.

„Glaubst du an Gott?“

„Ja.“

„Nun sag mal, bist du dämlich, dumm oder einfach verrückt?“

Der junge Gläubige erwiderte: „Nun, Herr Hauptmann, Sie werden niemals verstehen, warum ich glaube, was ich glaube, weil es nicht etwas ist, was ich Ihnen bis ins einzelne erklären kann. Ich glaube an Gott, weil er lebt und er in meinem Herzen wohnt.“

Nikiforow bekam einen Wutanfall. „Warum sagst du, ich könnte das nicht verstehen? Denkst du, ich bin zu dumm dazu? Ich habe auch dieses Buch gelesen“, sagte er und zeigte auf die beschlagnahmte Bibel. „Oder denkst du vielleicht, ich kann nicht lesen?“

Der junge Mann war gestern Abend ziemlich hart zusammengeschlagen worden, und die Nacht in der Gefängniszelle hatte ihm auch nicht gerade gutgetan, doch er erwiderte fest: „Gewiß können Sie lesen, aber Sie brauchen Augen, die sehen und Ohren, die hören und ein Herz, das versteht, was der Geist Gottes in diesem Buch sagt.“

Ich hörte interessiert und fasziniert zu. Doch was er da sagte, war mir zu hoch.

„Wenn Sie die Bibel nur lesen, um sie zu attackieren“, sagte der junge Gläubige, „dann werden Sie nie verstehen, was darin ausgesagt wird. Nur Gott kann Ihre Augen öffnen, so daß auch Sie ver-

stehen, woran wir glauben und warum wir bereit sind, jeden Preis für unseren Glauben zu zahlen.“

Hier unterbrach ihn Nikiforow. „Ich muß zugeben, daß ich einiges nicht verstehe.“

Der junge Gläubige erwiderte: „Nun, Herr Hauptmann, damit haben Sie Ihre eigene Frage beantwortet. Sie verstehen nicht, weil Sie Ihre Augen vor der Wahrheit verschlossen halten. Wenn Sie Gott Ihr Herz öffnen würden und Ihre Augen in der Schrift wirklich nach Wahrheit suchen, dann würden Sie auch sein Wort verstehen, und es würde Wirklichkeit für Sie werden wie für mich und für die anderen Leute. Warum öffnen Sie Ihr Herz nicht für Gottes Wort?

Er wird Ihr Leben verändern und . . .“

„Halt den Mund!“ explodierte Nikiforow. „Versuch ja nicht, mir eine Predigt zu halten, du Narr, oder ich ändere *dein Leben* — und zwar endgültig!“ Damit rief Nikiforow nach den Wachen, und der junge Gläubige wurde wieder in die Zelle zurückgebracht. Er wurde später für einige Jahre in ein Arbeitslager geschickt. Ich hatte schon vielen solcher Befragungen beigewohnt, und nie konnte ich irgendeinen Sinn daraus machen. *Diese Gläubigen geben einfach nicht auf*, dachte ich. *Sie versuchen sogar, die Polizei zu bekehren!*

Nikiforow kam wieder zurück und sagte: „Diese Leute sind verückt.“ Dazu hatte er meine volle Zustimmung.

Ich war daran interessiert, mehr über Natascha Sdanowa herauszufinden. Da die Jugendliga für die Jugend zuständig ist, führen wir so eine Art Protokoll über sämtliche jungen Leute in unserer Gegend. Wir wissen genau, wer sie sind, wo sie aufgewachsen waren und wo sie zur Schule gingen. Wir haben sämtliche Informationen über sie. So war es mir auch ein leichtes, Nataschas Karteikarte zu finden.

Sie wurde im Donezgebiet der Ukraine in einem kleinen Ort namens Bachnaja geboren. Ihre Eltern waren Arbeiter auf einer Kolchose und sehr arm. Um bessere Ausbildungs- und Arbeitsmöglichkeiten zu haben, war Natascha bereits als kleines Mädchen zu ihrem Onkel nach Petropawlowsk gekommen. Sie war hier zur Schule gegangen und hatte schließlich die Maxim-Gorki-Schule Nummer Vier im ersten Bezirk von Petropawlowsk bis zum Abschluß besucht.

Anschließend, mit achtzehn Jahren, wurde sie dann Korrekturleserin bei der Zeitung „*Petropawlowsk Prawda*.“ Als ich den Bericht über sie durchlas, stellte ich erstaunt fest, daß sie Mitglied des Komсомол — unserer kommunistischen Jugendliga — in der Schule gewesen war und man ihr ein gutes Zeugnis ausgestellt hatte. Ferner ging genau daraus hervor, was dann weiter passiert war. Nachdem

sie die Schule absolviert hatte, fiel sie in die Hände dieser Gläubigen und wurde bald eine von ihnen — ein perfektes Beispiel dafür, wie die Gläubigen die Leute in ihrem vergifteten Netz einfingen.

Anschließend ging ich ins Büro der „*Petropawlowsk Prawda*“ und erkundigte mich dort nach ihr bei ihren Kollegen. „Sie ist eine ausgezeichnete Arbeitskraft“, sagte einer ihrer Vorgesetzten. „Sie hat uns niemals Schwierigkeiten bereitet. Sie ist freundlich, vertrauenswürdig, verlässlich und leistet eine ausgezeichnete Arbeit.“ Beurteilungen dieser Art verwirrten mich jedes Mal. Bei anderen Arbeitern gab es stets Probleme mit Alkohol, Diebstählen, Faulheit und Untüchtigkeit. Doch wenn ich einen Polizeibericht über einen Gläubigen zusammenstellen mußte, dann hieß es stets an ihrer Arbeitsstelle, daß sie ausgezeichnete Arbeiter seien oder „sehr vertrauenswürdig“ oder „niemals betrunken“. Ich hatte mich schon oft darüber gewundert. Doch es war nicht meine Aufgabe, mich erstaunten Gedanken hinzugeben. Meine Aufgabe war es zu handeln. „Warum wollen Sie das wissen?“ fragte man mich, als ich über Natascha Erkundigungen einzog.

„Wir haben sie zweimal bei einem geheimen Treffen der Untergrundkirche gefunden. Sie ist eine Gläubige.“ Eine Geste des Erschreckens ging durch die Reihen der Mitarbeiter. Verdutzt sahen sie sich an. Es war, als hätte ich gesagt, sie sei eine Aussätzige oder eine Massenmörderin. „Nun, jetzt, wo Sie es erwähnen“, sagte einer von ihnen — und dann folgte ein Strom von Beschwerden. Plötzlich waren sie wie umgewandelt und wußten nur noch Schlechtes über sie zu berichten.

Ich hinterließ die Nachricht an ihrer Arbeitsstelle, daß sie mich zu einem bestimmten Zeitpunkt auf der Polizeiwache aufsuchen sollte. Ich wußte, daß ein solcher Besuch sie sehr erschrecken würde, und das war auch letzten Endes meine Absicht.

Zögernd trat sie ein und setzte sich in den Stuhl gegenüber dem Tisch, hinter dem ich saß. Ich konnte sehen, daß sie Angst hatte. *Soldh eine Schönheit*, dachte ich. *Und da sitzt sie nun mit gesenktem Kopf und starrt den Fußboden an.* Ich fragte sie, warum sie eine Gläubige sei.

„Was sollte ich sonst sein?“ erwiderte sie. „Eine Alkoholikerin? Eine Prostituierte?“ Dann fragte sie: „Haben Sie irgendeine negative Auskunft an meinem Arbeitsplatz bekommen?“

„Nein, das nicht“, gab ich zu.

„Warum haben Sie dann etwas gegen meinen persönlichen Glauben? Füge ich damit anderen Unrecht zu?“

„Nein“, erwiderte ich. „Doch irgendwann hast du einen Fehler gemacht und bist in die Gesellschaft von Leuten geraten, die eine große Gefahr für unser Land sind.“ Ich hielt ihr noch einmal so eine Art Strafpredigt und warnte sie vor ernstlichen Schwierigkeiten, wenn sie sich nicht belehren ließe.

Schließlich erkannte ich jedoch, daß ich sie nicht aus der Fassung bringen konnte.

Ich warnte sie noch einmal, daß diese Vergehen in ihren Personalunterlagen festgehalten wurden und daß sie zu ihrem eigenen Vorteil nicht mehr in der Gesellschaft von Gläubigen gefunden werden sollte.

Trotz ihrer offensichtlichen Angst begann sie mit mir darüber zu sprechen, warum sie an Gott glaubte. Ich hatte gedacht, daß die Schläge und die Vorladung zur Polizei sie so eingeschüchtert hätten, daß damit alles erledigt wäre und daß sie uns keine Schwierigkeiten mehr machen würde. Doch Natascha war ein höchst bemerkenswertes Mädchen.

Während wir uns unterhielten, sah ich die tiefe Narbe an ihrer Unterlippe, in die sie gebissen hatte, während ich sie schlug.

*Wie schade*, dachte ich. Die Narbe verunstaltet ein wenig ihr sonst so makellooses Gesicht. *Wenn wir uns nur unter anderen Umständen kennengelernt hätten!* Ein solches Mädchen war mein Typ.

Als ich alle Informationen von ihr bekommen und meine Lektion beendet hatte, entließ ich sie kurz und streng. Das gehörte zu meiner Einschüchterungstaktik. Ich gratulierte mir selbst, daß ich gute Arbeit geleistet hatte.

Ungefähr eine Woche später wurden wir wieder zu einem Einsatz gegen die Untergrundkirche gerufen. Wie immer sah ich mir das Haus auf der Straßenkarte genau an. Diesmal fand die Versammlung in der Pograschny-Straße statt. Mit heulenden Sirenen fuhren wir wieder los. Dieses Mal waren wir nur zu sechs Mann: Alexander Guljajew, Wladimir Selenow, Anatoly Litowtschenko, Viktor Metwejew, Nikolai Olysko und ich. Dazu kamen noch die, die ich für die Wachen vorgesehen hatte. Als wir in die Nähe des Treffpunktes kamen, stellte ich routinemäßig wieder Posten auf und ließ die Straße an beiden Enden sperren. Als alles gefechtsklar war, stürmten wir ins Haus.

Die schockierten, verwirrten Gläubigen rannten auseinander und versuchten, sich vor dem Regen der Schläge zu schützen. Der Raum war nur klein und mit acht Gläubigen und sechs von uns geradezu vollgestopft. Es war ein ziemlicher Lärm — Rufe und Schreie. *Kleinigkeit, heute Abend*, dachte ich. Und dann fiel mein Blick plötzlich auf ein bekanntes Gesicht. Ich konnte es nicht glauben! Dort war *sie* wie-



der — Natascha Sdanowa! Ein paar meiner Leute hatten sie ebenfalls gesehen. Mit haßerfülltem Gesicht bewegte sich Alex Guljajew auf sie zu, seinen Gummiknüppel hoch erhoben.

Dann passierte plötzlich etwas, was ich nie für möglich gehalten hätte. Ohne vorherige Warnung sprang Viktor zwischen Natascha und Alex und schaute ihn herausfordernd an.

„Geh mir aus dem Weg“, rief Alex ärgerlich.

Viktor rührte sich nicht von der Stelle. Er hob seinen Stock und sagte drohend: „Alex, ich sage dir, rühr sie nicht an! Niemand rührt sie an!“

Ich dachte, ich hörte nicht richtig. Unglaublich, ausgerechnet Viktor, einer meiner brutalsten Männer, beschützte eine von den Gläubigen! „Zurück!“ brüllte er Alex an. „Zurück, oder du kriegst es mit mir zu tun.“ Er beschützte Natascha, die auf dem Boden kauerte. Verärgert schrie Alex: „Willst sie wohl für dich selber haben?“

„Nein“, schrie Viktor zurück. „Sie hat etwas, was wir nicht haben! Niemand rührt sie an! Niemand!“

Ich mußte dem ein Ende machen und zwar schnellstens. Alex in seinem leidenschaftlichen Temperament war bereit zu kämpfen. „Da drüben, Alex!“ rief ich laut und zeigte auf einen Gläubigen, der fliehen wollte. „Ihm nach!“ So abgelenkt stürzte Alex dem Flüchtenden nach. Ich atmete erleichtert auf.

Viktor stand noch immer mit ausgebreiteten Armen und beschützte Natascha, eine leibhaftige Drohung für jeden, der es wagen sollte, zu nahe zu kommen. Natascha stand jetzt hinter Viktor und verstand nicht, was geschah. Solch eine Behandlung hatte sie von unserer Gruppe nicht erwartet. Ich deutete ihr an, aus dem Raum zu verschwinden. Schnell wandte sie sich um und eilte hinaus. Um Mißverständnisse zu vermeiden, nickte ich zustimmend, für die anderen sichtbar.

Das war einer der wenigen Augenblicke in meinem Leben, wo mich etwas tief berührte. Es war wie zu der Zeit, als mein Freund Sascha in Barysewo gestorben war. *Natascha* hatte wirklich etwas! Wir hatten sie entsetzlich geschlagen. Sie war gewarnt und eingeschüchtert worden. Sie hatte unsagbare Schmerzen erlitten, und trotzdem fanden wir sie hier schon wieder. Selbst Viktor hatte das erkannt, und es hatte ihn gerührt. Sie hatte etwas, was wir nicht hatten. Am liebsten wäre ich ihr nachgelaufen und hätte sie gefragt: „Was ist es?“ Ich hätte gern mit ihr darüber gesprochen, doch sie war fort. Dieses heroische christliche Mädchen, das so viel durch unsere Hände leiden mußte, berührte und beunruhigte mich gleichzeitig sehr.

Kurz darauf verließ Natascha Kamtschatka und ging wieder in die Ukraine zurück, da das Leben bei der Zeitung für sie unerträglich geworden war.

Ich schickte ihre Personalakte an die kommunistische Jugendliga in ihr Heimatdorf einschließlich eines ausführlichen Berichtes über ihr Leben als Gläubige.

Irgendwie stimmte mich ihr Fortgehen traurig. Zum ersten Mal hatte ich das Gefühl, daß diese Menschen vielleicht doch nicht die Verrückten und Staatsfeinde sein konnten, für die ich sie immer gehalten hatte. Natascha hatte all meine Vorstellungen über die Gläubigen ins Wanken gebracht.



Sergei mit drei Mitgliedern seiner Attackiergruppe, die er auf Anweisung des KGB und der Polizei gegen Gläubige und Untergrundgemeinschaften einsetzte. *Von links nach rechts:* Sergei Kanonenko, Sergei Kourdakow, Alexander Guljajew und Juri Berestennikow.

## POLIZEIAKTIONEN

Der „Tag des 1. Mai“ ist ein Tag voller Festlichkeiten, Paraden und Picknicks in der gesamten Sowjetunion, aber auch ein Tag, an dem die Leute Friedhöfe besuchen, um an den Gräbern ihrer Verwandten und Freunde Kränze oder Blumen niederzulegen.

Am 1. Mai des Jahres 1970 bekam ich einen Telefonanruf von Nikiforow. Er schien diesmal eine ziemlich überspannte Idee zu haben. „Kourdakow“, rief er aufgeregt, „nimm die Akademie-Kapelle und geht zum Friedhof südlich der Stadt.“ Mit einer Band auf den Friedhof? Hatte Nikiforow den Verstand verloren?

„Was ist denn los?“ fragte ich und hoffte, daß meine Zweifel nicht zu deutlich aus meinen Worten herauszuhören waren.

„Es geht um die Gläubigen. Sie haben sich zu Hunderten auf dem Friedhof dort versammelt, haben ein Orchester dabei und spielen Hymnen.“

„Und was sollen wir dort? Sollen wir sie unterstützen?“

„Dies ist keine Zeit für Witze, Kourdakow,“ sagte Nikiforow kühl. „Schaff nur eure Band dahin, so schnell es geht. Setzt euch direkt neben sie und spielt, so laut ihr könnt.“

Oh, dachte ich, *darauf will er hinaus*. Wir sollen ihren Gesang durch unseren Lärm übertönen. Das war zwar eine verrückte Idee, hörte sich aber sehr unterhaltsam an. Ich mußte die Gläubigen bewundern. Dieser Trick war wirklich schlau. Eine Versammlung auf dem Friedhof an einem belebten Tag wie dem 1. Mai war wirklich eine ausgezeichnete Idee. Sie wußten, daß Hunderte von Menschen auf dem Friedhof waren und daß wir es nicht wagen würden, sie unter diesen Umständen festzunehmen. Was für eine ausgekochte Bande!

Ich trommelte schnell so viele Mitglieder unserer Musikkapelle, wie es in dieser kurzen Zeit möglich war, zusammen, verfrachtete alle in den Wagen, den Nikiforow geschickt hatte und raste los zum Friedhof hinaus. Als wir ankamen, fanden wir eine große Menschenmenge um etwa 200 Gläubige herum versammelt. Viele waren nur Passanten, die stehengeblieben waren, um zu beobachten und zuzuhören. Das einzige, was es wirklich zu sehen gab, waren ein paar Leute, die auf ihren Musikinstrumenten christliche Lieder spielten.

Wir boxten uns langsam, aber sicher durch die Menge. Wenn es Musik war, was die Leute wollten, dann sollten sie jetzt welche haben. „Hierher! Hierher!“ schrie ich. „Lassen Sie uns durch, machen Sie mal Platz“, und so bahnten wir uns unseren Weg bis zur Mitte der Menge, wo die Gläubigen versammelt waren. Wir stellten uns in unmittelbarer Nähe auf, worauf ich die Anweisung gab, mit aller Kraft loszulegen. Mit voller Lautstärke begannen sie Militärlieder zu spielen. Sowohl die Instrumente als auch die gekonnte Darbietung unserer Band waren denen der Gläubigen weit überlegen. „Lauter!“ brüllte ich. „Lauter! Übertönt sie!“

Wir spielten *die Internationale* und andere kommunistische Lieder sowie die sowjetische Nationalhymne. Es war uns ein leichtes, die christlichen Lieder unhörbar zu machen.

Während die Akademie-Band spielte, machten andere unserer Gruppe von allen Gläubigen Aufnahmen, um später ihre Identität festzustellen. Die ganze Zeit über kochte ich vor Wut und fühlte mich regelrecht hilflos, weil wir vor so viel Zeugen zur Untätigkeit verdammt waren. „Mach dir nichts daraus, Sergei“, sagte Viktor, der meine Enttäuschung und wütenden Ohnmachtsgefühle bemerkte. „Die Rechnung werden wir später begleichen. Wir wissen ja jetzt, wer sie sind.“

Doch im Augenblick mußten wir mitansehen, wie diese nicht einzudämmenden Gläubigen ihre Versammlung auf dem Friedhof fortsetzten. Bei dieser großen Besucherzahl konnten wir einfach nicht in Aktion treten. Nachdem jedoch alle Gläubigen fotografiert worden waren, befahl ich der Band, ihre Instrumente einzupacken. Ich war entschlossen, daß sie ihrer Strafe nicht entgehen sollten.

Gelegenheiten dazu boten sich rasch. Eine Razzia auf die Untergrundkirche folgte jetzt der anderen in schneller Folge, durchschnittlich eine alle vier Tage. Verschiedene unserer Einsätze galten weniger der Verhaftung von Gläubigen sondern wurden besonders mit dem Ziel durchgeführt, im Ausland hergestellte christliche Literatur oder handkopierte Bibelteile zu beschlagnahmen.

Ich fragte mich oft: Wieso kann dies unbedeutende Gekritzel in einem Schulheft für den sowjetischen Staat eine solche Gefahr darstellen? Ich konnte keine Gefahr darin sehen, aber Nikiforow sprach unentwegt davon.

Nun, dachte ich, wenn er die Literatur haben will, soll er sie haben. Und wir fanden mengenweise davon. Ein Stück, das uns oft in die Hände fiel, war eine Art Broschüre, die mit einer Hektographiermaschine irgendwo in der Ukraine herausgegeben worden war, einige tausend Kilometer von uns entfernt. Sie war in unseren Teil Sibiriens

an die Gläubigen geschickt worden. Als sie mir das erste Mal in die Hände fiel, dachte ich: *Sieh da, sie organisieren sich endlich.*

Durch Kontakte mit anderen Gläubigen in der Sowjetunion erhielten die Gläubigen in Kamtschatka oft Literatur von außerhalb. Einmal hob Nikiforow eine dieser hektographierten Ausgaben auf, die ich von einer Razzia mitgebracht hatte. Er schüttelte sie wütend und tobte: „Da! Siehst du! Sie haben Verbindung mit anderen Gläubigen in Baku, in der Ukraine, in Kiew, Leningrad, überall! Es ist eine nationale Verschwörung, um unsere Gesellschaftsordnung zu untergraben.“ Er wütete noch eine ganze Weile weiter.

Untergrundliteratur gehört zu einem festen Bestandteil des Lebens in Rußland. Dazu gehört nicht nur illegale, handgeschriebene christliche Literatur, sondern es sind auch Arbeiten von berühmten Schriftstellern, deren Veröffentlichungen in Rußland verboten sind, wie zum Beispiel Alexander Solschenizyn. Da alle zur Veröffentlichung bestimmte Literatur strengstens durch die Regierung kontrolliert wird, verbreitet eine große und gut funktionierende Samisdat-Organisation hand- oder maschinengeschriebene Manuskripte von verbannten Büchern, Novellen oder Geschichten in der ganzen Sowjetunion. Obwohl es streng verboten war, erfreuten sich doch diese einer großen Beliebtheit unter den Offizieren und Kadetten der Marineakademie. Ich war mir dessen bewußt und hatte auch einige dieser Werke selbst gelesen. Solschenizyns Bücher gingen unter den Kadetten von Hand zu Hand.

Jetzt mußte ich erkennen, daß sich die Gläubigen auf die gleiche Art organisiert hatten. Sie verteilten Bibelverse, mit der Maschine geschrieben oder mit der Hand kopiert. Wir fanden auch einige neue Bibeln im Taschenbuchformat, die im Ausland gedruckt worden waren und irgendwie in unser Land gelangten. Ich wußte, daß es eine Sonderabteilung innerhalb der Organisation in Moskau gab, die sich mit dem Schmuggeln von Bibeln in die Sowjetunion befaßte und die Möglichkeiten zu unterbinden suchte. Ich wußte nicht, worin diese Arbeit bestand, aber was immer es auch war, es war nicht sehr erfolgreich.

In meinen Augen war solche Literatur nichts weiter als Unsinn. Ich versuchte, es zu lesen, konnte aber nie verstehen, was daran so großartig sein sollte. Bei einem unserer Einsätze hatte ich versucht, einem großen, kräftig gebauten Gläubigen ein Schriftstück aus der Hand zu reißen. Wenn er gewollt hätte, hätte er mir mein Vorhaben ganz schön erschweren können. Ich wußte zwar, daß ich ihm letzten Endes überlegen sein würde, aber nicht so ohne weiteres. Doch er stand nur da und hielt diese Stücke Papier fest, als wären sie die kostbarsten Dinge der Welt. Ich schlug ihm wiederholt ins Gesicht, doch er ließ nicht locker. Schließlich versetzte ich ihm einen Schlag in den Unter-

leib, so daß er sich krümmte und die Schriftstücke fallenließ. Ich hob die Seiten auf und sah sie mir an. Warum hingen die Gläubigen nur so daran? In unseren Augen waren sie völlig wertlos.

Eines Tages im Jahre 1970 wurde ich wieder zu Nikiforow auf die Polizeiwache gerufen. „Hier! Sieh dir an, was wir hier haben, Kourdakov“, sagte er, als ich sein Büro betrat. Er zeigte auf eine Untergrundzeitschrift, die in primitiver Weise von Gläubigen mittels einer geheimen Vervielfältigungsmaschine hergestellt worden war.

„Woher haben Sie das?“ fragte ich.

„Einer unserer Spitzel gab sie mir“, sagte er übersprudelnd vor Aufregung. „Und er gab uns auch noch weitere Informationen, wo wir mehr von diesem Zeug finden können!“

Für Nikiforow, den Menschenjäger, schienen es immer die glücklichsten Augenblicke seines Lebens zu sein, wenn er sich auf der Spur von Gläubigen befand. Diesen Enthusiasmus konnte ich nicht mit ihm teilen. Ich selbst wollte Karriere bei der Partei machen, gutes Geld verdienen und wurde dabei mehr und mehr in den Sog der Polizeiarbeit gezogen, ja, der Beruf eines Polizeioffiziers erschien mir bald attraktiver als der eines Marineoffiziers.

„Komm her, Kourdakov“, sagte Nikiforow. „Ich werde dir mal was zeigen.“

Wir traten vor die Straßenkarte, und er sagte: „Hier ist es.“ Er zeigte auf die Nummer 64 der Partisanstraße.

„Wessen Haus ist es?“ fragte ich.

„Dort wohnt eine Gläubige, eine Witwe namens Annentschenko mit ihrer jüngeren Tochter. Die ältere Tochter – sie heißt Maris und ist ungefähr zweiundzwanzig Jahre alt – lebt woanders. Wir glauben, daß die Witwe das Zeug entweder hier gelagert hat“, er tippte auf die Karte „oder in der Wohnung ihrer Tochter.“

„Wann sollen wir hingehen?“ fragte ich.

„Morgen nachmittag.“

„Wieviel soll ich mitbringen?“

„Nur vier. Wir dürfen nicht so viel Geld verschwenden“, sagte er und lachte, als hätte er einen guten Witz gemacht.

Eine Literaturrezzia verlief im Grunde anders als ein Überfall auf eine Untergrundversammlung. Um den Anschein der Legalität zu wahren, ging ein uniformierter Polizist auf das Haus zu, das er zu durchsuchen beabsichtigte. Nahe dem Ziel hielt er drei oder vier „Genossen“ auf der Straße an und bat sie, bei der Hausdurchsuchung Zeugen zu sein. Diese „unparteiischen Passanten“ sahen daraufhin der Arbeit des Polizeioffiziers zu, so daß später niemand sagen konnte, die Polizei habe irgend etwas gestohlen. Für uns war das natürlich ein

großer Witz. Doch wir mußten die Form wahren. Wir hatten schon oft Jagd auf Literatur gemacht, doch alle verliefen nach dem gleichen Schema.

Ich suchte den uniformierten Polizisten auf, der die „Suche“ leiten würde. Ihn benötigten wir eigentlich nur zum Schein, denn auch für diese Einsätze war ich Nikiforow gegenüber verantwortlich. Der Polizist, drei meiner Leute und ich stiegen in den Polizeiwagen und fuhren bis an die Ecke Pograntschnaja- und Partisanstraße, hoch oben auf einem Hügel, von dem man die ganze Bucht überblicken konnte. Es ist eine Gegend voller kleiner, weißgetünchter Häuser. An der Ecke sprangen wir alle vom Wagen. Wir unschuldigen „Passanten“ gingen zu Fuß ein kurzes Stück die Straße hinunter. Der Polizist parkte daraufhin vor dem Haus und klopfte an die Tür. Eine Frau von ungefähr fünfundvierzig Jahren machte auf.

Der Polizist sagte: „Ich habe den Befehl, Ihr Haus zu durchsuchen. Wir haben einen Hinweis bekommen, daß Sie illegale Literatur besitzen.“ Dann drehte er sich um und zeigte auf uns. „Diese dort sind einfache Passanten, die ich gebeten habe, dem Gesetz entsprechend als Zeugen anwesend zu sein.“

Was blieb der Frau weiter übrig, als uns hineinzulassen?

So traten wir ein und sahen uns um. Es war ein kleines Haus, ärmlich eingerichtet, typisch für die Wohnungen der Gläubigen. Es lag ziemlich klar auf der Hand, warum die Gläubigen in so ärmlichen Verhältnissen lebten. Wenn erst einmal bekannt wurde, daß jemand zu den Gläubigen zählte, wurde er wie ein Aussätziger behandelt und konnte nur noch die schlechteste Arbeit erhalten, eine Arbeit, für die kaum etwas bezahlt wurde.

„Seht mal hier nach, Männer“, sagte er. Wir gaben jetzt unsere Rolle als unbeteiligte Passanten auf und nahmen eifrig an der Suche teil.

„Sind Sie eine Gläubige?“ fragte ich die Frau des Hauses.

„Ja, das bin ich“, sagte sie. „Ich glaube an Gott. Aber ich habe keine Literatur, falls Sie danach suchen.“

„Das werden wir feststellen!“ erwiderte ich scharf.

„Nun“, fuhr sie fort, „ich bin eine Gläubige. Nehmen Sie mich doch fest, wenn Sie wollen.“

Ich warf einen Blick auf die Frau. *Was hat die für eine Haltung!* dachte ich. Dann begannen wir mit der Suche. Wir rissen den Schrank auf und warfen alles auf den Boden. Wir öffneten Koffer, rissen Kissen entzwei, schnitten Matratzen auf und stellten das ganze Haus, Zimmer für Zimmer, auf den Kopf. Anschließend zerschlugen wir noch das restliche Mobiliar. Ich rief aus: „Hier ist es jedenfalls nicht!“



Doch dann fiel mir ein, daß sie es vielleicht unter den Flurdielen versteckt haben könnte wie ich damals das Gewehr in Barysewo.

Der Polizist hatte eine Brechstange und eine Axt bei sich. Und damit begannen wir jetzt, den Fußboden Diele für Diele aufzureißen. Bald war der halbe Boden abgedeckt. Einer von uns sprang in die Vertiefung und suchte sorgfältig mit der Taschenlampe alles ab.

„Hier unten ist auch nichts“, rief er schließlich.

„Komm wieder herauf“, rief ich ihm zu. „Es scheint nichts da zu sein. Geh'n wir!“ Verärgert über unsere unerledigte Aufgabe stolzierten wir hinaus, wobei wir das Haus von innen als Wrack zurückließen. Sollte sie es doch wieder in Ordnung bringen.

Dieser Ablauf einer Literaturrezzia war normal und wurde fast jedes Mal in der gleichen Weise wiederholt. Wir machten uns keine Gedanken darüber. Diese Leute bedeuteten uns nichts. Was konnten sie schon machen? Sich bei der Polizei beschweren? Wir waren die Polizei. Sich über unsere Köpfe an höhere Instanzen wenden? Natürlich nicht. Wir erhielten ja unsere Befehle von ihnen. Sie konnten gar nichts tun, und das wußten wir — und benahmen uns auch entsprechend.

Bald waren wir wieder auf der Polizeiwache angelangt und berichteten Nikiforow von unserem Mißerfolg. Während wir sprachen, schaute er angestrengt nachdenkend ins Leere und trommelte dazu mit seinen Fingern auf dem Tisch. „An der Sache ist was faul“, sagte er nachdenklich. „Ich weiß, daß sie etwas mit der Lieferung dieser Bücher an die Gläubigen zu tun hat. Ich frage mich nur, ob sie vielleicht bei ihrer Tochter sein könnten, bei der, die nicht bei ihr lebt.“

„Die wird aber inzwischen schon von ihrer Mutter gewarnt worden sein“, sagte ich.

„Natürlich“, stimmte Nikiforow zu, „und sie wird auf der Hut sein . . . Ich hab's!“ sagte er nach einer Weile. „Ihr zwei“, er zeigte auf Viktor Metwejew und mich, „ihr zwei werdet eine Falle stellen. Geht zu ihrem Haus und tut so, als ob ihr Fischer oder Seeleute wäret, die gerade Landurlaub hätten. Dann verwickelt sie in ein Gespräch und laßt beiläufig fallen, daß ihr gern etwas über Gott erfahren würdet. Diese dämlichen Gläubigen erzählen jedem von Gott, wenn sie denken, daß sie ihn bekehren können.“

„Ausgezeichnet! Vielleicht kriegen wir sie so!“ rief ich aus, Feuer und Flamme für diese dramatische Abwechslung in unserer Polizeiarbeit.

Nikiforow sah in seiner Kartei nach und sagte bereits Sekunden später: „Ihr Name ist Maria Annentschenko.“ Er nannte uns die Adresse und weitere Einzelheiten. „Sie arbeitet in einem Gemüse-

laden, der jeden Abend um sechs Uhr schließt. Von da an ist es eure Sache.“

Viktor und ich verließen das Polizeigebäude gegen vier Uhr. Wir hatten noch zwei Stunden Zeit, uns einen Plan auszuarbeiten, wie wir Maria Annentschenko in eine Falle locken könnten. Gegen 5.30 Uhr machten wir uns auf den Weg zur Bushaltestelle, wo sie in etwa einer halben Stunde auf ihrem Nachhauseweg aussteigen mußte.

„Hör zu“, sagte ich zu Viktor, „vergiß nicht, wir sind Fischersleute, gerade vor kurzem an Land gekommen. Wir sind draußen fast ertrunken, und dieses Erlebnis hat uns dazu gebracht, über Gott nachzudenken. Und jetzt sind wir hier, um sie zu fragen, ob sie uns anhand irgendwelcher Literatur zu Gott führen kann. Darauf wird sie bestimmt anspringen! Und wenn sie die Sachen hervorholt, nehmen wir sie fest. So einfach ist das.“

„Phantastisch“, sagte Metwejew bewundernd, dem unser Rollenspiel sehr zusagte. „Aber komm nicht zu schnell zur Sache, sonst wird sie gleich mißtrauisch.“

Wir trödelten noch eine Weile an dem Kiosk herum, wo Maria in kurzer Zeit aussteigen würde. In wenigen Minuten hielt der Bus, auf den wir warteten, und ein Mädchen sprang herunter, das leicht auf Grund der Fotografie, die Nikiforow uns gegeben hatte, zu erkennen war. „Los!“ rief ich leise zu Viktor.

Wir gingen hinter ihr her und hatten sie bald eingeholt. Um unser Auftreten als Seeleute überzeugender spielen zu können, hatten wir ein paar Wodkas zu uns genommen, und während wir sie jetzt in unsere Mitte nahmen, sagte ich heiter: „Hallo, Schöne! Können wir dich ein bißchen begleiten?“

„Nein, vielen Dank“, erwiderte Maria kühl.

Ich warf ihr einen prüfenden Blick zu. Sie war nicht unattraktiv, obwohl ihre Erscheinung schlicht und einfach wirkte, mit einem ernsthaften Zug, der sie umgab. Viktor alberte herum, legte seinen Arm um ihre Schulter und sagte: „Komm, Baby, wie wär's, wenn wir bei dir einen kleinen Schluck zu uns nähmen, und dann gehen wir später tanzen. Komm, wir machen uns 'nen schönen Abend.“

Als wir uns nicht abschütteln ließen, wurde sie immer verlegener und sagte: „Nein, vielen Dank. Ich trinke nicht, und ich möchte auch nirgends hingehen.“ Sie versuchte alles, um uns zu entmutigen, aber wir blieben weiterhin an ihrer Seite.

„Alles, was wir wollen, ist ein Gespräch, ein paar Schnäpse und ein bißchen Vergnügen. Wir waren jetzt sieben Monate lang beim Fischen auf hoher See. Wir wollen uns ja nur etwas unterhalten und uns entspannen!“

Sie schien wirklich nicht zu wissen, was sie tun sollte. „Es sieht so aus, als wenn ihr schon ein paar Schnäpse zu viel hattet“, sagte sie.

Ich erwiderte in der Hoffnung, damit endlich das Eis zu brechen: „Wir wissen, wir haben ein kleines Alkoholproblem. Aber wir wissen nicht, wie wir davon loskommen können. Doch warum sollten wir auch damit aufhören? Was gibt es sonst noch für uns im Leben?“ Damit gaben wir ihr die Möglichkeit, über Gott zu sprechen, aber sie biß nicht an. So fuhren wir fort: „Unser ganzes Leben als Erwachsene haben wir als Seeleute verbracht. Unsere Eltern und Großeltern waren Gläubige. Auch wir haben schon mal über Gott nachgedacht, aber der Wodka ist immer noch der beste Freund eines Seemannes.“

Sie wandte sich um und schaute uns prüfend an, als ob sie sich vergewissern wollte, daß wir tatsächlich nur einfache Fischersleute waren. Inzwischen waren wir vor der Eingangstür eines baufälligen kleinen Häuschens angekommen. „Hier wohne ich“, sagte sie. „Ich muß jetzt gehen.“ Sie hielt an der Tür inne und wartete offensichtlich darauf, daß wir abzogen. „Können wir nicht noch auf ein kleines Gläschen und ein kleines Gespräch mit hineinkommen?“ baten wir, indem wir dicht hinter ihr stehenblieben. „Wie heißt du eigentlich?“

„Maria“, erwiderte sie. Sie öffnete die Tür, um hineinzugehen, und wir folgten ihr unaufgefordert. Drinnen gab es zwei winzige, doch sauber aufgeräumte Zimmer. Wir setzten uns.

„Wer kann schon die Fragen des Lebens beantworten?“ sagte ich nach einer Weile, indem ich betrunkenere tat, als ich war. „Die Fragen nach Gott und diesen Dingen... das geht über meinen Horizont als Fischersmann hinaus.“ Sie beschäftigte sich mit irgend etwas. Ich sah schnell mal zu Viktor hinüber und schüttelte den Kopf, als wenn ich sagen wollte: „Die ist aber eine harte Nuß!“

Wir hatten eine Flasche Wodka bei uns. Viktor zog sie jetzt heraus und stellte sie vor uns auf den Tisch. „Bring uns ein paar Gläser, Maria“, sagte ich. Sie brachte sie, stellte sie vor uns nieder, und wir gossen sie voll. Als sie den Raum für einen Augenblick verließ, beugte ich mich zu Viktor hinüber und flüsterte: „Die ist gar nicht dumm — eine ganz Schlaue. Wenn wir sie in die Falle locken wollen, müssen wir uns schon mehr anstrengen. Glaubst du, sie weiß, daß wir von der Polizei sind?“

Bevor er etwas erwidern konnte, kam sie wieder ins Zimmer, und ich sagte: „Ach, sieh mal her, Maria, wir haben keinen Wodka mehr. Sei doch bitte so lieb und hol uns eine neue Flasche unten aus dem Geschäft, ja? Bitte, Maria“, bat ich und lächelte sie an. Ich glaubte, allmählich hatte sie unsere Geschichte geschluckt, daß wir Seeleute

waren. Sie erklärte sich bereit, welchen zu holen, und ich gab ihr etwas Geld.

Sobald sie das Haus verlassen hatte, sprangen wir auf und begannen mit der Suche. Wir schauten in den Schränken nach, unter den Betten, überall, wo wir Bücher vermuten konnten. Falls sie welche hatte, waren sie gut versteckt. Wir gaben uns alle Mühe, alles wieder an seinen Platz zu stellen, so daß sie keinen Verdacht schöpfen würde. Ich zog zwar die Art der Durchsuchung vor, die wir bei ihrer Mutter angewandt hatten, doch hier wollten wir ja unsere wahre Absicht verbergen. Viktor behielt das Fenster im Auge, während ich in größter Eile jedes Plätzchen durchwühlte. Doch wir fanden kein einziges verdächtiges Stück Papier. „Setz dich, Sergei“, sagte Viktor. „Da kommt sie.“

Ein paar Minuten später trat sie ein, ging durch den Raum und setzte die Flasche Wodka vor uns auf den Tisch. Ich sah ihr an, daß sie sich ein bißchen beruhigt hatte und war mir sicher, daß sie unsere Geschichte glaubte. Ich zwinkerte Viktor zu. Wir begannen jetzt, direkt aus der Flasche zu trinken, und ich erzählte in allen Einzelheiten, wie wir nach Japan gefahren waren, von dort nach Vietnam, an der Küste von Kalifornien entlang, nach Kanada und nach Hawaii. Es wurde eine großartige Erzählung, die lebhaft ausgeschmückt war. Viktor saß daneben und konnte sich das Lachen kaum verkneifen, während er meiner wild aufgebauchten Geschichte lauschte. Dann erzählte auch er von seinen sieben Monaten auf See. Seine Geschichte war nicht schlecht, doch meine fand ich noch besser.

Nikiforow hatte uns in seiner üblichen Voraussicht einen großen Packen Geld mitgegeben, den wir jetzt stolz vorzeigten, als wenn wir tatsächlich gerade mit dem Lohn mehrerer Monate von Bord gegangen wären. Wir blätterten die Scheine hin, damit sie sie auch wirklich sah. „Komm mit“, sagte ich. „Wir haben unsere Taschen voller Geld, alles, was wir brauchen, um einen schönen Abend zu verbringen. Komm, wir gehen irgendwo essen und trinken.“

Dann begann ich eine andere Geschichte zu erzählen, wie ich einmal auf See über Bord gefallen und fast ertrunken war. Angesichts des Todes, so sagte ich ihr, hätte ich erkannt, daß es noch mehr im Leben geben müsse und begann über Gott nachzudenken. Doch wie konnte man ihn finden - diese Frage war geblieben. Während ich mich in meinen Erzählungen erging und eine Lüge nach der anderen auftischte, hatte Viktor alle Mühe, seinem Gesicht nichts anmerken zu lassen.

„Als unser Schiff in den Hafen einlief“, sagte ich, „war ich zu dem Entschluß gekommen, daß dieses Erlebnis eine Warnung für mich sein

sollte und daß ich Gott finden müßte.“ Ich wandte mich zu ihr um und sah sie mit allem Ernst an, den ich aufbringen konnte. „Wir haben uns schon überall umgehört, aber niemand kann uns etwas über Gott sagen. Weißt du etwas von ihm? Vielleicht hast du ein Buch oder eine Zeitschrift, die mir dabei helfen könnte, zu Gott zu finden?“

Jetzt war die Frage heraus. Wie würde sie reagieren? Sie schien absolut kein Dummkopf zu sein. „Wenn du so ernsthaft nach Gott suchst, warum trinkst du dann jetzt? Warum verseuchst du dein Leben mit Alkohol?“

Diese Frage saß! Gescheites Mädchen! Doch keine Frau sollte mich jemals hereinlegen. So erwiderte ich: „Wodka ist ein guter Gesellschafter, wenn man allein ist. Aber wenn ich Gott finden würde, würde ich sicherlich dieses Zeug nicht mehr brauchen oder? Doch wie finde ich zu Gott?“ Ich zuckte mit den Schultern. „Niemand scheint es zu wissen.“

Ähnliche Anspielungen setzte ich noch eine ganze Weile fort und gab ihr dadurch immer wieder eine Möglichkeit, mich zu unterbrechen und zu sagen, daß sie eine Gläubige sei oder mir Literatur geben könne. Schließlich beendete ich meine gefühlvolle Erzählung mit den Worten: „Wenn ich nur jemand finden könnte, der mir den Weg zu Gott zeigen oder mir Literatur darüber geben würde, dafür würde ich sonst was geben.“

Ich wartete. Viktor und ich sahen sie an. Würde sie in die Falle gehen? Das war's, dachte ich. Jetzt haben wir sie! Sobald sie die Literatur hervorkramt, nehmen wir sie fest, bringen sie zu Nikiforow und unterhalten ihn mit der Geschichte ihrer Festnahme.

„Nun, ich habe keine Literatur“, sagte sie endlich. „Aber ich glaube, wenn ihr beide wirklich aufrichtig sucht, werdet ihr Ihn eines Tages finden.“

Viktor und ich sahen uns an. Es war uns inzwischen klargeworden, daß wir verloren hatten. Wir konnten deshalb ebensogut aufbrechen. Was sollten wir hier noch? So erhoben wir uns denn, wünschten mit leicht betrunkenener Stimme Maria eine „gute Nacht“, dankten ihr für ihre Güte zu uns und trollten uns davon.

Sobald wir auf der Straße waren, sagte Viktor zu mir: „Sergei, das war wirklich eine bewegende Geschichte. Du hattest mich fast überzeugt, daß du ein Gläubiger wärst. Du hast Glück gehabt, daß ich dich nicht festgenommen habe!“

Ich lachte, fluchte dann aber und sagte: „Was sagen wir bloß Nikiforow?“ Er hatte vorher bereits lauthals verkündet: „Zwei Zellen warten hier auf Mutter und Tochter. Bringt mir nur ein Beweisstück, und wir verhaften sie beide. Damit wären wir auch die los!“ Niki-

forows Zellen würden leer bleiben. Wir wußten, er würde toben vor Wut.

Als wir zur Polizeistation zurückkamen, erzählten wir ihm zögernd unsere Geschichte. Anfangs schienen ihm vor Ärger die Worte zu fehlen, doch dann explodierte er: „Hereingelegt von einer blöden Frau!“ schrie er. Es schien für ihn unfaßbar zu sein, daß so etwas passieren konnte.

Frau Annentschenko und ihre Tochter Maria waren Nikiforow an diesem Abend entkommen. Doch sie würden nicht in Freiheit bleiben. Irgendwann einmal würde man sie doch festnehmen, und sie würden in das Frauengefängnis nach Magadan deportiert werden.

„Kourdakow“, sagte Nikiforow eines Tages zu mir, „deine Sonderinheit zählt zu den besten im Lande. Nach einem Informationsschreiben, das ich vom Hauptquartier bekommen habe, kann ich dir mitteilen, daß du deine Arbeit besser ausführst als die meisten anderen Gruppen im Lande. Deine Gruppe zählt mit zu den besten.“

Diese Worte erfreuten mich natürlich, denn dieses Lob sowie meine erfolgreiche Führertätigkeit innerhalb der größten Jugendliga-Abteilung in Kamtschatka war sehr bedeutend für meine weitere Karriere. Jeder, der in der Sowjetunion vorankommen will, muß einen hervorragend beständigen und politisch einwandfreien Bericht über sich in den Akten der Autoritäten besitzen. Und das war genau das, was ich beabsichtigte. Nikiforows Ermutigungen spornten mich in meinen Bemühungen an, in meinen Leistungen an erster Stelle zu stehen. Und meine Leute stellten sich auf mich ein, indem sie an Brutalität zunahmen.

Eines Abends überfielen wir eine Gruppe von Gläubigen in einem Haus an der äußeren, südlichen Peripherie von Petropawlowsk, die offensichtlich ein paar Sekunden zuvor von unserem Kommen alarmiert worden waren. Als wir ankamen und knüppelschwingend durch die Tür stürmten, hatten drei bereits die Flucht ergriffen, und die anderen waren gerade dabei. Wir griffen sie wütend an, schlugen sie zu Boden und hieben immer wieder auf sie ein. Unter ihnen war ein alter, weißhaariger Mann, der nicht mehr schnell gehen konnte. Alexander Guljajew packte ihn sich, schwang ihn herum und rief: „Paß mal auf, Opa!“ Der alte Mann bewegte nur seine Lippen. Ich nahm an, daß er betete.

„So, du willst also mit Gott sprechen!“ brüllte ihn Alexander an. „Nun, ich werde dir beibringen, wie man mit Gott spricht. Vielleicht willst du aber auch lieber gleich zu Gott *gehen*!“ Er schüttelte ihn heftig, versetzte ihm einen harten Schlag in den Unterleib und ver-

paßte ihm einen Karateschlag ins Genick. Drei Tage später starb der alte Mann an seinen Verletzungen.

Unser Team entwickelte im Laufe der Zeit gewisse Raffinessen in der brutalen Behandlung von Gläubigen. Wollten wir die Razzia schnell hinter uns bringen und die Gefangenen eiligst im Polizeipräsidium abgeben, wandten wir unser „Schnellverfahren“ an. Wollten wir allerdings unseren Spaß dabei haben und die Gelegenheit zur Box- und Judopraxis benutzen, wandten wir unsere „langsame Technik“ an.

Auf dem Weg zu einer Razzia fragte Viktor gewöhnlich: „Wie halten wir es heute, Sergei, schnell oder langsam?“ Ich dachte eine Minute darüber nach und gab dann meine Antwort den Umständen entsprechend. Manchmal waren die Jungs einer Meinung mit mir, doch manchmal maulten sie auch: „Warum beeilen wir uns nicht lieber, bringen die Sache hinter uns und amüsieren uns lieber mit den Mädchen?“

Das „Schnellverfahren“ bestand hauptsächlich aus Karateschlägen und Judogriffen, von denen Viktor und Wladimir, unsere Boxmeister, genau wußten, wie und wohin sie schlagen mußten, um mit einem einzigen Schlag einen Gläubigen zu erledigen. Lagen alle auf dem Boden, schleppten wir die Anführer in den Wagen, zogen die Ausweise der anderen heraus, notierten alles Wissenswerte und fuhren dann wieder los zur Polizeiwache, um unsere Fracht abzuladen. So schnell wie möglich verdrückten wir uns dann, um eine Bar oder einen Klub anzusteuern.

Es war dieses Schnellverfahren, das den Gläubigen die schwersten Verletzungen einbrachte. Nach einer Razzia starben einmal zwei Frauen daran. Ich erfuhr von ihrem Tod, als ich in einem Gerichtsverfahren gegen eine Frau aussagen sollte, die sich weigerte, ihre Tochter das Abzeichen der Jugendliga tragen zu lassen. Die Mutter war angeklagt, eine Gegenrevolutionärin zu sein, eine Feindin des Staates. Der Richter forderte sie auf, ihr Verhalten zu erklären. Daraufhin erzählte sie, wie ihre Tante an den Schlägen gestorben war, die sie von einer Gruppe von „Polizeirowdys“, so nannte sie uns, erhalten hatte, weil sie an einer Versammlung von Gläubigen teilgenommen hatte. Sie fuhr fort: „Ich habe mich entschlossen, daß, wenn meine Tante für ihren Glauben gestorben ist, ich ihr zu Ehren wenigstens ebenfalls für meine Überzeugung eintreten werde. Und ich dulde nicht, daß meine Tochter das Emblem derer trägt, die sie umgebracht haben.“ Es mußte meine Gruppe gewesen sein, die ihre Tante getötet hatte, denn wir waren die einzigen, die für diese Zwecke eingesetzt wurden.

Das Gericht vertuschte die Angelegenheit und gab den Bericht hierüber nicht weiter. Doch es war ein weiterer Beweis dafür, daß verschiedene Menschen durch unsere Behandlung gestorben waren. Manchmal verletzten wir sie auch mehr, als wir beabsichtigt hatten, was entweder ihren Tod oder eine dauernde Verkrüppelung zur Folge hatte. Manchmal war es auch das Messer Sergei Kanonenkos, welches das Seine tat.

Doch wir fühlten kein Bedauern darüber. Je blutiger der Verlauf, um so herzlicher waren die Glückwünsche von Nikiforow. Berichte mit Angaben der daraus entstandenen Verletzungen oder Todesfälle wurden nach Moskau geschickt, doch wir hörten nie ein tadelndes Wort. Man kann nicht sagen, daß wir eine Bande von Rowdys oder Anarchisten waren, die über ihre Befugnisse hinausgingen, denn über jeden unserer Schritte war nicht nur Nikiforow sondern auch das *Gorkom* und Moskau unterrichtet. Wir hatten auch Beweise dafür, daß Moskau unsere Berichte las, denn oft erhielten wir zu verschiedenen Punkten eine Stellungnahme.

Je länger wir dabei waren, um so heftiger und härter wurden unsere Einsätze. Besonders hart traf das die älteren Leute, die zusammengeslagen wurden wie Möbelstücke. Wir machten auch keine Unterschiede zwischen Männern und Frauen. Nikiforow sagte oft: „Ist eine Mörderin weniger gefährlich als ein Mörder?“ Damit gab er uns zu verstehen, daß wir sie alle gleich behandeln sollten. Unsere Moral sank tiefer und tiefer.

Allmählich bemerkte ich, daß dieser Brutalisierungsprozeß nicht nur auf bestimmte Bereiche in meinem Leben beschränkt blieb. Er drückte vielmehr seinen Stempel auf jeden Gedanken und jede meiner Handlungen. Ich begann auch eine Veränderung in der Weise wahrzunehmen, wie ich die Jugendliga leitete und in meinen Beziehungen zu den Offizieren und Kadetten. Selbst einige meiner Leute bemerkten diesen Wandel mit mir. Einer von ihnen sagte eines Tages: „Sergei, du wirst hart. Was ist mit dir geschehen?“

Seine Frage brachte mich etwas aus dem Gleichgewicht, und ich fragte mich: Sergei, was ist mit dir geschehen? Die grausamen, rücksichtslosen Gefühle, die mich bei unseren Einsätzen beherrschten, hatten jeden Bereich meines Lebens durchdrungen. Ich bemerkte, daß ich sie nicht mehr von meinem übrigen Leben trennen konnte.

Die Veränderung in meinem Leben wirkte sich wahrscheinlich am offensichtlichsten in meiner Arbeit als Führer der Jugendliga aus. Während ich früher meine Position dazu benutzt hatte, den jungen Kadetten zu helfen und ihre Irrwege zuzudecken, damit sie ihre Karriere fortsetzen konnten, so berührte es mich jetzt kaum noch,



ob jemand entlassen wurde oder nicht oder ob seine Karriere für immer zerstört war. In der anfänglichen Zeit, als mein Charakter sich umzubilden begann, war ich dessen nicht gewahr. Später jedoch begann ich immer mehr ein verschwommenes Unbehagen in meinem Leben zu spüren, das jedoch in seiner Art zu unbestimmt war, als daß ich die Ursache dafür erkannt hätte. Es blieb mir auch kaum Zeit, darüber nachzudenken. Die Polizeiaktionen mußten weitergehen.

Als der Sommer des Jahres 1970 herannahte, hatten die Gläubigen zu ihrem Schutz eine neue Methode entwickelt. Sie teilten sich in kleinere Gruppen und trafen sich höchstens zu acht oder zehn Personen. Diese Taktik zwang uns, mehr Einsätze durchzuführen, um die gleiche Anzahl von Gläubigen zu erreichen. Auch sonst wurden die Gläubigen geschickter. Sie begannen, draußen Wachtposten aufzustellen, oft waren es Kinder, die sie beim geringsten Argwohn warnten. Auf ein verabredetes Signal versteckten sie in Sekundenschnelle sämtliche Literatur und Tonbandgeräte, mit denen sie ausländische religiöse Sendungen aufgenommen hatten. Bei einigen Gelegenheiten wurden die Gläubigen sogar so früh von ihren irgendwo stationierten Wachen alarmiert, daß sie alle bereits verschwunden waren, als wir ankamen.

Die Nachricht von unserer Kampagne breitete sich in der Stadt und in der ganzen Provinz aus. Da nur 250 000 Menschen in Kamtschatka lebten und unsere Einsätze verheerende und brutale Folgen hatten, begann sogar die allgemeine Bevölkerung darüber zu sprechen. Diese allgemeine Bekanntheit machte Nikiforow rasend, denn er hatte uns wiederholt davor gewarnt, andere Leute Zeugen unserer Einsätze sein zu lassen, um damit dem Gerücht entgegenzuwirken, daß es in der Sowjetunion keine Glaubensfreiheit gäbe. Auch von Moskau erhielten wir Befehle, daß unsere Polizeiaktionen auf Gläubige unter keinen Umständen an die Öffentlichkeit dringen sollten.

Ein weiterer entmutigender Aspekt unserer Arbeit war der, daß sich die Gläubigen um so schneller zu vermehren schienen, je heftiger wir sie angriffen. Nikiforow hatte geschätzt, daß es in der Provinz Kamtschatka ungefähr 30 000 Gläubige bei einer Bevölkerungsdichte von 250 000 gäbe. Diese Schätzung konnten wir nur bestätigen. Bei den über 150 Einsätzen, die ich leitete, sahen wir kaum ein Gesicht zweimal. Immer wieder taten sich neue Bekehrte zusammen und gaben ein lebendiges Beispiel für die Fähigkeit der Gläubigen, andere mit ihrem religiösen Gift zu infizieren.

Um diese Gruppen zu zerstören, mußten wir immer häufiger Razzien durchführen, was sich allmählich zu einem Zeitproblem für uns entwickelte. Nikiforow brachte schließlich einen Plan an seiner Wand

an, mit dessen Hilfe wir unsere Einsätze zusammenstellten und zeitlich für alle bestmöglichst zu arrangieren suchten. Oft hieß es dabei: „Ich kann nicht die beiden Einsätze heute abend noch durchführen. Einen müssen wir für nächste Woche lassen.“

Auf der anderen Seite war die Vielfalt der Versammlungen fabelhaft für uns. Wir erhielten unsere fünfundzwanzig Rubel pro Razzia, egal, ob nun acht Leute anwesend waren oder zwanzig.

Ein weiterer Umstand, der uns in diesem Jahr auffiel, war der, daß immer mehr junge Leute unter den Gläubigen auftauchten. Bei einigen Versammlungen fanden wir sogar kleine Kinder vor. Selbst Moskau war durch diese Entwicklung alarmiert. Sie qualifizierten es als gefährliches „Phänomen“, das bedingungslos zum Stillstand gebracht werden mußte. Dieses große religiöse Interesse unter den jungen Leuten beunruhigte mich. Ich hielt mich für einen Jugendspezialisten und glaubte, die sowjetische Jugend zu kennen. Doch warum immer mehr junge Leute in den Untergrundversammlungen aufkreuzten, war für mich völlig unerklärlich, wußten sie doch nur zu gut, was das für sie, ihre Karriere und ihre Zukunft bedeutete, wenn sie entdeckt wurden. Sie waren Geschöpfe unseres kommunistischen Staates, und jetzt wandten sie sich in immer größeren Scharen der Religion zu! Ich machte mir tatsächlich Gedanken darüber, was diesen Reiz wohl ausmachte. In Gedanken beschäftigte ich mich immer häufiger mit Natascha. Sie war eine von uns gewesen, eine sowjetische Jugendliche. Was hatte sie in der Religion gesehen? Was hatte sie in Gott gefunden, daß sie willens war, unsere brutalen Schläge dafür hinzunehmen?

Das große Interesse der jungen Leute an Gott beunruhigte die Gemüter in Moskau. Führende Männer der antireligiösen Organisation in Moskau kamen extra nach Kamtschatka, um spezielle Seminare zur Bekämpfung dieser äußerst gefährlichen Entwicklung unter der Bevölkerung abzuhalten. Aus ihren Gesprächen entnahmen wir, daß sie mit dem gleichen Problem auch in anderen Teilen der Sowjetunion zu kämpfen hatten.

Ich konnte nicht umhin, diese jungen Gläubigen mit den Jugendlichen zu vergleichen, mit denen ich in der kommunistischen Jugendliga zusammenkam. Meine jungen Leute waren genau wie ich im kommunistischen Lebensstil aufgewachsen. Seit ihrer frühesten Kindheit hatten sie die kommunistischen Lehren vernommen, glaubten an sie und waren bereit, ihnen mit ganzer Hingabe zu dienen. Doch jetzt begannen sie das Leben in seiner Realität zu sehen und die Widersprüche zwischen kommunistischen Parolen und der Wirklichkeit zu

erkennen. Viele von ihnen wurden dabei zynisch und hart, ein anderer Ausweg war der Alkohol.

Ich verglich dieses leere, sterile Leben, gefüllt mit hartem Zynismus, mit dem der jungen Leute, die sich dem Glauben an Gott zugewandt hatten. Der Kontrast war allzu auffällig und begann in mir nagende Zweifel und Fragen aufzurühren.

## WORTE, DIE MICH NICHT MEHR LOSLIESSEN

Im Juli 1970 saß ich wieder einmal im Wartezimmer der Polizeiwache zusammen mit Anatoly Litowtschenko, Wladimir, Viktor und zwei oder drei anderen meiner Leute. Wir hatten unseren regulären Wachdienst und warteten darauf, daß wir zu einem Einsatz gegen die Untergrundkirche abkommandiert wurden. Wir teilten jetzt unsere Zeit auf zwischen geplanten Razzien und dem Dienst, bei dem wir auf Abruf auf der Polizeistation anwesend zu sein hatten. Wir verbrachten oft viele Stunden im Warteraum, für die wir regulären Lohn bezogen.

An diesem Tag kam Nikiforow zu uns herüber und sagte: „Kourdakow, ich möchte, daß du mit einem deiner Leute nach unten gehst und ein bißchen von dem Schund verbrennst, der sich da unten auftürmt.“

Die Razzien waren jetzt so häufig geworden, daß sich im Handumdrehen ganze Berge beschlagnahmter Literatur der Gläubigen angesammelt hatten. Sie war völlig wertlos und ziemlich pathetisch, wenn man sie sich betrachtete. Sie schrieben oder druckten auf billigem Papier, jedoch waren es die präzisesten handgefertigten Schriftstücke, die ich je gesehen hatte. Wie ich so den ganzen Haufen davon vor mir liegen sah, fragte ich mich, wie sie wohl noch Zeit für andere Sachen haben könnten, wenn ihr Hauptinteresse das Abschreiben solchen Unsinns war.

„Ich wette, daß sie Schreibkrämpfe kriegen!“ rief Viktor aus, und wir lachten.

Unten in der Kiste neben dem Allesbrenner konnte man die seltsamsten Schriftstücke finden. Da gab es z. B. von Hand niedergeschriebene Geschichten, die in leichtverständlichen Worten von Gott berichteten, so daß Kinder sie verstehen konnten. Sie waren für die Kinderstunde bestimmt.

Ich rief Wladimir Selenow, mit mir zu kommen. Wir gingen durch das Treppenhaus nach unten in den sogenannten „Ernüchterungskeller“. Es waren an diesem Tag keine Betrunkenen dort. In einer Ecke neben dem großen eisernen Ofen standen drei große Holzkisten. Zwei von ihnen waren bis zum Rand mit beschlagnahmter Literatur gefüllt. „Mach ein Feuer“, sagte ich zu Wladimir, worauf er einige Blät-

ter hineinwarf, ein Streichholz daranhielt und die Flamme zum Lodern brachte.

Wir ließen die schwere Eisentür offen und warfen die Bücher und Hefte eins nach dem andern hinein. Doch selbst mit lichterloh brennendem Feuer war es hier ungemütlich kalt, und ich wollte etwas trinken, um mich von innen zu erwärmen. Ich bat Wladimir, noch einmal hinaufzugehen und uns etwas zu trinken zu holen. Ich setzte währenddessen die Arbeit fort, warf hin und wieder eine Handvoll Blätter in das Feuer und beobachtete, wie sie in Flammen aufgingen. Dieses Zeug war wirklich zu nichts anderem zu gebrauchen.

Was sahen die jungen Leute nur in diesem Unsinn? fragte ich mich. Ich mußte wieder an Natascha denken, und plötzlich überkam mich eine große Neugierde.

Ich hatte schon oft diese Bücher aus einem Gemisch von Interesse und Verständnislosigkeit durchgeblättert, während wir nach einer Razzia zur Polizeistation zurückfuhren. Ich versuchte sogar, darin zu lesen, konnte aber nichts Sinnvolles dabei finden.

Alles, was ich verstehen konnte, war, daß es sich um geschichtliche Berichte von anderen Leuten handelte. Es war wie jedes andere Geschichtsbuch, nur wesentlich uninteressanter.

Doch jetzt, allein hier unten im Keller, während Wladimir den Wodka besorgen wollte und mich diese Neugierde wieder überkam, was Natascha oder die anderen jungen Leute darin sahen, hob ich ein kleines Büchlein auf und begann darin zu lesen.

Es war ein handgeschriebener Teil aus dem Lukasevangelium, größtenteils das 11. Kapitel. Ein paar Verse fehlten. Ich nehme an, daß es aus dem Gedächtnis geschrieben worden war, und da der Schreiber sich nicht genau an alles erinnerte, hatte er Lücken gelassen, um sie später auszufüllen.

Als ich las, blieb mein Blick an einigen Worten haften. Es war so eine Art von Gebet oder etwas Ähnliches. Als ich es mir genauer ansehen wollte, hörte ich Schritte auf der Treppe. Wladimir kam zurück und brachte den Wodka. Schnell riß ich ein paar Seiten aus dem Schulheft, in das sie geschrieben waren und stopfte sie in meine Tasche.

„Hier ist er“, verkündete Wladimir, als er mit dem Wodka die Treppe herunterkam. Wir machten ein paar ordentliche Züge und warfen den Rest der christlichen Literatur ins Feuer. Dann schlossen wir die Ofentür und gingen nach oben zurück.

Bei der ersten Gelegenheit an diesem Abend, die sich bot, als ich auf meinem Bett in der Marineakademie lag, zog ich die Blätter wieder hervor und begann sie nochmals zu lesen. Jesus sprach mit jemand

und lehrte ihn beten. Ich wurde neugieriger und las weiter. Das war jedenfalls kein staatsfeindliches Material. Da wurde beschrieben, wie man ein besserer Mensch würde und daß man denen, die einem Unrecht tun, vergeben sollte. Plötzlich schienen diese Worte nicht nur da auf dem Papier zu stehen, sondern sie ergriffen irgendwie mein Herz. Ich las weiter und weiter, vertieft in die freundlichen Worte Jesu. Das war genau das Gegenteil von dem, was ich erwartet hatte. Meine Unfähigkeit zu verstehen, die nicht nur meine Augen sondern auch meinen Geist getrübt hatte, verließ mich, und die Worte brannten sich in meine Seele. Es war, als wenn jemand mit mir im Raum weilte und mich diese Worte und ihre Bedeutung lehrte. Immer und immer wieder las ich sie durch und dachte darüber nach. Das ist es also, woran Natascha glaubte . . .

Die Worte ergriffen mich. Ich fühlte mich irgendwie gestört und unbehaglich, wie jemand, der sich auf einem unbekanntem Gelände bewegt. Ich las die Worte immer und immer wieder, dann legte ich sie beiseite, und trotzdem kreisten sie unaufhörlich in meinem Kopf. Diese Worte waren es, die Natascha zu einem besseren Menschen werden ließen, die sie veranlaßten, anderen zu helfen. Sie verfolgten mich geradezu. Es war ein völlig neues Gefühl für mich.

Während der kommenden Tage und Wochen begleiteten mich die Worte Jesu. Ich konnte sie nicht wieder loswerden, so sehr ich es auch versuchte. Fast wünschte ich, ich hätte sie nie gelesen. Alles in meinem Leben war geregelt und in festen Bahnen verlaufen, bis diese beunruhigenden Worte mir den Boden unter den Füßen wegzuziehen schienen. Ich hatte auf einmal Gefühle, die ich vorher nicht gekannt hatte und die ich weder erklären noch verstehen konnte. Ich behielt die Seiten und las sie im Laufe der nächsten Wochen immer und immer wieder durch. Ich verstand sie nur zum Teil, der Rest war mir immer noch unklar. Es war mir, als stünde ich in einem dichten Nebelfeld und versuchte klarzusehen. Ich wußte, hinter den Schwaden war die Helligkeit, etwas zu sehen, zu begreifen, zu erfassen. Aber ich sah keinen Weg, keinen Halt, nur wallende Nebelschleier. Ein großes Gefühl der Verlorenheit kam über mich.

Irgend etwas tief in mir, ein kleines Fünkchen Humanität, war noch lebendig. Ich wußte, das Leben, das ich jetzt führte, war nicht das Leben, das ich führen wollte. Alte Frauen zu schlagen war bestimmt nicht das Ideal meiner Kindheit gewesen. Meiner ersten Religion, dem Kommunismus, hatte ich mich ohne Vorbehalte und mit ganzem Herzen übergeben. Es war das erste, damals in Barysewo, was ich gefunden hatte, an das ich glauben konnte. Doch dieser Glaube war jetzt zerbrochen, zerstört von der Wirklichkeit des Lebens, wie ich es ken-

nengelernt hatte. Dieser alte Kinderglaube war nicht mehr da, und es gab nichts, was an seine Stelle getreten war.

Während dieser Zeit der inneren Unruhe und des Umbruchs nahte Ende Juli mein nächster Urlaub von der Akademie. Ich verließ Kamtschatka und flog nach Westen, nach dem mir vertrauten Nowosibirsk. Und auf diesem Flug beschloß ich, mein Leben nicht in der bisherigen Weise fortzusetzen. Ich konnte es nicht mehr. Zwar hatte ich keine Vorstellung, *wie* ich es verändern würde, nur *wovon* ich es verändern mußte. Ich faßte den Entschluß, aus Rußland zu fliehen und damit meinem Leben hier zu entkommen. Irgend etwas trieb mich dazu, und der Gedanke daran wurde unwiderstehlich.

In Nowosibirsk meldete ich mich beim Polizeihauptquartier und hinterließ eine Adresse, wo ich innerhalb der nächsten vierundzwanzig Stunden in einem militärischen Notfall zu erreichen war. Dann buchte ich ohne vorherige Genehmigung eine Maschine nach Moskau. Dort angekommen begab ich mich als erstes zu dem geheiligten Platz, den ich vor langer Zeit schon einmal besucht hatte, dem Mausoleum von Lenin.

Während ich dort in der riesigen Menschengruppe auf dem ungeheuer weiten Roten Platz wartete, dachte ich an das letzte Mal, als ich gerade siebzehn Jahre alt war und auf meinem Weg nach Lenin-grad, um eine vielversprechende Karriere als Marineoffizier zu beginnen. Voller Optimismus hatte ich damals meine Knie vor der Bahre Lenins gebeugt. Ich hatte zu ihm gebetet, mein Leben zu leiten und zu führen, mir Weisheit für sicheren Erfolg zu schenken und alle Hindernisse aus meinem Weg zu räumen. Gestärkt und ermutigt, hatte ich daraufhin die geheiligte Stätte verlassen und erwartungsvoll der Zukunft entgegengesehen.

Jetzt, im Juli 1970, als ich wieder wartend in der Menge stand, erfüllte mich immer noch ein gewisser Respekt vor Lenin. Er war ein hervorragender Mann. Er hatte gute Lehren aufgestellt. Er hatte gute Ziele verfolgt: die Gleichheit aller Menschen, die Brüderlichkeit untereinander und die Hilfe und Unterstützung der Armen.

Diese Ziele waren es, die mich angezogen und mich veranlaßt hatten, mich ganz dem Kommunismus zu weihen. Während ich so in Gedanken versunken war, schob sich die Reihe der Wartenden ständig voran, und ehe ich mich versah, war ich nur noch wenige Meter von dem toten Körper Lenins entfernt. Wo waren all die guten Vorsätze von „Gleichheit und Brüderlichkeit“, so wie Lenin sie gelehrt hatte? War es Gleichheit aller Menschen, wenn ich eine alte Frau so hart schlug, daß sie innerhalb von ein paar Tagen an ihren Verletzungen starb? War es Brüderlichkeit, wenn ein wunderschönes junges Mäd-

chen zweimal fürchterlich zusammengeschlagen wurde? Was war mit diesen Idealen und Träumen von einem besseren Leben geschehen? Schweigend stand ich hier, mehrere Minuten lang, während ein Sturm in mir tobte. *Genosse Lenin*, dachte ich, *warum sind die Menschen von deinen Lehren so abgewichen? Was ist schiefgegangen?*

Ein furchtbarer Schmerz wühlte meine innerste Seele auf, während ich immer und immer wieder fragte, was aus seinen Versprechungen geworden war. Was war aus der Zukunft geworden, für die wir leben sollten? Wie konnten die Menschen Lenins gute Lehren so verdreht haben? Ich hoffte irgendwie, daß die Nähe Lenins den Sturm in meinem Herzen stillen würde. Doch ich fühlte nichts.

„Geh'n Sie weiter“, flüsterte jemand, und ich wandte mich um und ging hinaus. Es sollte ein endgültiger Abschied sein.

Einsam, enttäuscht und haltlos lief ich durch die Straßen von Moskau. Ich befand mich in einem Zustand völliger Verwirrung, doch wurde mir eine Sache immer klarer: Ich konnte nicht hierbleiben. Ich würde Rußland verlassen und zwar so weit weggehen wie möglich. Einen direkten Grund dafür hätte ich nicht einmal nennen können. Ich wußte nur, daß ich bitterlich enttäuscht und zutiefst unglücklich war. Irgend etwas war furchtbar schiefgelaufen.

Ich fuhr weiter nach Lwow und blieb dort bei einem meiner ukrainischen Freunde, den ich in Petropawlowsk getroffen hatte. Ich kaufte eine Taucherausrüstung auf dem Schwarzen Markt und plante, damit an die russisch-ungarische Grenze zu fahren, die Tiza unter Wasser zu durchschwimmen und in Ungarn wieder aufzutauchen. Dann müßte ich meinen Weg durch Ungarn finden, bis ich an den Fluß kam, der die Grenze nach Österreich bildete. Ich würde meine Taucherausrüstung wieder überstreifen und auf die gleiche Weise nach Österreich gelangen. Ich hatte ungarische Währung und war bereit, aufzubrechen. Es war ein verrückter Plan, aber ich mußte all diesem hier entfliehen.

Ich verabschiedete mich von meinem Freund in Lwow und fuhr in eine der kleinen Städte an der ungarischen Grenze. Ich mietete mir ein Taxi und erklärte dem Fahrer, daß ich die ferne östliche Spitze von Rußland in Sibirien gesehen hatte und jetzt wollte ich das westliche Ende unseres Landes sehen. Dieser Gedanke schien ihm einzuleuchten, und so fuhr er mich an die Grenze und setzte mich dort ab. Ich sagte ihm, daß ich von selbst zurückfinden würde. Auf der anderen Seite konnte ich Ungarn liegen sehen, doch obwohl es ein kommunistisches Land war, war die Grenze strengstens bewacht. Nach kurzer Betrachtung dachte ich bei mir: diese Grenze ist nicht da, um die Ungarn von Rußland fernzuhalten!



Nachdem ich mir eingehend die Szene besehen hatte, die ständig patrouillierenden Posten, die Wachtürme, wußte ich, daß mein Plan, den Fluß zu durchschwimmen, unmöglich war. Aus der Entfernung hatte sich dieser Plan gut angehört, aber hier aus der Nähe war er unmöglich. Eine innere Stimme sagte mir: „Geh nicht!“ So gab ich diesen Plan auf, ließ meine Taucherausrüstung zurück und befand mich bald schon wieder auf dem Rückweg nach Lwow.

Dort entwickelte ich einen anderen Plan, der mich zuerst nach Baku, dann nach Jerewan, der Hauptstadt von Russisch-Armenien, brachte.

In Jerewan nahm ich einen Bus, der mich auf das Land, in die Dörfer nahe der Türkei brachte. Bald hatte ich ein kleines Dorf, die Endstation der Buslinie, erreicht und ging auf die türkische Grenze zu. Ich ging nur bei Nacht, am Tag versteckte ich mich, bis ich dicht an die Grenze gekommen war. Auf der anderen Seite der Grenze konnte ich Soldaten in einer kleinen türkischen Stadt sehen. Doch überall auf der sowjetischen Seite standen russische Soldaten. Die ganze Nacht stand ich dort und wartete, doch die Grenze war nicht einen Augenblick unbewacht. Auch hier war ein Entkommen unmöglich. Meine beiden Versuche, ein neues Leben zu beginnen, waren fehlgeschlagen.

Da mein Urlaub fast vorüber war, buchte ich eine Maschine nach Nowosibirsk und von dort zurück nach Petropawlowsk, um mich wieder bei der Marineakademie zu melden. Meine geistige Verfassung war ein einziges Durcheinander.

## DIE LETZTE RAZZIA

„Willkommen zu Hause, Kourdakov“, rief Nikiforow, als ich zum ersten Mal nach meiner Rückkehr wieder die Polizeiwache betrat.

*Wenn der wüßte, dachte ich, womit ich meine Zeit verbracht habe, dann würde er mich sicherlich nicht so herzlich willkommen heißen.*

„Ich freue mich, daß du wieder da bist“, sagte er. „Hier gibt es jede Menge Arbeit für dich. Bald wirst du wieder richtig drin sein. Ich wette, daß du das Geld auch gut gebrauchen kannst, was?“

Es dauerte auch nicht lange, bis ich wieder dabei war, eine Razzia nach der anderen durchzuführen. Die kleinen Gruppen der Gläubigen bestanden immer mehr aus jungen Leuten. Während der Verhöre gaben sie an, daß sie erst in letzter Zeit überzeugte Christen geworden wären. Nikiforow war ernstlich besorgt, und die Flut von Richtlinien, die wir fortlaufend von Moskau erhielten, wirkte höchst alarmierend.

Merkwürdigerweise zeigte ich trotz meiner geistigen Verfassung keinerlei Mitleid oder Großzügigkeit gegenüber den Gläubigen. Vielmehr war ich aufgrund meiner Unzufriedenheit und Unsicherheit noch reizbarer als zuvor. Ich war abrupt und barsch gegenüber meinen Leuten und gegenüber den Gläubigen. Die letzten Razzien, die ich durchführte, waren die brutalsten von allen. Irgend etwas zwang und trieb mich, so zu handeln, wie ich es tat. Ich verstand nicht, was es war und ließ meine quälenden, unerklärlichen Gefühle und Feindseligkeiten an jedem aus, der mir in die Quere kam.

An einem Freitagnachmittag im Oktober 1970 bekam ich einen Anruf von Nikiforow. „Kourdakov“, begann er, „ich möchte, daß du am Sonntag um halb eins hier bist. Bring so viele von deinen Leuten mit wie möglich.“

Ich rief meine Männer an und sagte ihnen, daß sie sich Sonntagnachmittag auf jeden Fall in ihren Zimmern aufhalten sollten. Ich wollte dann mit dem Polizeiwagen vorbeikommen und sie abholen.

Um zehn Uhr vormittags ging ich zur Polizeiwache, um mich von Nikiforow informieren zu lassen und um die Adresse der geplanten Versammlung zu erfahren. „Wieviel Leute werden voraussichtlich da sein?“ fragte ich.

„Fünfzehn oder sechzehn“, erwiderte er.

Das überraschte mich. Es war schon lange her, daß wir so viele Gläubige zusammen bei einer Versammlung der Untergrundkirche angetroffen hatten. Doch ich hatte zehn Leute außer mir, über die ich verfügen konnte, und so würde es kein Problem geben.

„Ich möchte, daß ihr diesmal ein bißchen anders vorgeht, Kourdakov. Wie wir von unseren Informanten erfahren haben, wollen die Gläubigen sich bereits um zwölf Uhr zu einer Gebetsgemeinschaft treffen, die bis zwei Uhr dauern soll, erst dann beginnt ihre eigentliche Versammlung. Ich möchte, daß du so früh wie möglich einen Mann mit einem Tonbandgerät dort hinschickst, der ihre Gebete aufnimmt, damit wir herausbekommen, worum sie beten.“ Die Polizei sei sehr beunruhigt, sagte er und hielt es für möglich, daß die Gläubigen ihre Gebetsgemeinschaft als Tarnung für regierungsumstürzlerische Aktivitäten benutzen würden.

*Wenn Nikiforow ein Tonband mit ihren Gebeten haben möchte, dachte ich, dann soll er es bekommen.*

Ich teilte Juri mit, daß er um halb eins, eine halbe Stunde nach Beginn der Gebetsgemeinschaft, dort sein solle. Ausgerüstet mit einem kleinen batteriebetriebenen Tonbandgerät sollte er so nahe wie möglich an den Versammlungsort herangehen und alles aufnehmen, was drinnen passierte. Die Gläubigen wollten sich in einem Badehaus treffen, das im Garten eines kleinen Hauses gegen einen Berghang gebaut worden war. Es gab keine Häuser mehr dahinter, und in der Rückseite des Badehauses waren auch keine Fenster. Von innen würde es unmöglich sein, jemanden zu beobachten, der sich über den Hügel von der Rückseite her dem Hause näherte.

Nachdem ich Juri losgeschickt hatte, machte ich meine Runde, um meine Leute abzuholen. Ich hatte keine Ahnung, daß dies meine letzte Razzia sein würde.

Gegen zwei Uhr näherten wir uns leise der Nachbarschaft, in der die Gebetsgemeinschaft stattfand und parkten den nicht als Polizeiwagen zu erkennenden Lkw in einiger Entfernung. Wir stiegen aus und kletterten über den Hügel, um uns von der Rückseite her dem Haus zu nähern. Zwei meiner Leute postierte ich unten in der Straße, um Neugierige fernzuhalten, die eventuell von den Schreien der Gläubigen angelockt werden könnten.

Als wir über den Hügel kamen und uns von hinten dem Badehaus näherten, sahen wir, daß es von allen Seiten verrammelt war. Als wir näher kamen, entdeckten wir Juri bei seiner Arbeit. Sein Tonband lief und hatte die gedämpften Stimmen der betenden Gläubigen während der letzten neunzig Minuten aufgenommen. Diese Gebete würden

wieder und wieder in Moskau abgehört werden. Sie würden dem Staat dabei helfen, die Haltung und die Gedanken der Gläubigen zu studieren, um sie wirkungsvoller bekämpfen zu können.

Ich warf einen Blick auf den armen Juri, der kniend seine Tonbandaufnahmen machte. Ich wette, es war die erste Gebetsgemeinschaft, der er beigewohnt hatte — und das auf seinen Knien, fast zwei Stunden lang! Leise bewegten wir uns im Gänsemarsch auf das Gebäude zu.

Vor der Tür machten wir eine kurze Pause, und meine Leute warteten auf das Startzeichen. Dann rief ich: „Los!“ Und der Überfall begann. Die Tür war unverschlossen — offensichtlich hatten sie nicht mit unserem Kommen gerechnet —, und wir stürmten hinein. Wie der Informant vorausgesagt hatte, waren fünfzehn oder sechzehn Gläubige anwesend, die dicht zusammengedrängt saßen. Wir hatten sie mitten im Gebet überrascht.

Wladimir Selenow begann sofort damit, einem der Gläubigen eine Bibel aus der Hand zu reißen und sie zu zerfetzen. Eine der Frauen schrie: „Warum! Warum macht ihr das?“ Es war ein verwundeter, tiefer Schrei, aber er machte Wladimir nur wütend, und er schlug ihr mit aller Kraft mitten ins Gesicht. Es war ein professioneller, gut gezielter Schlag, der jeden Mann umgeworfen hätte, vielmehr noch eine zierliche, kleine Frau. Sie wurde gegen die anderen Gläubigen geschleudert und fiel mit blutendem Gesicht auf den Boden.

Schreie zerrissen die Luft, als meine Leute an die Arbeit gingen. Durch einen Hebeldruck verkürzte ich meinen Gummiknüppel auf die kleinste Größe, um in diesem vollen Raum wirksamer damit umgehen zu können. Stöße und Fäuste sausten nur so durch die Luft, und die Schreie der Gläubigen waren so laut, daß einem das Trommelfell hätte platzen können. Einige schrien aus Angst, andere, weil sie zusammengeschlagen wurden.

Nahe einer Wand sah ich eine alte Frau. Die Angst stand ihr im Gesicht, und ihre Lippen zitterten im Gebet. Ich konnte wegen des Lärms nicht hören, was sie sagte. Aber daß sie betete, brachte mich noch mehr in Wut, ich sprang auf sie zu und hob meinen Stock, um ihr einen Schlag zu versetzen. Plötzlich sah sie mich mit erhobenem Arm vor sich stehen, bereit, den Gummiknüppel auf sie niedersausen zu lassen, und sie betete laut heraus. Mehr aus Neugier als alles andere hörte ich für einige Sekunden zu, was sie sagte. Und da hörte ich die Worte: „O Gott, vergib diesem jungen Mann. Zeig ihm den wahren Weg. Öffne seine Augen und hilf ihm. Vergib ihm, o Gott.“

Ich begann, meine Fassung zu verlieren. *Warum betet sie nicht um Hilfe für sich selbst - anstatt für mich! Sie ist dabei, von mir erledigt*

zu werden. Ich war wütend darüber, daß sie, ein Niemand, für mich, Sergei Kourdakov, den Führer der kommunistischen Jugendliga, betete. In einem Anfall von Wut packte ich meinen Stock fester und hatte die Absicht, ihn auf ihren Kopf niederzuschmettern. Ich wollte ihr einen solchen Schlag versetzen, der sie töten würde. Ich holte aus, doch plötzlich passierte die merkwürdigste Sache. Jemand ergriff mein Handgelenk und riß es zurück. Ein Schreck durchfuhr mich, denn es war schmerzhaft. Es war keine Einbildung. Es war ein Druck um mein Handgelenk, der tatsächlich weh tat.

Ich dachte im ersten Moment, es sei einer der Gläubigen und wandte mich um, um ihm einen Schlag zu versetzen. Doch es war niemand da!!

Ich schaute hinter mich. Niemand konnte meinen Arm festgehalten haben. Und doch hatte mich jemand gepackt. Ich fühlte noch den Schmerz. Ich stand da wie unter einem Schock. Das Blut stieg mir zu Kopf. Mir wurde heiß, und Entsetzen kam über mich. Ich konnte es nicht fassen. Es war so unwirklich, so verwirrend. Dann vergaß ich alles. Ich ließ meinen Knüppel fallen und rannte nach draußen. Das Blut raste in meinem Kopf, und Tränen begannen über mein Gesicht zu strömen.

Seit ich vier Jahre alt war, hatte ich, soweit ich mich erinnern konnte, nur ein einziges Mal geweint. Selbst bei den brutalsten Schlägen von Onkel Nitschy damals im Kinderheim hatte ich nicht eine Träne vergossen. Niemand wird mich jemals zum Weinen bringen, hatte ich mir geschworen. Weinen war ein Zeichen der Schwäche. Doch jetzt, als ich vor dem unfaßbaren Ereignis weglief, weinte ich. Richtige Tränen liefen über meine Wangen. Ich fühlte mich verwirrt und verloren. Dinge ereigneten sich, die ich einfach nicht verstehen konnte. Ich rannte, ging ein Stück, dann rannte ich wieder, ohne mich an etwas zu erinnern. Stunden vergingen. Ich weiß nur noch, daß ich immer weiter lief und weinte. Ich weiß nicht, wie lange ich unterwegs gewesen war oder wo ich mich im Augenblick befand. Doch als ich schließlich wieder zu mir kam, war es bereits dunkel.

Langsam machte ich mich auf den Weg zur Polizeiwache. Es war jetzt bereits neun Uhr abends. Kaum war ich eingetreten, als Nikiforow auch schon explodierte. „Kourdakov, wo bist du gewesen?“ Es war mehr eine Aufforderung als eine Frage.

„Ich mußte über einige Dinge nachdenken“, erwiderte ich, „und ich bin zu dem Entschluß gekommen, diese Arbeit aufzugeben.“

Ein besorgter Ausdruck erschien auf Nikiforows Gesicht, der den ärgerlichen ersetzte. Er sah mich einige Sekunden abschätzend an und sagte dann: „Sergei“, seine Stimme klang jetzt längst nicht mehr

so barsch, „du bist lediglich übermüdet. Geh, und schlaf dich mal richtig aus.“

„Aber ich bin nicht, ich habe nicht . . .“ Er fiel mir ins Wort und sagte: „Du bist übermüdet. Geh, und ruh dich aus. Wir werden später darüber sprechen.“

Ein paar Tage später rief mich Nikiforow in der Marineakademie an, um wieder eine Razzia auf einer Versammlung von Gläubigen durchzuführen. Ich stotterte, suchte nach einem Ausweg und sagte dann wahrheitsgemäß: „Ich bin so beschäftigt mit meinen Studien. Wir haben Prüfungen in den nächsten Tagen. Ich kann heute nicht mitmachen.“

Nikiforow zögerte. Es war das erste Mal, daß ich eine Razzia abgelehnt hatte. Er sagte jedoch nichts mehr sondern hängte ein.

Ein paar Tage später war Nikiforow wieder am Telefon und wies mich an, an diesem Abend mit einigen meiner Leute bei ihm zu erscheinen.

„Ich schaffe es nicht“, erwiderte ich. „Ich muß mich auf ein Treffen der Jugendliga vorbereiten.“ Ein paar Tage später rief er wieder an, und ich sagte: „Ich bin durch mein Studium ausgelastet, dann habe ich noch meine Verpflichtungen als Leiter der Jugendliga. Ich glaube nicht, daß ich in Zukunft noch Zeit haben werde, meine Arbeit bei der Polizei fortzusetzen.“

„Wir sprechen uns später“, sagte er und hängte auf. Ich fühlte mich erleichtert. Vielleicht war ich die Sache los. Ich hoffte es. In den letzten beiden Jahren hatte ich über 150 Razzien gegen die Untergrundkirche geleitet, im Durchschnitt alle fünf oder sechs Tage eine. Im Augenblick stand ich unter einer großen seelischen Belastung, die ich mir nicht erklären konnte. Es war, als wenn mein Herz durch einen schweren Stein ersetzt worden wäre, der mich niederdrückte. Irgend etwas stimmte nicht mit meinem Leben.

Doch ich sprach mit niemandem darüber.

Ungefähr zwei Wochen später, um den 1. November herum, fand die reguläre Parteiversammlung aller Mitglieder der Kommunistischen Parteien in Petropawlowsk statt, bei der ich den kommunistischen Senioren einen Rechenschaftsbericht über meine Arbeit als Führer der Jugendliga abzugeben hatte. Ich hatte tatsächlich nur Positives zu sagen, denn ich hatte mich mit Eifer in meine Arbeit bei der Liga gestürzt, und meine Organisation war wirklich die beste in der ganzen Provinz. Ich brachte Tatbestände, Illustrationen und Pläne für die kommenden Monate und hatte nach meiner Meinung Grund genug, viele Komplimente zu bekommen. Doch statt dessen erwartete mich eine Überraschung. Sowie ich meine Rede beendet hatte, stand

ein Genosse auf und fragte: „Genosse Sergei, warum hast du deine Arbeit bei der Polizei aufgegeben?“

Irgendwo aus der Menge rief ein anderer laut: „Er arbeitet nicht mehr für die Polizei? Wo hast du denn das gehört?“ Der erste erwiderte: „Ein kleiner Vogel hat es mir gesagt.“ Während sie darüber lachten, erkannte ich, daß Nikiforow das alles inszeniert hatte, um mich durch diesen Druck wieder für die Polizeiarbeit willig zu machen.

Der Vorsitzende beugte sich in gespielterm Erstaunen zu mir herüber und sagte: „Das kann ich nicht glauben! Solch eine gute Arbeit mit wenigen Stunden und guter Bezahlung! Ist das wahr, Genosse Sergei?“

„Ja, das stimmt“, erwiderte ich.

„Der kleine Vogel hat uns außerdem noch verraten, daß du dich geweigert hast, die *religiozniki* zu schlagen“, sagte der erste Mann wieder.

„Ist das auch wahr?“ fragte der Vorsitzende.

„Ja, Genosse, es stimmt“, erwiderte ich.

„Nun“, antwortete er, „ich glaube, jeder, der eine solche ausgezeichnete Arbeit verweigert, muß ein bißchen verrückt sein - - .“  
„Warum?“

Dieser unerwartete Angriff auf mich, unmittelbar nach meinem ausgezeichneten Rechenschaftsbericht, ließ mich in gewisser Weise die Fassung zu verlieren. Ich vergaß meine Vorsicht und sprudelte meine Gefühle heraus, etwas, was mich das Leben eigentlich gelehrt hatte, niemals zu tun.

„Genossen“, sagte ich, „ich war ein Aktivist und kommunistischer Jugendführer seit meiner Zeit als Oktobrist im Alter von acht Jahren. Ich habe der Partei, so gut es in meinen Kräften stand, gedient, und so will ich ihr auch weiter dienen. Aber ich habe auch die Richtlinien der Partei und die Verfassung der UdSSR studiert. Darin steht geschrieben, daß wir alle Brüder sein sollen. Und deshalb kann ich sie nicht schlagen. Nein, das letzte Mal habe ich diese *religioniziki* nicht geschlagen. Nach unseren Lehren sind sie meine Brüder. Wie kann ich meine Brüder schlagen? Wie kann ich diese Arbeit fortsetzen? Natürlich haben wir ein Problem mit diesen Gläubigen, aber es steht nirgendwo, daß wir sie schlagen und verkrüppeln müssen!“

Der Vorsitzende fiel mir scharf ins Wort. „Genosse Sergei“, sagte er, „du warst der beste Jugendleiter, den wir seit Jahren auf der Marineakademie hatten. Du bist immer noch sehr jung und hast viel zu lernen. Diese *religiozniki* sind nicht unsere Brüder! Sie sind wie Mörder! Sie töten den Geist unserer Kinder. Sie machen andere durch ihren vergifteten Glauben zu Krüppeln. Wir müssen unser Land von

diesen Leuten befreien. Deine Art Mitleid für diese Leute ist nichts weniger als eine Infektion! Die Gläubigen sind doch diejenigen, die unser Volk aufhetzen und Unruhe stiften. Sie zwingen unsere Regierung, riesige Summen zu verschwenden, um gegen sie vorgehen zu können, die eigentlich zum Aufbau und zur Unterstützung unseres Landes bestimmt waren. Diese Leute, die von innen heraus arbeiten, schaden uns, indem sie den Glauben der Leute an den Kommunismus unterminieren und ihn durch einen Glauben an einen imaginären Jesus Christus ersetzen.“

Er fuhr fort, wobei seine Stimme an schrillum Klang zunahm. Dann wurde er plötzlich wieder ruhig. „Sie sind ein kommunistischer Jugendführer. Wenn wir diese Leute ausgerottet haben, dann wird diese Art von Arbeit nicht mehr notwendig sein“. *Ich dachte, so wie die Gläubigen ihren Glauben an andere weitergeben, werde ich dann längst tot und begraben sein!*

„Unser Zentralkomitee und das Politbüro haben uns diese Aufgabe übertragen, und wir müssen sie ausführen“, sagte der Vorsitzende zu mir.

„Wenn sie getan werden muß“, erwiderte ich, „dann suchen Sie sich jemand anderes dafür — nicht mich.“

In die gespannte Stille, die jetzt folgte, rief jemand: „Lassen Sie ihn gehen. Er ist jung und unerfahren. Seine sonstige Führung ist tadellos. Geben Sie ihm Zeit. Er wird schon wieder Vernunft annehmen.“ So stimmten sie schließlich darin überein, mich vom Polizeidienst zu befreien, mich aber meine Arbeit als Führer der Jugendliga an der Marineakademie fortsetzen zu lassen.

Ich verließ eilig den Raum. Hinter mir hörte ich noch Kommentare wie: „Er ist jung. Er hat noch eine große Zukunft vor sich. Laßt ihm Zeit. Er wird schon noch zur Einsicht kommen . . .“

Normalerweise hätte mein Handeln Argwohn erregen müssen, und ich wäre beobachtet worden. Doch meines Wissens geschah nichts dergleichen, vielleicht, weil sie selbst erkannten, daß ich sehr beschäftigt war. Außerdem war meine sonstige Haltung und allgemeine Beurteilung ohne jeden Tadel.

Ich wandte mich wieder meinen Studien zu, die sich jetzt dem Ende näherten. Bald würde ich als zweiter Kadetten-Leutnant der sowjetischen Marine eingesetzt werden. Vorerst behielt ich auch meine Arbeit als Führer der Jugendliga bei, allerdings mit einer wachsenden Unzufriedenheit und inneren Unruhe.

Um den 1. Dezember herum erhielt ich einen Befehl, Nikiforow in seinem Büro aufzusuchen. Als ich eintrat, war auch Azarow, der KGB-Major anwesend, der mich ursprünglich für den Polizeidienst auserwählt



hatte. *Jetzt werde ich es aber kriegen*, sagte ich mir im stillen, aber gefaßt.

„Setz dich, Sergei!“ sagte Nikiforow in dem Bemühen, eine entspannte Atmosphäre zu schaffen. „Sergei, du bist wirklich verrückt! Hier bei der Polizei hättest du eine großartige Karriere vor dir, und du lehnt sie ab, um auf See zu gehen. Kannst du dir vorstellen, wie das ist, wenn du dein halbes Leben auf See mit den Fischen verbringst? Was für eine Zukunft liegt darin?“

Mit freundlicher, warmer Stimme fuhr er dann fort: „Wenn du vernünftigen Gründen zugänglich wärst, hättest du eine große Karriere bei der Polizei vor dir. Du hast ausgezeichnete Arbeit für uns geleistet. Du besitzt all die Fähigkeiten, die wir brauchen.“ Während er sprach, warf ich einen Blick zu Azarow hinüber. Ich war sicher, daß er dieses Gespräch angeordnet hatte.

„Du bist genau der Mann, den wir brauchen. Die Polizei braucht dich mehr als die Marine. Wir haben vor, dir ein großes Angebot zu machen“, er nickte zu Azarow hinüber. „Du kannst eine Rangstufe überspringen. Wir werden dich gleich als I. Leutnant einstellen und dich auf die Polizeiakademie der Partei nach Tomsk schicken.“ Das war eine berühmte Akademie der KGB-Elite, und alle, die dort ihr Studium abgeschlossen hatten, waren für die höchsten Positionen im sowjetischen Polizeisystem prädestiniert.

Nikiforow fuhr fort, meine besonderen Erfahrungen mit den Gläubigen hervorzuheben und betonte, daß ich in Tomsk als Spezialist im „Umgang mit Gläubigen“ ausgebildet würde. Ich wußte nur zu gut, was das bedeutete. In meinem Kopf drehte sich alles. Die Akademie in Tomsk! Nur ein Russe weiß, was das für die Karriere bedeutet. Nehmen wir zum Beispiel Azarow. Er war erst um die dreißig herum und bereits Major im KGB! Und ich wußte, ich konnte es noch weiterbringen als Azarow. Nach einem Jahr in Tomsk würde ich vom Leutnant zum Hauptmann befördert werden und dann vom Hauptmann zum Major. Wenn ich das Alter von 25 erreicht hätte – das wäre in vier Jahren – konnte ich es ohne weiteres zum Major bei der Geheimpolizei gebracht haben, verantwortlich für das „Gläubigen-Problem“. Von dort waren keine Grenzen mehr nach oben gesetzt. Das Leben konnte sehr angenehm sein für Leute, die blindlings dem System dienen. Das hatte ich bereits erkannt. Ich konnte einen Wagen haben, ein Haus und natürlich viel, viel Geld.

All das schoß mir durch den Kopf, während Nikiforow fortfuhr zu reden. Der Staat brauchte Leute wie mich, sagte er noch einmal, und er wußte wohl, es ihnen entsprechend zu vergüten.

Jetzt sprach Azarow zum ersten Mal. „Wir kennen deine Personalakten, Genosse Kourdakov. Sie sind perfekt, was diese Arbeit angeht, einfach makellos. Du hast ausgezeichnete Erfahrungen mit den Gläubigen. Wir brauchen Spezialisten für diese Arbeit. Du wirst dazu bestimmt sein, es weit zu bringen.“

*Nun, dachte ich, wenn ihr in meine Personalakten seht – sie sind makellos. Aber wenn ihr in mein Herz sehen könntet, dann würdet ihr große Unzufriedenheit sehen.*

Ich ließ sie zu Ende reden, dann dankte ich ihnen für ihr großartiges Angebot und erbat mir ein paar Tage Bedenkzeit, da meine zukünftige Laufbahn von dieser Entscheidung abhinge.

„Wir verstehen“, sagte Nikiforow. „Ich werde bald wieder mit dir sprechen.“

„Genosse Kourdakov“, sagte Azarow langsam und unheilverkündend, „der Staat hat viel in dich investiert — sehr viel —, und wir erwarten auch viel von dir. Vergiß das nicht.“ Ich wußte, wovon er sprach. Sie hatten mich wie einen Fisch an der Angel, und sie würden mich nie wieder loslassen. Ich dankte beiden noch einmal und ging. In Gedanken versunken legte ich meinen Weg zur Marineakademie zurück.

Die meisten Offiziere hätten ihren rechten Arm für ein solches Angebot hergegeben, wie ich es eben bekommen hatte. Fast mein ganzes Leben lang war ich dem Motto gefolgt: „Geh voran! Geh voran!“ Und jetzt erhielt ich das größte Angebot meines Lebens. Doch es erschien mir nicht erstrebenswert. Ich wußte tief in meinem Herzen, daß ich dem System nicht mehr dienen konnte, das meinen Vater getötet, mich in ein tierisches Wesen verwandelt hatte, das Frauen und harmlose Gläubige schlug.

Stimmte ich dem Angebot zu, würde ich ein Werkzeug des Staates sein, das weiterhin die Gläubigen verfolgte. Nikiforow hatte es klar angedeutet, daß ich für diese Art von Arbeit besonders geeignet war. Aber es gab keine Zweifel. Ich konnte es nicht.

Ein paar Tage später teilte ich Nikiforow meine Entscheidung mit. Er wurde ziemlich ärgerlich, sagte dann aber: „Geh, und verbring erst einmal ein paar Monate auf See bei den Fischen, und wenn du zurückkommst, werden wir noch einmal über die Sache sprechen.“

Da erkannte ich, daß der KGB mich niemals in Ruhe lassen würde, bis ich schließlich zustimmte. „Wenn du zurückkommst . . .“ Diese Worte klangen mir in den Ohren. Ich wußte in meinem Herzen, daß ich nicht zurückkommen würde, nicht dafür.

Mit diesem Entschluß stürzte ich mich von neuem in mein Studium und meine Pflichten als Leiter der Jugendliga und erwartete voller Ungeduld die Zeit, zur See zu gehen.

Einen Monat später, im Januar 1971, verließ ich nach bestandnem Abschlußexamen die Marineakademie als Funkoffizier und trat als zweiter Leutnants-Kadett bei der russischen Marine meinen Dienst an. Ich wurde sofort zum Dienst auf See abkommandiert und zwar zunächst auf einem russischen Zerstörer.

Nach anderthalb Monaten auf See kehrten wir für zwei Wochen zum Flottenstützpunkt zurück. Ich machte mich sofort auf den Weg und besuchte einen meiner Freunde, der in dem Büro arbeitete, wo die Marineoffiziere ihre Dienste zugewiesen bekamen. Ich bat darum, auf ein Schiff abkommandiert zu werden, das vor der Küste der Vereinigten Staaten operierte. Zur Erklärung sagte ich meinem Freund: „Ich bin zwar als Funkoffizier ausgebildet, aber mir fehlt noch eine Menge praktischer Erfahrung. Ich möchte deshalb einmal vor der Küste der Vereinigten Staaten arbeiten, wo ständig Funkkontakte von Amerika kommen. Dort könnte ich schnell eine Menge Erfahrungen sammeln.“ Das klang glaubwürdig genug.

Er sagte: „Nun, das ist zwar nicht üblich, Sergei. Aber für dich können wir das schon arrangieren.“

Nach zwei Wochen im Hafen wurde ich als Funkoffizier einem sowjetischen U-Boot zugeteilt, das außerhalb der Küstengewässer der Vereinigten Staaten operierte. Als ich an dem unwirtlichen Morgen des 4. März 1971 an Bord des U-Bootes ging, sah ich zum letzten Mal mein geliebtes Heimatland. Ich würde entweder tot sein oder in Freiheit, aber ich würde niemals wiederkommen, um dem System zu dienen oder ein zweiter Nikiforow zu werden. Ein normaler Mann konnte eine andere Wahl treffen. Er könnte in Rußland leben und das System, soweit es ginge, ignorieren und versuchen, so gut es eben ging, ein anständiges Leben zu führen. Doch bei mir lag der Fall anders. Ich war ein Teil dieses Systems, und es hatte mich in seiner Gewalt.

Wenn ich von meinem Dienst auf See zurückkam, würde ich voll und ganz dem Polizeisystem dienen müssen. Azarow und Nikiforow hatten sich ziemlich klar ausgedrückt. Und da ich gesehen hatte, was dieses System meinem Volk und meinem Land angetan hatte, konnte ich ihm niemals dienen. Ich bin ein Russe. Ich liebe mein Land. Ich liebe mein Volk, das wundervoll, warmherzig und hilfsbereit ist. Diese Konflikte lasteten in bedrückender Weise auf meiner Seele, als ich in Gedanken Abschied nahm.

Unser U-Boot kreuzte vor der Küste von Korea und Japan und begann dann seine Fahrt über die ungeheure Weite des Pazifiks in Richtung auf die Vereinigten Staaten. In einer Beziehung war es eine Ehre für mich, auf einem U-Boot als Offizier eingesetzt zu sein, denn dorthin kam nur die Elite, die am sorgfältigsten ausgewählten Offiziere der gesamten Marine. Die Voraussetzungen waren untadelige politische und fachliche Beurteilungen, vor allem politische, denn sie hatten Zugang zu militärischen Geheimnissen und kamen in Berührung mit nuklearen Waffen, die einen Krieg entfachen konnten. Doch trotz aller Ehre war der Dienst auf einem U-Boot nicht das, was ich wollte. Ich konnte meinen Plan zu entfliehen, niemals von einem U-Boot aus ausführen. Während die Wochen und Monate vergingen, hoffte und wartete ich, während ich meinen Dienst gewissenhaft versah.

Dann, Mitte Juni 1971, bekam ich den Bescheid, daß das sowjetische Fischerboot *Iwan Sereda* in unserer Nähe sei und einen Funker brauchte. Mein Kapitän setzte mich davon in Kenntnis, daß ich hier auf dem Pazifik als Funkoffizier auf die *Iwan Sereda* überwechseln sollte. Ich konnte kaum meine Freude unterdrücken . . . Die Dinge standen gut für mich. Am 25. Juni tauchten wir vor Hawaii auf, und ich stieg auf den Trawler um.

Jetzt war ich wenigstens an der Oberfläche. Wir ließen Hawaii hinter uns und nahmen Kurs auf San Diego, wo wir dicht an Land kamen. Dann fuhren wir entlang der kalifornischen Küste nordwärts, bis wir vor Los Angeles lagen. Jetzt schien der Zeitpunkt für meine Flucht gekommen zu sein. Wir befanden uns gerade außerhalb der Zwölf-Meilen-Zone. Spät abends sammelte ich ein paar Holzstücke und band sie zu einem kleinen behelfsmäßigen Floß zusammen. Mein Plan war es, damit etwas Nahrung und Wasser zu transportieren, wenn ich nachts über Bord ging. Dann würde ich bis in die amerikanischen Küstengewässer schwimmen und eine vorbeisegelnde US-Yacht oder ein anderes Boot auf mich aufmerksam machen. Mein Floß war fertig und versteckt.

Weit hinten am Horizont sah man die Lichter von Los Angeles. Die Freiheit war so nahe. Doch ich mußte noch für eine Schicht meine Pflicht als Funker erfüllen. An diesem Abend erledigte ich meine Arbeiten nur noch routinemäßig. Meine Gedanken beschäftigten sich unentwegt mit der Freiheit, die nur ein paar Meilen entfernt schien. Nach einer Weile fing ich einen Funkspruch auf, daß wir in Kürze eine Meldung von Moskau zu erwarten hätten. Mit dem Bleistift begann ich die Nachricht aufzunehmen. Sie erschreckte mich bis ins Innerste. Ich konnte sie kaum sorgfältig niederschreiben, da sie meinen Plan zunichte machte. Einer unserer sowjetischen Fischer, so sagte die Bot-

schaft, ein junger Litaue namens Simas Kudirka, war am 23. November 1970 vor der Küste von Neu-England von Bord eines sowjetischen Fischerbootes gesprungen und von einem amerikanischen Schiff an Bord genommen worden. In der Nachricht hieß es weiter, daß Kudirka durch seine Flucht in die Freiheit Verrat an der Sowjetunion begangen hätte und daß er jetzt zu zehn Jahren Gefängnis verurteilt worden sei.

*Natürlich*, dachte ich, *was für ein Idiot war ich, Kudirka zu vergessen*. Als er damals seinen Fluchtversuch unternommen hatte, hatte ich davon gehört. Doch jetzt, in der Aufregung, hatte ich nicht mehr daran gedacht. Die Nachricht von seiner Verurteilung — genau am Abend meiner geplanten Flucht — brachte mir den Vorfall wieder ins Gedächtnis, diesmal mit Angst und Schrecken. Ich erinnere mich, was uns damals dazu mitgeteilt worden war: „Die US-Regierung arbeitet Hand in Hand mit der sowjetischen Marine und lieferte Kudirka umgehend wieder an uns aus. Er ist jetzt in unserem Gewahrsam.“

Alle sowjetischen Seeleute wurden davon in Kenntnis gesetzt, daß diese Auslieferung an die Sowjetbehörden Teil eines neuen Übereinkommens zwischen den Vereinigten Staaten und Rußland sei, wonach sie in Zukunft jeden russischen Seemann, der zu fliehen versuchte, aushändigen würden, genauso, wie sie es im Falle Kudirka getan hatten. Zu der Zeit hatte ich mir meine Gedanken darüber gemacht, was das wohl für ein freies Land sein könnte, das jeden wieder auslieferte, der dort die Freiheit suchte? Plötzlich war ich ärgerlich auf mich selbst, daß ich Kudirka vergessen konnte und fast den gleichen Fehler gemacht hätte wie er. Mir fiel das kleine Floß ein, das, wenn man es fände, mich verraten würde, und ich beendete meinen Dienst in Beklemmung und Unruhe. Sekunden später, nachdem ich fertig war, hastete ich zu dem Platz, wo ich es versteckt hatte und stellte mit Erleichterung fest, daß man es nicht entdeckt hatte. Ich nahm es wieder auseinander und warf die einzelnen Holzstücke über Bord. An diesem Abend stand ich lange an der Reling, schaute auf den Lichtschein von Los Angeles und fragte mich, warum die Amerikaner wohl einen Mann zurückschickten, wenn er versuchte, in die Freiheit zu fliehen? (Später erfuhr ich, daß ein amerikanischer Admiral Kudirka voreilig und auf eigene Verantwortung ausgehändigt hatte und daß das keineswegs die Politik der amerikanischen Regierung war.)

Ich schaute hinunter ins Wasser, das so warm, so einladend aussah. Aber Amerika konnte es nicht sein. Die nächste und letzte Möglichkeit war Kanada.

## SUCHE NACH EINEM NEUEN LEBEN

Wir fuhren nordwärts bis zur Höhe des Luftflottenstützpunktes Vandenberg an der kalifornischen Küste. Kurz darauf erhielt ich eine Mitteilung, daß ich als Funkoffizier auf die *Koliwan* versetzt werden sollte, einem anderen russischen Trawler der großen sowjetischen Flotte außerhalb der Gewässer von Nordamerika.

Während die Tage verstrichen und aus Juli August wurde, dachte ich mehrmals an Simas Kudirka und welcher Zukunft er entgegensah: Im günstigsten Falle 10 Jahre Gefängnis. Die Sowjets wußten, daß, wenn erst einmal der Prozeß vorüber war, die Welt Kudirka vergessen würde, und dann konnte er für immer im Gefängnis bleiben — er könnte auch dort einen „Unfall“ haben.

Wenn das das Schicksal eines gewöhnlichen Fischers war, was würde erst mir, einem Marineoffizier und kommunistischen Jugendführer, bevorstehen? Ich wußte, was passieren würde. Ich würde tot sein, bevor ich noch Rußland erreichte, wenn man mich erwischte oder auslieferte.

Während wir uns mit jedem Tag mehr der Küste Kanadas näherten, rückte auch der Zeitpunkt heran, der für mich über Leben und Tod entscheiden würde. Ein Zurück gab es für mich nicht mehr. Während wir für kurze Zeit außerhalb der Zwölf-Meilen-Zone vor Vancouver lagen, erhielten wir den Befehl, mit einem weiteren russischen Trawler, der *Schurman Elagin*, zusammenzutreffen, der mich als nächsten Funkoffizier übernehmen sollte. Die Versetzung wurde auf der Höhe von Vancouver vollzogen, und die *Elagin* nahm darauf umgehend Kurs auf die Amchitka-Insel vor der Küste Alaskas, die als Versuchsgend für unterirdische Atomwaffenversuche diente.

Wenn ich „Trawler“ sage, dann benutze ich den Ausdruck, den auch die sowjetische Marine benutzt. Wenn die Schiffe, auf denen ich war, sich tatsächlich auf Fischfang befanden, dann mußten die Fische schon sehr schnell schwimmen und dazu noch von selbst an Deck springen. Wir fuhren ziemlich schnell und ignorierten die Fische samt und sonders.

Während dieser Tage auf See hörte ich mit Vorliebe die „Stimme Amerikas“, um zu wissen, was wirklich in der Welt passierte.

Schon in Rußland hatte ich es oft gehört, und ich wußte, daß der größte Teil der russischen Bevölkerung und auch viele der Marinekadetten das gleiche taten. Natürlich war es gefährlich, und wenn man dabei geschnappt wurde, konnte man mit schweren Strafen rechnen. Doch manchmal ist der Hunger nach Neuigkeiten und Wahrheit größer als die Angst vor der Entdeckung. „Die Stimme Amerikas“ und religiöse Sendungen in russischer Sprache von irgendwelchen Missionsstationen halfen mir, Kraft zu sammeln für das, was mir bevorstand.

Ende August 1971 erhielt die *Elagin* Befehl, wieder vor die Küste Kanadas zurückzukehren. Die letzten Wochen hatte ich täglich mehrere Stunden mit Gewichtheben und anderer Körperertüchtigung verbracht, um zu gegebener Zeit richtig in Form zu sein, der Zeit, in der ich enorme Kraftreserven und Ausdauer brauchen würde. Verschiedene meiner Bordkameraden machten ihre Witze darüber und ulkten: „Hee, versuchst du Mr. Universum zu werden?“ Doch ich blieb dabei, denn nur ich wußte, warum.

Die *Elagin* hatte eine Besatzung von 110 Mann und für je zehn Mann einen Offizier. Der Kapitän war ein fairer, aufrichtiger Seemann, den ich sehr bewunderte. Wir verbrachten viele Stunden gemeinsam oder spielten Schach.

Eines Tages, als ich Informationen nach Rußland durchgab, erhielt ich wieder Nachricht von einer in Kürze zu erwartenden Meldung. Ich machte mich bereit, sie wie immer sorgfältig mitzuschreiben. Es war eine Mitteilung, die mich betraf. In fünf Tagen sollte das Versorgungsschiff, *Maria Uljanowa*, benannt nach Lenins Schwester, mit uns zusammentreffen und uns mit Lebensmitteln eindecken. Ich sollte dabei auf dieses Schiff umsteigen, das dann anschließend direkt wieder Kurs auf Rußland nehmen würde.

Nachdem ich die Durchsage bestätigt hatte, grübelte ich darüber nach und zwar höchst alarmiert. Ich war jetzt seit sechs Monaten auf See. Noch fünf Tage auf der *Elagin* und dann zurück nach Rußland, um wahrscheinlich nie wieder der Freiheit so nahe zu sein.

Meine größte Chance, in Freiheit zu kommen, war bis jetzt vor der Küste von Los Angeles gewesen, doch ich konnte nicht das Risiko eingehen, zurückgeschickt zu werden.

Es folgte eine weitere Mitteilung über Funk, daß meine Beförderungspapiere fertig wären und mich in Petropawlowsk erwarteten. Doch das war das letzte, was mich jetzt interessierte.

Eine Welle der Verzweiflung überkam mich. Während die Gedanken sich in meinem Kopf überstürzten, stießen wir auf unerwartete Schwierigkeiten in Form von Gegenwind und schwerer See. Es dauerte

nicht lange, bis wir mitten in einem Wirbelsturm steckten. Mühsam kämpften wir uns unseren Weg voran, wobei jeder Mann und jede Maschine bis zum letzten eingespannt waren. Verschiedene unserer Schiffe waren bei diesem Sturm in irgendwelche Schwierigkeiten geraten, und ich verbrachte zusätzliche Stunden im Funkraum, um Nachrichten aufzufangen und weiterzugeben. Über mir hing ein Wandkalender, den ich häufig mit meinem Blick streifte. Die Zeit schien nur so dahinzufliegen. Die wenigen verbleibenden Tage waren Körner in einer Sanduhr, die unaufhaltsam verrannen und damit die Stunde meiner Entscheidung in atemberaubende Nähe brachten.

„Sergei“, befahl plötzlich der Kapitän. „Setz dich mit den kanadischen Behörden in Verbindung. Bitte um Erlaubnis, bei diesem Sturm in ihrem Hoheitsgewässer Schutz suchen zu dürfen.“

„Jawohl“, erwiderte ich routinemäßig. Doch dann traf mich die Bedeutung dieses Befehls wie ein Schlag. *Innerhalb der kanadischen Hoheitsgewässer!*

Das war's! Wenn wir so dicht an die Küste kamen, was wir sonst nie tun würden, *konnte* ich es vielleicht schaffen. Ich hatte ursprünglich beabsichtigt, außerhalb der Zwölf-Meilen-Zone über Bord zu gehen und irgendetwas Hölzernes als Schwimmhilfe zu benutzen. Doch ich kannte die Wassertemperatur und wußte nur zu gut, daß ich höchstwahrscheinlich an Unterkühlung sterben würde, bevor ich die zwölf Meilen geschafft hatte. Doch jetzt gingen wir in die kanadischen Gewässer! Diese Aussicht füllte mich mit neuer Hoffnung und Energie. Doch was immer auch geschehen mochte, ich hatte mich fest entschlossen: Ich würde nicht auf der *Uljanowa* nach Rußland zurückgehen, nicht zurück in dieses Leben.

Da die endgültige Entscheidung jetzt gefallen war, nämlich zu fliehen, *unter allen Umständen und unter jeder Bedingung*, konnte ich mich nun ganz auf eine Sache konzentrieren — den Moment meiner Flucht. Und dieser Augenblick sollte während der wildesten Sturmstärke kommen.

Am 3. September 1971 gegen zehn Uhr abends sprang ich in die schwarze, aufgewühlte See. Nach fünf Stunden in dem eisigen Wasser erklomm ich die etwa 70 m hohe Klippe, fiel auf der anderen Seite eine Art Schlucht hinunter, wobei ich zerschnitten und zerschlagen unten ankam. Ich war der Kälte, dem Wind und dem Regen ausgesetzt gewesen. Ich zitterte nur noch unkontrolliert und blutete aus mehreren Wunden an den Beinen, den Füßen und Händen. Ich schwamm den halben Weg durch die Bucht, die mich noch von dem Dorf trennte. Dann begann sich alles in meinem Kopf zu drehen. Ich war zu kalt, zu erschöpft. Ich hatte zu viel Blut verloren. Ich sah noch



einmal hoch, bevor mich eine Welle von Schwindelgefühl überkam, und das letzte, woran ich mich erinnerte, gesehen oder gedacht zu haben, waren die Lichter der kleinen Ortschaft an der Küste. *Ich muß es schaffen! Ich muß es schaffen!* Und dann gingen die Lichter der kleinen Ortschaft aus.

Ich weiß nicht, was anschließend passierte. Es ist alles nur verschwommen in meiner Erinnerung. Doch später erfuhr ich die ganze Geschichte von den guten Leuten des Dorfes Tasu, die mich fanden und aufnahmen.

Dieser Morgen des 4. September 1971 begann ungemütlich und stürmisch über der kleinen Siedlung an der Küste der Insel Queen Charlotte. Die meisten der Dorfbewohner arbeiteten im Bergwerk. Eine Frau allerdings, deren Haus etwa 20 m oberhalb des Strandes lag, ging um halb neun ans Telefon und sah dabei aus dem Fenster. Es war sehr ungewöhnlich, daß sie sich überhaupt an diesem Tage zu Hause aufhielt.

Ich erfuhr später, daß sie normalerweise um diese Zeit an ihrer Arbeitsstelle war, doch heute ausgerechnet zu Hause blieb. Beim Telefonieren sah sie hinaus aufs Meer und glaubte ihren Augen nicht zu trauen.

Sie sah mich den Strand herauftaumeln, halb nackt, erschöpft und blutend. Sofort forderte sie telefonisch Hilfe an, und ich wurde ins Krankenhaus gebracht. Der Arzt sagte später, daß ich vor Erschöpfung eine Herzunregelmäßigkeit gehabt und mehrere Tage in einem schlafähnlichen Zustand verbracht hätte.

Dann hörte ich plötzlich wie aus weiter Ferne Stimmen, die sich in einer fremden Sprache im Flüsterton unterhielten. Ich konnte nichts verstehen. Ich fragte mich, wo ich war. *Zurück an Bord*, dachte ich mit zunehmender Panik. *Doch nein, nein, das waren fremde Stimmen! Kanada!* Ich mußte es geschafft haben!

Meine Augen begannen jetzt, Dinge zu erkennen, und ich sah in das Gesicht einer Krankenschwester, die sich über mich beugte. Sie war die schönste Frau, die ich je gesehen hatte. Ich lebte also! Ich war in Kanada! Ich hatte es geschafft! Ich war der glücklichste Mensch auf der Welt!

Nach einigen Stunden kam ein Mann ins Zimmer und sagte, daß er für mich übersetzen würde. „Wer sind Sie?“ fragte er. „Warum sind Sie hierher gekommen?“

Vor lauter Schmerzen konnte ich kaum sprechen, dennoch brachte ich mühsam hervor: „Ich will nicht wieder auf das russische Schiff zurück!“

„Nun gut,“ sagte er. „Wir werden jetzt mit den kanadischen Behörden in Prince Rupert Kontakt aufnehmen, von wo man uns mitteilen wird, was in Ihrer Sache zu tun ist.“

Noch am selben Nachmittag kam ein Hubschrauber und brachte mich in die Hauptstadt von Queen Charlotte und von dort nach Prince Rupert in British-Kolumbien. Bevor ich das Krankenhaus verließ, bedankte ich mich noch bei der Schwester und dem Arzt, die mich so gut in Tasu versorgt hatten. Außer meinem Dank konnte ich ihnen nichts geben, zumal ich noch nicht einmal ihre Sprache verstehen konnte.

In Prince Rupert kam ich in die Gefangenenabteilung des Krankenhauses. Ich blieb ein paar Tage dort und erhielt von allem das Beste — wundervolles Essen, Ruhe und die beste medizinische Pflege. Alle waren sehr gut zu mir. Ich stand im Mittelpunkt des allgemeinen Interesses; obwohl ich ihre Sprache nicht verstand, bekam ich doch so viel mit, daß nicht allzu viele russische Seeleute nach Prince Rupert kamen. Ich hatte manchmal das Gefühl, als würde man mich mit einem Wesen aus dem Weltenraum verwechseln. Niemand sprach russisch, so versuchte ich es mit ein wenig Deutsch, und sie fanden jemanden, der es übersetzen konnte. Diese Fremden pflegten mich so ausgezeichnet, daß meine Kräfte bald wiederkehrten.

Mit zunehmender Gesundheit interessierte ich mich mehr und mehr für meine Umgebung. Eines Tages führten mich ein Beamter der Emigrationsbehörde und ein Übersetzer aus dem Krankenhaus heraus und machten eine Rundfahrt mit mir durch Prince Rupert. Meine Augen fielen mir fast aus dem Kopf, als ich die vielen Autos und die hübschen Häuser sah. Ich nehme an, daß ich ziemlich dumm aus der Wäsche guckte, denn er sagte darauf erklärend: „Hier wohnen die Leute.“

„Wer, die Kapitalisten und Geschäftsleute?“ fragte ich.

Er lachte und sagte: „Nein, die Arbeiter.“

Nun, ich glaubte *das* natürlich nicht. Ich dachte, *das ist eine richtige Propaganda-Tour, Sergei. Fall nicht darauf herein.*

Später brachte man mir eine Illustrierte zum Anschauen. Sie hieß so ähnlich wie „Innendekoration leichtgemacht“. Sie enthielt phantastische Bilder von Spiegeln, Stühlen, Betten, Teppichen und wunderschönen Eigenheimen mit teuren Möbeln. *Aha!* dachte ich. *Das ist eine speziell von der Regierung gedruckte Illustrierte, um mich hereinzulegen.* Ich war so aufgewachsen, in allem Positiven Propaganda zu sehen, und es war mir zur Gewohnheit geworden, einer Regierung grundsätzlich keinen Glauben zu schenken. Ich war zwar

dem Kommunismus entflohen, aber der Kommunismus mit all seinem Argwohn und Mißtrauen steckte noch in mir.

Später, als ich erkannte, daß normale Arbeiter tatsächlich in solchen Häusern wohnten wie die in Kanada und daß die Zeitung nicht extra für Leute wie mich gedruckt worden war, kam ich mir doch etwas dumm vor.

In der russischen Propaganda heißt es, daß die Reichen nur durch die Ausbeutung der ganz Armen so reich werden. Doch die Häuser der Arbeiter sahen, verglichen mit Rußland, wie Paläste aus, und ich konnte nicht umhin festzustellen, daß hier fast alle gleich gut gekleidet waren.

Ich sah allerdings ein oder zwei Betrunkene, doch in Rußland kann man sie an jeder Straßenecke liegen sehen, wenn man abends durch die Stadt geht. Ferner hörten wir in unserer Propaganda immer wieder, daß in den kapitalistischen Ländern Millionen von Menschen arbeitslos sind, die Demonstrationen veranstalten müssen, um Brot zu verlangen und daß die Polizei sie dafür oft brutal schlagen würde.

Obwohl ich an der Richtigkeit dieser Behauptung gezweifelt hatte, zeigte mir meine erste Ausfahrt in einem freien Land doch, welche große, tragische Lüge die kommunistische Propaganda ist.

Mit jedem Tag fühlte ich meine alte Kraft wiederkehren, und ich schaute voller Zuversicht in die Zukunft. Doch plötzlich, ohne vorherige Warnung, gerade als meine Hoffnungen am höchsten waren, erreichte mich eine Nachricht, die mich in Angst und Entsetzen stürzte: Es war durchaus möglich, daß ich doch noch den Sowjets ausgeliefert würde.

Am nächsten Tag flog man mich nach Vancouver, wo ich im Zentral-Gefängnis untergebracht wurde. Mein Traum von Freiheit und einem neuen Leben war in Gefahr, in hunderttausend, hoffnungslose kleine Stücke zu zerplatzen. Warum? Warum?

Ich kann meine geistige Verfassung im Gefängnis von Vancouver nicht beschreiben. Ich war allein in einem fremden Land, in das ich all meine Hoffnung und mein Vertrauen gesetzt hatte und das sich jetzt gegen mich zu wenden schien. Ich hatte den stürmischen, eiskalten Nordpazifik den warmen, einladenden Wassern vor Kalifornien vorgezogen, weil ich diesem Land vertraut hatte. Ich hatte mein Leben in seine Hände gegeben. Ich hatte hier die wunderbarste Sorgfalt, Pflege und Hilfe von allen erfahren, denen ich begegnet war. Und jetzt wollte mich dieses Land möglicherweise wieder ausliefern! Dem sicheren Tod! Das war das letzte, was ich erwartet hatte! Allein der Gedanke daran verfolgte mich.

Ich war allein in meiner Zelle. Mit niemandem konnte ich sprechen. Ich fühlte mich grausam verraten und verletzt. Zeitweise gelang es mir, meine Probleme zu vergessen, aber nur für Momente. So war es mir eine willkommene Abwechslung, wenn mein Wächter, mit dem ich mich, so gut es eben ging, befreundet hatte, hin und wieder aus der Zelle in den Hof ließ, wo wir zur Entspannung ein paar Bälle hin- und herwarfen.

Ich hatte noch immer ein paar physische Beschwerden, doch sie waren nichts im Vergleich zu den Schmerzen, die meine Seele quälten. Ich mußte einfach mit jemandem sprechen. In meiner Verzweiflung wollte ich zu Gott beten. Ich kniete nieder, wie ich es bei den Gläubigen gesehen hatte. Vielleicht würde es mir helfen. Doch ich kannte keine Gebete. Ich war verlegen, unbeholfen und irgendwie beschämt. Aber mein Herz war so voll, daß ich einfach mit Gott zu sprechen begann und zwar so, wie es mir gerade einfiel. Ich wußte nicht, ob Er mich hörte, aber für eine Weile fühlte ich mich besser.

Mein vom Gericht ernannter Anwalt war ein freundlicher und fähiger Mann, der sein Bestes tat, um mir zu helfen. Er bearbeitete meinen Fall mit großem Interesse und persönlichem Einsatz, wofür ich ihm stets dankbar sein werde. Ich fragte ihn, aus welchem Grunde ich ausgeliefert werden könnte. Er erklärte mir daraufhin, daß Kanada und Rußland in sehr regen Handelsbeziehungen ständen und Kanada Millionenwerte von Weizen nach Rußland exportierte. Man war daher bemüht, die freundschaftlichen Gefühle nicht zu trüben, zumal die russischen Behörden es unmißverständlich klargemacht hatten, daß sie mich unbedingt zurückhaben wollten und außerdem Kossygin im nächsten Monat hier erwartet wurde.

Wieder allein in meiner Zelle, dachte ich: *Wenn ich denen ausgeliefert werde, bin ich erledigt.*

Ich hatte versucht, unter unglaublich großen Schwierigkeiten eine neue Heimat zu finden, nur um Gefahr zu laufen, wieder zurückgeschickt zu werden. In meiner Verzweiflung versuchte ich in dieser Nacht wieder, mit Gott zu sprechen und fiel schließlich in einen unruhigen Schlaf.

Die nächsten Tage waren voller Angst und Ungewißheit. Jeder sich nähernde Schritt auf dem Gefängniskorridor konnte das Ende bedeuten. Russische Schiffe lagen im Hafen von Vancouver. Es würde eine Sache von Minuten sein, mich auszuliefern. Ich erlitt wahre Folterqualen.

War ich erst einmal in russischer Gewalt, würde das Schicksal Kudirkas, den man geschlagen und getreten hatte, gnädig gegenüber

dem sein, was mir beyorstand. Während dieser einsamen, angsterfüllten Tage und Nächte lag ich oft auf meinen Knien und betete zu Gott.

Eines Abends konnte ich vor innerer Spannung wieder einmal nicht schlafen. Um zwei Uhr schaltete ich das Licht aus und lag noch wach in der dunklen Zelle. Gegen halb drei hörte ich plötzlich Männerstimmen auf dem Korridor und näher kommende Schritte. Vor meiner Zellentür machten sie halt. Jetzt ist es soweit, dachte ich.

Schlüssel rasselten, und die Tür wurde geöffnet. Jemand knipste das Licht an, und ich sah mehrere Männer in Zivilkleidung im Eingang stehen. „Komm mit“, sagte einer von ihnen. „Nimm all deine Sachen. Wir werden eine kleine Stadtbesichtigung unternehmen.“

Eine Stadtbesichtigung um halb drei Uhr morgens? Da mußte etwas anderes dahinterstecken! Sie brachten mich hastig durch den Hinterausgang des Gefängnisses in einen dort wartenden Wagen, in dem drei Beamte in Zivilkleidung saßen. Der Fahrer fuhr los in die Dunkelheit. Selbst um halb drei Uhr morgens war die Straßenbeleuchtung noch an, und ich konnte sehen, wie groß und wundervoll Vancouver wirklich war. Es war die erste große Stadt in der freien Welt, die ich gesehen hatte. Wir fuhren durch die Hauptstraßen, dann mit voller Geschwindigkeit durch kleine Seitenstraßen. Der Fahrer schlug immer wieder entgegengesetzte Richtungen ein, fuhr in unbeleuchtete Gassen, bog wieder scharf nach rechts oder links und das alles in einem Höllentempo.

Diese „Tour durch die Stadt“ dauerte ungefähr zwei Stunden. Endlich, gegen halb fünf, parkte er irgendwo, ging in eine durchgehend geöffnete Imbißstube, führte ein Telefongespräch und kam wieder heraus. „Alles in Ordnung“, sagte er. „Es kann losgehen.“ Wir fuhren wieder los und zwar diesmal zum Flughafen – nicht auf einen Parkplatz sondern gleich zur Rollbahn, wo er vor einem großen Flugzeug hielt. Wir gingen an Bord. Es waren nur wenige Passagiere da, einschließlich der Polizeibeamten, die mich begleitet hatten.

Wir flogen quer über Kanada, in den bereits dämmernden neuen Tag und landeten schließlich in Montreal. Ich wurde schnell wieder in einen nicht gekennzeichneten Polizeiwagen verfrachtet, rechts und links von Polizisten umgeben. Dann brachte man mich nach Quebec City in ein Gefängnis, das auf einer Insel im St. Lawrence River lag und zwar in eine verschlossene Zelle.

Zu dieser Zeit wußte ich noch nicht, daß nur wenige Tage später der sowjetische Dampfer *Alexander Puschkín* den St. Lawrence River heraufkommen und in unmittelbarer Nähe vor Anker gehen sollte.

Nach meiner Überlegung konnte mein heimliches Fortbringen aus Vancouver nur eines bedeuten: eine Übergabe an die sowjetischen

Behörden. Mein Fall hatte in Britisch-Kolumbien bei der Bevölkerung viel Staub aufgewirbelt, und viele Leute hatten mir ihr Interesse und ihre Sympathie bezeigt. Aus diesem Grunde dachte ich auch, sollte die Auslieferung am entgegengesetzten Ende von Kanada vollzogen werden, wo mich niemand kannte. Für mich gab es nur zwei Erklärungen für das heimliche Verlassen des Zentral-Gefängnisses in Vancouver, die mitternächtliche „Stadtbesichtigung“ und den Flug quer über Kanada: entweder, um mich vor unbekanntem Feinden zu schützen oder, was wahrscheinlicher war, mich ohne großes Aufsehen den Russen zu übergeben. Zu dieser Zeit allerdings hatte ich wenige Zweifel, daß es das letztere war.

Doch im Westen Kanadas bemühten sich einige meiner neuen Freunde, mir zu helfen. Ein Unbekannter — jedenfalls weiß ich bis heute nicht, wer es war — rief Pat Burns an, einen Mann, der beliebte Radiointerviews durchführte und informierte ihn von meinem Verschwinden. Herr Burns hatte meine Geschichte im Radio erzählt und sich besonders für meinen Fall interessiert. Da er fürchtete, daß ich jeden Augenblick ausgeliefert werden könnte, handelte er sofort. Während einer Direktübertragung telefonierte er mit Ottawa, um den zuständigen Parlamentsabgeordneten für Vancouver zu sprechen. Pat Burns teilte ihm mit, was passiert war. Dieser Parlamentsabgeordnete wandte sich daraufhin, ohne Zeit zu verlieren, an Premierminister Pierre Trudeau und verlangte eine direkte Antwort auf die Frage, ob die kanadische Regierung geplant habe, mich an die Russen auszuliefern. Er verlangte außerdem eine umgehende öffentliche Stellungnahme vor der Presse, die über diesen Fall berichtete.

Mit meiner Notlage jetzt so an die Öffentlichkeit gebracht, wo es großes Interesse erregte und zu meinen Gunsten viel Staub aufwirbelte, war es jetzt den Behörden nicht mehr möglich, mich auszuliefern, und die Gefahr war vorüber. Ich habe nie erfahren, wie groß sie wirklich war und ob ich tatsächlich ausgeliefert worden wäre. Für mich jedenfalls war es so, als hätte ich die letzten Tage unter dem berühmten „Damoklesschwert“ gesessen.

Inzwischen lief ich nervös, betend und wartend in meiner Zelle auf und ab. Ich wußte nicht, daß meine flehentlichen Gebete erhört worden waren.

Als man mir dann auf einmal mitteilte: „Sie können in Kanada bleiben“, war ich beinahe wie vom Schlag gerührt. Ich fühlte die Ketten von mir abfallen, obwohl ich immer noch hinter Gefängnismauern saß. Es war, als wenn mir mein Leben neu geschenkt worden wäre. Ich war ein freier Mensch in einem freien Land. Obwohl ich so darauf ge-

wartet hatte, konnte ich es jetzt kaum fassen. Doch es *war* endlich Wahrheit!

Ich dankte Gott von Herzen, daß Er meine Gebete erhört hatte, so schlecht ich mich Ihm und Seinen Kindern gegenüber auch benommen hatte.

Ich blieb noch ein paar Wochen in verschiedenen Gefängnissen Kanadas, während meine Papiere bearbeitet und meine Geschichte nachgeprüft wurde. Doch da ich jetzt wußte, daß ich nicht mehr ausgeliefert würde, war es eine wundervolle Zeit. Ich spielte Gitarre. Ich sang. Ich komponierte Lieder. Ich bekam Briefe von verschiedenen Leuten aus Kanada, die meine Geschichte gelesen hatten. Ich hatte Freunde, die mich besuchen kamen. Und ich war der kanadischen Regierung für diesen Entschluß unendlich dankbar. Nie werde ich ihr diese Freundlichkeit vergessen.

Es kamen auch andere, weniger willkommene Besucher. Eines Tages erschien der zweite Sekretär der russischen Botschaft. Er sprach mit mir in Anwesenheit von kanadischen Beamten und sagte: „Wir wissen, daß Sie noch sehr jung sind und einen Fehler gemacht haben. Wenn Sie zurückkommen, werden wir Ihnen alles vergeben und alles vergessen. Sie werden Ihre frühere Position wiedererhalten, und alles wird wie früher sein.“

Ich antwortete ihm darauf, daß ich niemals wieder zurückkehren könnte.

Dann überreichte er mir einen Brief von meiner früheren Freundin, Olga, die mich mit dringenden Worten bat, zu ihr zurückzukehren und mir ebenfalls versprach, daß alles vergeben und vergessen sei — fast die gleichen Worte, die auch der Botschaftsangestellte benutzt hatte. Als ich jedoch bei meiner ablehnenden Haltung blieb, sagte der russische Beamte abschließend:

„Kourdakow, eines Tages werden Sie zu uns kommen und darum betteln, zurückkehren zu dürfen!“

Kurz darauf waren meine Einwanderungspapiere fertig, und es wurde mir gesagt, ich sei jetzt ein freier Mann, frei, das Gefängnis zu verlassen und ein neues Leben in Kanada zu beginnen.

Während meiner Wochen im Gefängnis war ein Regierungsbeamter zu mir gekommen und sagte etwa in dem Sinne: „Herr Kourdakow, wir haben Ihre Geschichte sorgfältig von Anfang bis Ende nachgeprüft. Wir haben all Ihre Angaben in einen Computer gegeben, der besonders darauf programmiert ist, Analysen zu stellen. Wir haben dabei die Wassertemperatur berücksichtigt, die Richtung und Stärke des Windes, die enorme Sturmstärke, die Entfernung vom Schiff bis zur Küste, die Höhe der Wellen — selbst Ihre physische Kraft. Unsere

Wissenschaftler haben all dieses mit Hilfe des Computers getestet, doch die fertige Analyse hat ergeben, daß Sie unmöglich diese Strecke unter diesen Bedingungen zurücklegen und überleben konnten. Ist da vielleicht doch noch irgend etwas, irgend etwas, das Sie vergessen haben, uns zu erzählen?“

Ich dachte einen Augenblick nach und sagte dann: „Das einzige, was ich nicht angegeben habe, ist, daß ich sehr viel zu Gott gebetet habe.“

Er ging, kam dann aber ein paar Tage später wieder. „Herr Kourdakov“, sagte er, es wird Sie interessieren, daß wir nochmals all Ihre Angaben, einschließlich Ihrer Gebete, in den Computer gefüttert haben, mit dem Ergebnis, daß Ihr Überleben möglich war. Wir sind jetzt von der Wahrheit Ihrer Geschichte überzeugt.“

Ich war überrascht. *Was wußte ein Computer von Gott?* Später erklärte man mir, daß meine Gebete zu Gott als „psychologische Kraft“ gewertet wurden. Und das war der motivierende Faktor, der selbst auf Grund der Computerberechnung mein Überleben möglich gemacht hatte.

Ich verließ das Gefängnis von Quebec als freier Mann und mietete mir ein Zimmer in einem kleinen Hotel. Dort und auch schon vorher traten verschiedene Leute mit mir in Verbindung und boten mir ihre Hilfe an, einen Arbeitsplatz oder eine Möglichkeit zu wohnen. Ein Stellenangebot war dabei, das entgegen all meinen Erwartungen war: Ein Veranstalter von Schwimmwettbewerben in Ontario schrieb mir, daß er für nächstes Jahr einen großen Sommerschwimmwettbewerb plane. Da ich in ganz Kanada eine Art Berühmtheit als Schwimmer geworden war, wollte er mir 150,— Dollar zahlen, wenn ich im Rahmen seiner Veranstaltung 25 Meilen schwimmen würde. „Jedermann kennt Sie als großartigen Schwimmer“, schrieb er. „Die Leute werden von überall herkommen, um Sie schwimmen zu sehen. Wir können zusammen ein gutes Geschäft machen.“

Nun, ich bin zwar ein guter Schwimmer, aber ich schrieb ihm, daß es Gott war, der mir die Kraft gegeben hatte, so lange im Ozean schwimmen zu können und daß ich daher sein Angebot nicht annehmen könne.

Für mich gab es jetzt zwei Dinge von größter Wichtigkeit: Das erste war, mein Versprechen Gott gegenüber einzulösen, Ihm zu dienen. Das zweite war, eine Arbeit zu finden, mich in Kanada niederzulassen und als freier Mensch zu leben. Ich war mir im klaren darüber, daß mein zweites Vorhaben leichter durchzuführen war als das erste.



Die Priorität hatte allerdings der Wunsch, Gott zu finden. Doch wie? Wo? Ich wußte so gut wie nichts über Gott und kannte auch keinen Pastor, mit dem ich hätte darüber sprechen können. Doch im Zentrum von Quebec hatte ich eine große Kirche gesehen, die Kirche der Heiligen Anna. Dorthin beschloß ich zu gehen, denn ich dachte, *wenn das ein Gotteshaus ist, dann ist es hier, wo ich Gott finden kann.* Ich ging hinein und wußte nicht so recht, wie ich mich verhalten sollte. Es waren noch ein paar andere Leute da, und ich beschloß, ihnen alles nachzutun.

Sie gingen nach vorn und knieten nieder. Ich tat das gleiche. Sie begannen zu beten, und ich versuchte es auch, wußte aber nicht, was ich sagen sollte, denn ich fühlte mich unbeholfen und nicht wert, im Hause Gottes zu sein.

Ich hatte die Gläubigen in Rußland geschlagen und getötet. Ich hatte mehr als 150 geheime Zusammenkünfte der Untergrundkirche überfallen. Ich hatte Bibeln verbrannt. Ich hatte alte Frauen und viele Gläubige verletzt. Ich war es nicht wert. Und doch fühlte ich eine innere Ruhe über mich kommen, und ich begann mit Gott zu reden, wie ich es im Ozean und in den Gefängnissen getan hatte.

Nachdem ich so eine Weile gebetet hatte, fühlte ich, wie meine Last leichter wurde. Er war eine ungeahnte Ruhe und ein nie gekannter Friede, der mein Herz erfüllte. Wenn es das war, was Gott den Seinen gab, dann wollte auch ich es haben, mehr als alles auf der Welt. Drei Stunden hatte ich so vor Gott gekniet, und ich hatte wirklich das Gefühl, als wäre mir geholfen worden, doch ich suchte noch nach mehr, nach etwas, was die Gläubigen in den Untergrundkirchen hatten. Ich wollte haben, was Natascha hatte . . .

Ich verließ die Kirche und ging zurück auf mein kleines Zimmer. Dort erwartete mich eine Nachricht, daß sich jemand mit mir über eine Arbeitsstelle unterhalten wolle. Dazu sollte ich zu einem Interview zu einer bestimmten Adresse kommen. Zwei junge Bulgaren, die einige Monate früher nach Kanada geflohen waren, halfen mir als Übersetzer und auch sonst in meinem neuen Leben. Ich hinterließ ihnen eine Nachricht, wo ich zu finden war, dann machte ich mich auf den Weg zu der angegebenen Adresse. Verschiedene Leute warteten dort bereits auf mich. Sie hatten nicht die geringste Absicht, mit mir über Arbeitsmöglichkeiten zu reden. Nichts schien ihnen ferner zu liegen als das, denn sie waren, wie sich bald herausstellte, Mitglieder der FLO, der französischen Separatisten- und Terror-Organisation in Quebec, die Bombenanschläge verübten und in ihren Bemühungen, sich von Kanada zu lösen, selbst Diplomaten umgebracht hatten. Sie

besaßen starke kommunistische Verbindungen und Unterstützung. Ich sah mich um und bemerkte sofort, ich war in eine Falle gegangen.

„Kourdakov,“ warnten sie mich, „solltest du deinen Mund zu weit aufmachen und Dinge sagen, die besser ungesagt bleiben, werden wir dich zum Schweigen bringen!“

Ich versuchte mit ihnen zu sprechen, um Zeit zu gewinnen und einen Weg zu finden, heil hier wieder herauszukommen. Glücklicherweise kamen sehr bald meine beiden bulgarischen Freunde, die meine Nachricht gefunden hatten und mir auf schnellstem Wege gefolgt waren. Ich verschwand sofort mit ihnen, während mir die Warnungen noch in den Ohren klangen. Ich wußte jetzt, daß ich selbst hier, als freier Mann, nicht in Ruhe gelassen würde. Moskau streckte noch immer die Hand nach mir aus.

In Quebec folgte mir ein Mann von der russischen Botschaft auf Schritt und Tritt. Die Polizei warnte mich, daß ein sowjetisches Schiff im Hafen von Montreal läge und bat mich, vorsichtig zu sein.

„Rufen Sie uns an, wenn Sie sich bedroht fühlen“, sagten sie. Mit der Drohung der FLO im Rücken und den ziemlich starken Kommunisten in Quebec beschloß ich, diese Stadt zu verlassen und nach Toronto zu gehen. Es gab ein russisches Konsulat in Montreal und eine russische Botschaft in Ottawa, und von all dem wollte ich so weit weg wie möglich sein.

So kam ich denn nach Toronto und wohnte dort bei einer russischen Familie, die meine Geschichte gelesen und mir ihre Hilfe angeboten hatte.

Die kanadische Regierung bezahlte mein Englischstudium an der Universität, und ich machte mich mit Feuereifer daran, die neue Sprache zu meistern.

Doch erstrangig in meinem Geist war die Suche nach Gott. Ich fühlte einen geistlichen Hunger, den ich nur schwer beschreiben kann, und ich wußte, ich würde erst dann ein vollkommener Mensch sein, wenn dieser Hunger gestillt war. Es war nicht nur ein Gefühl der Reue, weil ich die Gläubigen in Rußland geschlagen und getötet hatte. Ich wußte, daß Gott mir das vergeben hatte, denn es war aus Unwissenheit geschehen. Was ich fühlte, war eine aufrichtige, tiefe geistliche Not in meinem Leben. Ich wußte, ich würde nicht eher ein wirklich freier Mann sein, als bis auch mein Geist genauso frei war wie mein Körper. Ich erinnerte mich daran, daß einer der Gläubigen bei einem Verhör gesagt hatte, daß sie oft fasteten, wenn sie mit besonderer Dringlichkeit um etwas beteten. Und ich dachte, *vielleicht ist es das, was ich tun sollte*. Bald darauf ging ich in eine Kirche in Toronto,

die ich einmal mit einer befreudeten Familie aufgesucht hatte. Diese Kirche war immer geöffnet.

Es war niemand da, so ging ich nach vorn und begann zu beten. Ich blieb zwei ganze Tage dort und nahm in dieser Zeit nur Wasser zu mir. Ich wußte nicht, welche Worte ich wählen sollte, doch mein Herz betete für mich. Es konnte all das ausdrücken, was ich fühlte. Nach zwei Tagen, in denen ich nachts nur etwa drei Stunden schlief, verließ ich die Kirche und ging wieder zur Schule zurück.

Ich fühlte mich geistig gestärkt, aber trotzdem schien noch etwas zu fehlen.

Etwa um diese Zeit erhielt ich eine Karte von Valentine Bubowitsch, einem russischen Mädchen, das als Bibliothekarin an einer Universität in der Nähe von Toronto arbeitete. Sie schrieb mir, daß sie Christin sei und lud mich ein, in ihre Gemeinde zu kommen. Ich willigte gern ein.

Als ich dann am nächsten Sonntag die Kirche betrat, gewahrte ich etwas Vertrautes. „Das ist ja hier wie in Rußland!“ rief ich überrascht aus. Ich dachte an die Lieder, den Geist und die Gemeinschaft, die ich in der russischen Untergrundkirche bemerkt hatte. Valentines Vater gab mir ein Psalmbuch, das mir eine große Hilfe war.

Ich begann jetzt, in ukrainische Kirchen zu gehen und fand dort eine wundervolle geistige Lebendigkeit – besonders unter den jungen Leuten. Eines Tages wurde ich mit einem Pastor bekannt, der von mir gehört hatte, und wir unterhielten uns. Ich sagte ihm, daß mein Herz immer noch in einer gewissen Weise leer war und, obwohl physisch befreit, ich mich doch nicht vollkommen fühlte, und ich erklärte ihm, wie es mein größter Wunsch war, Gott zu gehören und Ihm zu dienen. Er verstand mich und beantwortete mir manche Frage, erklärte mir Bibelstellen und zeigte mir den Weg zu Gott. Ich werde ihm immer dafür dankbar sein.

Eines Tages während des Gottesdienstes sagte er: „Sergei, bist du bereit, dein Leben ganz und gar Gott zu übergeben?“

„Ja“, erwiderte ich.

„Dann laß uns zusammen beten“, sagte er.

Und während wir beteten, geschah etwas in meinem Leben – etwas Endgültiges, Konkretes und Wunderbares. Ich fühlte plötzlich den Frieden Gottes in mir, und ich wußte, daß meine Suche nach dem neuen Leben vorüber war.

Ich übergab es Jesus Christus, und Er trat in mein Leben. An diesem wundervollen Tag wurde ich neu geboren, und die innere Leere wurde von Ihm gefüllt. Der Gedanke war wunderbar, daß ich jetzt auch dazugehörte, neben Natascha, Pastor Litowtschenko und den an-

deren Gläubigen, die ich verfolgt hatte. Jetzt war ich einer von ihnen! Der Pastor unterwies mich noch oft, damit ich im Glauben wachsen sollte. Eines Tages sagte er zu mir: „Sergei, du bist jetzt ein Christ, und du brauchst eine Bibel in deiner Muttersprache.“

Und damit reichte er mir eine kleine, schwarze, russische Bibel.

Ich stand da — wie vom Donnerschlag gerührt. Ich traute meinen Augen nicht!

Der Pastor sah meinen Schock und fragte erstaunt: „Was ist los? Was hast du?“

„Diese Bibel!“ rief ich aus. „Ich habe genau die gleiche schon einmal gesehen!“

„Wo?“

„In den Untergrundkirchen von Rußland!“

Ich schlug sie auf und blätterte darin. Ja, das war sie. Es war die gleiche Bibel.

„Das ist schon sehr gut möglich“, erwiderte der Pastor. „Es ist eine von den Bibeln, die von einer Organisation mit Namen „Underground Evangelism“ gedruckt und nach Rußland gebracht werden.“

„Wo kann ich sie finden?“ fragte ich. „Ich möchte ihnen danken und ihnen sagen, daß ihre Bibeln ankommen.“

Er gab mir daraufhin die Anschrift dieser Organisation, und ich bat einen Freund, für mich dort anzurufen. Ich sprach mit dem Vorsitzenden, L. Joe Bass, der sich sehr für mich interessierte und mich auch gern persönlich kennenlernen wollte.

Wir hatten auch bald Gelegenheit dazu, als er auf seinem Weg nach Europa den Umweg über Toronto machte. Wir unterhielten uns mehrere Stunden lang, und ich erfuhr von der Arbeit, die diese Organisation leistet, um den verfolgten Christen in Rußland und anderen kommunistischen Ländern zu helfen, und ich dankte ihm im Namen der russischen Menschen.

Mein Englischkurs ging dem Ende zu, und ich war bald so weit, eine Arbeit annehmen zu können. Ich erhielt auch ein gutes Angebot von einer Elektronikfirma als Radioingenieur, und ich sah voller Erwartung in mein neues Leben. Ich würde ein gutes Gehalt bekommen, könnte mir einen Wagen leisten, später eine Familie gründen und ein eigenes Heim haben. Das war natürlich alles sehr verlockend für mich. Doch während ich über all diese angenehmen Dinge nachdachte, konnte ich die Erinnerungen an Rußland nicht loswerden. Ich konnte nicht die vielen Gläubigen vergessen, die immer noch um ihres Glaubens willen geschlagen wurden. Ich mußte an den jungen Mann denken, der meinen Platz in Nikiforows Sonderteam eingenommen hatte. Ich konnte die Bibeln nicht vergessen, die immer noch ver-

brannt wurden und die Gläubigen, die sich noch immer heimlich trafen. Ich dachte an die Millionen von russischen Jugendlichen, die, wie ich, irregeführt, illusionslos und enttäuscht nach der Wahrheit suchten. Ich konnte nicht anders, ich mußte alles tun, was in meinen Kräften stand, um ihnen zu helfen.

So begann ich denn, öffentlich zu sprechen, in Kirchen, vor der Presse, im Fernsehen und bei anderen Gelegenheiten. Ich sprach von den Verfolgungen und Schwierigkeiten in Rußland und auch darüber, was es für mich bedeutete, Christ geworden zu sein. Schließlich bat ich die Menschen, für mein Volk zu beten und ihnen zu helfen, soweit es im Bereiche des Möglichen lag.

Eines Tages kam ich vom Dundas Westbahnhof in Toronto und war auf meinem Nachhauseweg. Als ich merkte, daß ich verfolgt wurde, blieb ich plötzlich stehen und wandte mich abrupt um. Hinter mir standen drei bärenstarke Kerle. Einer von ihnen sagte in einwandfreiem Russisch: „Wenn du weißt, was für dich gut ist, dann hältst du den Mund! Wenn du noch einmal den Mund aufmachst, wirst du einen tödlichen Unfall haben. Denke daran, du bist gewarnt worden!“

Dann wandten sie sich um und waren in wenigen Augenblicken in der Dunkelheit verschwunden.

Ich kannte die sowjetische Polizei gut genug, um zu wissen, daß dies keine leere Drohung war. Ich wußte aber auch, daß ich eine große Verantwortung meinem Volk gegenüber hatte, besonders gegenüber denen, die so schwer für ihren Glauben verfolgt wurden. Wenn ich schwieg, wer sollte dann für sie sprechen? Wer würde von ihren Qualen erfahren?

Und so entschloß ich mich, trotz dieser Drohung zu tun, was ich glaubte, tun zu müssen.

Natürlich wünschte ich mir ein Zuhause, eine Familie und ein normales, geregeltes Leben, Dinge, die ich nie selbst kennengelernt hatte. Doch bevor ich daran denken konnte, mußte ich etwas für die tun, die ich zurückgelassen hatte. Ich mußte ihre Geschichte erzählen und ihnen helfen. Und ich mußte den Menschen zeigen, besonders den jungen, an meinem eigenen Leben, daß es einen Gott gibt und daß er selbst das verpfushteste Leben verändern kann, wie Er es an mir bewiesen hatte.

Die Seele des großen russischen Volkes ist nicht tot. Sie ist nicht erstickt unter einer fremden, gottlosen, sterilen Ideologie. Und sie wird auch nicht ersticken, solange es Männer gibt wie Alexander

Solschenizyn, Frauen wie Natascha Sdanowa und Millionen von anderen, in denen der Funke des Glaubens und der Liebe nicht erloschen ist.

Es ist vielmehr so, daß in Tausenden von Untergrundkirchen die Flamme des Glaubens heller leuchtet denn je und die Bindungen an göttliche Prinzipien wahrscheinlich gerade durch die brutalen Verfolgungen mehr wachsen als je zuvor.

Eines Tages vielleicht werden jene einzelnen, brennenden Lichter von Glaube und Liebe in einer einzigen großen Flamme aufleuchten.

Ich habe eine stille Botschaft an alle die Gläubigen in Rußland, die so viel dazu beigetragen haben, daß mein Leben anders wurde. Diese Botschaft habe ich in diesem Buch niedergeschrieben, in der Hoffnung, daß es eines Tages irgendwie zu ihnen gelangt und daß sie verstehen werden.

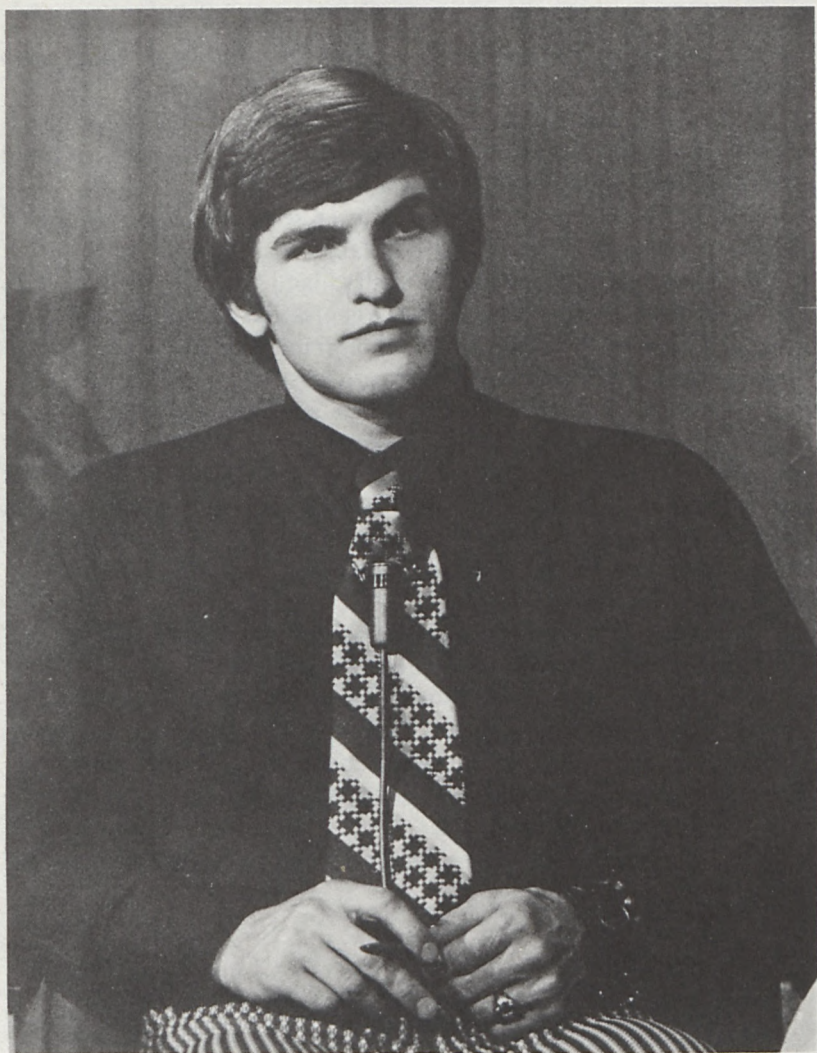
An Frau Litowtschenko, der gelähmten Frau des Pastors, den wir bei Elisowo getötet hatten: „Ich möchte Ihnen sagen, daß es mir unendlich leidtut, mehr, als Sie es sich jemals vorstellen können.“

An Nina Rudenko, das hübsche junge Mädchen, dessen Leben durch meine Attackiergruppe ruiniert wurde: „Bitte, vergib uns!“

Und schließlich an Natascha, die ich fürchterlich geschlagen hatte und die willens war, sich für ihren Glauben noch ein drittes Mal schlagen zu lassen, ihr möchte ich sagen: „Natascha, hauptsächlich deinetwegen ist mein Leben verändert, und ich bin jetzt dein Bruder in Jesus Christus. Ein neues Leben liegt vor mir. Gott hat mir vergeben. Ich hoffe, du kannst es auch.“

Danke, Natascha, wo immer du auch bist.

Ich werde dich niemals, niemals vergessen!



Für Sergei Kourdakov gilt das Wort von 2. Korinther 5,17: „Darum, ist jemand in Christus, so ist er eine neue Schöpfung; das Alte ist vergangen, siehe, es ist etwas Neues geworden!“

## Nachwort des Herausgebers

Kurz nach der Fertigstellung des Entwurfes für dieses Buch starb Sergei.

Er widmete sein „neues Leben“ der Aufgabe, die Christen Nordamerikas auf die Notlage der russischen Christen hinzuweisen und bat um Bibeln und Hilfe jeder Art für sie.

Von Januar bis April 1972 erzählte er seine Geschichte in vielen Kirchen in Kanada. Am 1. Mai des Jahres trat er der Organisation *Underground Evangelism* bei (in Deutschland und der Schweiz ist es die Christliche Ostmission). Diese Organisation hat es sich zur Aufgabe gemacht, den Gläubigen in den kommunistischen Ländern Bibeln und jede erdenkliche Hilfe zukommen zu lassen.

Er sprach in Gemeinden, im Fernsehen, gab Zeitungsinterviews und sprach vor Regierungsvertretern. Er erzählte von den Christenverfolgungen und sprach über die Methoden der Geheimpolizei. Außerdem arbeitete er an seinem Buch und sagte, daß er voller Freude auf den Augenblick warte, wo er über Radio zu der Jugend in Rußland sprechen könne. Die Vorbereitungen hierzu liefen, als die Nachricht von seinem Tod kam.

Verschiedentlich hatte er erwähnt, daß er sich bedroht fühlte, und schließlich ließ er sich eine Pistole zum Selbstschutz.

Am 1. Januar 1973 starb er durch eine Kugel aus dieser Pistole. Obwohl die Nachricht von seinem Tod erst als Selbstmord durch die Weltpresse ging, wurde diese Möglichkeit dann doch bald ausgeschlossen. Ein Verfahren wurde eingeleitet, und am 1. März 1973 wurde sein Tod als Unfall erklärt.

Genau an diesem Tag wäre Sergei zweiundzwanzig Jahre alt geworden.



Sergei mit Finger auf der Landkarte



Sergei Kourdakov zeigt die Stelle, wo die Elagin, ein sowjetisches Marineschiff, unweit von der kanadischen Küste, in einen schweren Sturm geriet.

Die Lebensgeschichte des jungen Autors zeigt, wie ein Mensch auf unfaßbar verschlungenen Umwegen durch Gottes Gnade zur Wahrheit durchdringen kann.

Sergei Kourdakovs Lebensweg führte durch ein mit Haß regiertes Waisenhaus, in einen Bereich

der Unterwelt und zur Führerspitze der kommunistischen Jugendliga. Als Offiziersanwärter einer sowjetischen Marine-Akademie wurde er zum Leiter einer brutalen Schlägergruppe ernannt, die auf Christen angesetzt war. Schließlich trat eine entscheidende Wende in seinem Leben ein, die ihn grundlegend am inneren und äußeren Menschen veränderte.

Sergei ist ein Beispiel dafür, wie Gott einen Menschen aus dem „Machtbereich der Finsternis“ und der Umklammerung des Bösen herauszuretten vermag, um ihn in das Reich seines geliebten Sohnes hineinzuversetzen (vgl. Kolosser 1,13).